German 48
Pitsch
SBR 069026561105

HOM
VIR
Mari
eno
Tasso

Herrn
D. Johann Valentin Pietschen,
Königl. Preußischen Hof-Raths und Leib-Medici, wie auch Ober-Land-Physici, und der Poesie Prof. Ord. in Königsberg,

Gesamlete
Poetische Schrifften
Bestehend aus

Staats- Trauer- und Hochzeit-Gedichten,

Mit einer Vorrede,
Herrn le Clerc übersetzten Gedancken von der Poesie
und Zugabe einiger Gedichte,
von

Johann Christoph Gottsched, A.M.

Leipzig, 1725.
zu finden bey Grossens Erben.

Gem.
KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG
48

Dem

MAGNIFICO,

Hoch-Edelgebohrnen Vesten und Hochgelahrten Herrn,

Joh. Burchard Mencken,

auf Görnitz,

Weitberühmten Rechtsgelehrten, Königl. Polnischen und Churfürstl. Sächßischen Hoch-bestallten Hof-Rath und Historiographo, der Historien öffentlichen Lehrer auf der Leipziger Academie, des grossen Fürsten-Collegii Collegiato, und der Englischen Societät der Wissenschafften Mit-Gliede.

Seinem Hohen Gönner.

Hoch-Edelgebohrner
Herr Hof-Rath,

Hoher Gönner,

Eure Hoch-Edelgebohrne Magnificentz erlauben hochgeneigt, daß sich die Schrifften eines Preußischen Poeten auch zu einem berühmten Poeten nahen dörffen. Herr Hof-Rath

 Pietsch

Pietsch hat nach dem Urtheile vieler Kenner, unter den Teutschen Tichtern noch wenige seines gleichen, über sich aber vielleicht gar keinen gehabt. Eure Magnificentz sind es, denen es, unter allen Meißnischen Poeten, noch keiner zuvor gethan. Wem hätte ich also diese Wercke mit besserm Rechte widmen können? Herr Hof-Rath Pietsch liebet und lieset keinen Lateinischen Poeten mehr, als den Horatius. Darinnen hat er andre große Männer, und darunter den berühmten Boileau der Franzosen, zu Vorgängern gehabt. Eure Magnificentz werden mit allgemeinem Beyfalle vor den Teutschen Horatius gehalten. Dero scharffsinnige Satiren nebst der anmuthigen Unterredung von der Poesie, liegen der Welt vor Augen, und werden auch bey denen Nachkommen diese Wahrheit bestätigen. In wessen Hände würde also der Urheber dieser Gedichte seine Schrifften lieber kommen lassen?

Doch was habe ich für Ursachen was fremdes zu einem Geschencke zu machen? Meiner Meinung nach, keine geringe. Mein eige-

eigenes Vermögen langet noch nicht zu, etwas ausgearbeitetes vor eines so gelehrten Mannes Augen zu legen. Eure Magnificentz haben zwar ein so gütiges Naturell, daß Sie den Wehrt der Ihnen zugeeigneten Blätter, nach dem Gemüthe des Uberbringers beurtheilen. Die eigene Erfahrung hat mich davon sattsam überzeuget. Doch wollte es sich geziemen, daß jemand der Ihro Magnificentz so viel zu verdancken hat, als ich, nach einigen Kleinigkeiten auch an was grössers und wichtigers gedächte, seine Ergebenheit öffentlich darzuthun. Dazu hätte sich mir nichts bessers darbieten können, als die Auflage dieser Pietschischen Gedichte. Ich übergebe sie derowegen Eurer Magnificentz um so viel freudiger, je weniger Antheil ich selber daran habe. Die berühmten Nahmen, Eurer Magnificentz, und des Urhebers dieser Gedichte, werden gleich unsterblich seyn: wiewohl Eure Magnificentz diese Unvergeßlichkeit noch um vieler andern Eigenschafften halber erlangen werden. Wird man nun nach vielen Jahren den einen bey dem andern erblicken, so wird dieses demjenigen zuzuschreiben seyn,

der

der die sonderbahren Verdienste eines und des andern, vielleicht mehr als sonst jemand erkannt und bewundert hat. Hieraus wird sich lebenslang eine besondere Ehre machen

Hoch-Edelgebohrner Herr Hof-Rath,

Eurer Magnificentz

treuverbundenster Knecht

Joh. Christoph Gottsched.

Geneigter Leser.

NIchts in der Welt köñte mir leichter fallen, als dir diese Sammlung teutscher Gedichte und insonderheit den Verfasser derselben mit einer weitläufftigen Lob-Rede anzupreisen. Wenn sich ein Schmeichler martern und qvälen muß, ehe er nichtswürdigen Dingen einigen Glantz geben kan, so erleichtert die Wahrheit alle Bemühungen einer aufrichtigen Feder. Darum bedörfen auch ihre Verehrer keiner großen Kunst, keiner weitgesuchten Zierrathe, wenn sie etwas rühmen wollen. Ihre Lob-Sprüche dringen tiefer in die Hertzen, wenn sie in blosser Erzehlung rühmlicher Eigenschafften bestehen, als wenn sie in ein mühsam durch einander geflochtenes Gewebe unnatürlicher Redens-Arten, verwickelt sind. Wenn Perralt seinen harten, magern und frostigen Chapelain dem Homerus und Virgilius vorziehen will, muß er freylich viel Künste gebrauchen und sich grosse Mühe machen, einer so unglaublichen Sache einigen Schein zu geben. Wenn abe riemand einen spitzigen Boileau dem Horatius, und einen lustigen Moliere dem Terentius an die Seite setzen wollte, so würde dieses Vorhaben in Ansehung seiner Leichtigkeit mehr vor ein Spielwerck, als vor eine Arbeit zu halten seyn. Nach einem schönen Angesichte ein schönes Bild zu mahlen, ist ohne Zweifel viel leichter, als nach einem heß-

richen Menschen ein Muster der Schönheit abzuschildern. So viel leichter fällt es auch einem Lob-Redner, was Lobwürdiges zu erheben, als Leute, die entweder gar keinen, oder doch einen sehr geringen Ruhm verdienen, als grosse Wunder-Männer darzustellen.

Aus diesen Ursachen würde ich mit geringerer Mühe zehn Lob-Schrifften auf Herrn Hof-Rath Pietschen, als eine einzige auf den Urheber des grossen Wittekindes verfertigen können. In dem ersten würde mir die Wahrheit behülfflich, im letzten aber fast allenthalben hinderlich fallen. Dem ohngeachtet trage ich mehr Bedencken ein wohlgegründetes Lob, als manche Heuchler ihre Unwahrheiten in die Welt zu schreiben: indem ich meine Leser hiemit versichere, daß ich gar nicht den Vorsatz gefasset habe, diese Vorrede der Pietschischen Schrifften, zu einer Lob-Rede ihres Verfassers zu machen.

Zwar an Bewegungs-Gründen dazu, würde es mir so leicht nicht fehlen können. Ich dörffte mich ja nur der eingerissenen Gewohnheit aller derer bequemen, die etwas fremdes ans Licht stellen. Dieselbigen halten es vor ihre Schuldigkeit, die gelehrte Welt zu überreden, daß dasjenige so sie herausgeben, gantz was unvergleichliches, was längst-gewünschtes und überaus nützliches sey. Ich dörffte nur der Begierde eines Gewinnsüchtigen und mißtrauischen Verlegers Gehör geben, und mich bemühen durch häufige Lob-Sprüche meines Poeten, einfältigen Lesern einen blauen Dunst vor die Augen zu machen; so, daß sie sich nicht enthalten könten, ein Buch um der Vorrede halber zu kaufen und dessen Urheber, um eines partheyischen Zeugnisses halber, hoch zuschätzen. Ich dörfte endlich nur meiner eigenen Hochachtung und Danckbarkeit, gegen den Hrn.

Hof-

Hof-Rath, als meinen sonderbaren Gönner den Zügel schiessen lassen, so würde dieselbe allein vermögend genug seyn, alle das Gute, so ich von ihm wüste, hieher zusetzen, und ihn also auf eine nachdrückliche Weise zu loben.

Es ist noch ein andrer Bewegungs-Grund verhanden, der mich vielleicht am stärcksten reitzen könte, den Verfasser dieser Gedichte über alle Teutsche Poeten zu erheben. Dieses ist die Liebe meines Vaterlandes und die Ehre so ich habe, dieses grossen Mannes Landsmann zu seyn. Ich weiß nicht was es vor eine innerliche Regung ist, die uns antreibet von einem gewissen Stücke des Erdbodens so gerne was gutes zu sagen, und solches andern Leuten glaublich zu machen. Wir sind in der That, so wenig an das eine, als an das andre Land angewachsen. Keine Provintz gehört uns mehr zu, als die andre, und ein Weiser erkennet die gantze Welt vor sein Vaterland. Doch allem Ansehen nach, ist es ein heimlicher Ehrgeitz, der uns allen ohne Unterscheid anklebet. Es scheinet doch zum wenigsten, als wenn von demjenigen Guten, das von der Landschafft, darinnen wir gebohren und erzogen worden, gesaget wird, auch uns selber ein gewisser Theil zugehörete. Daher glauben wir, daß die Verächter unsers Vaterlandes uns selbst verachten wollen, und daß hingegen diejenigen, die unsre Geburt-Stadt rühmen, auch von uns selbst eine gute Meinung hegen. Dieses kützelt uns dann auf eine verborgene Weise, und spornet uns mit Nachdruck an, mit dem Munde zwar, unser Vaterland und alles was demselben angehöret, im Hertzen aber uns selber unvermerckt zu erheben.

Diesem starcken Triebe zufolge, würde ich die Verdienste der Preußischen Nation, gegen die teutsche Poesie, ausführlich darzuthun bemühet seyn. Ich würde

de mich nicht ohne Grund auf den berühmten Simon Dachen berufen, der es dem grossen Lichte der Schlesier Martin Opitzen, zu einer Zeit zuvorgethan, in welcher noch gantz Teutschland in allen seinen Provintzen, lauter elende Meister-Gesänge schallen hörete. Ich würde ferner dieses treflichen Vaters wohlgerathene Söhne, einen Etmüller, Derschau, Kongehl und andre mehr erzehlen, die nicht nur dem gemeinen Wesen in wichtigen Aemtern, herrliche Dienste geleistet; sondern auch durch ihre beliebte Federn, einem Schlesischen Flemming, Abschatz und Tscherning gleich geworden. Ich würde dem Preußischen Frauenzimmer zu Ehren, der berühmten Königsbergischen Muse, Gertraut Möllerin gedencken, welche noch zur Zeit von keiner andern Teutschen Poetin übertroffen worden. Ich würde endlich derer noch itzo lebenden Tichter meines Vaterlandes Meldung thun, und darunter fürnehmlich desjenigen, dessen gesammlete Wercke ich hier denen Liebhabern mittheile; und auf das deutlichste zeigen, daß derselbe an feurigem Geiste, an Hoheit und Richtigkeit der Gedancken, an Reinigkeit der Sprache, an glücklichen Erfindungen und an Lieblichkeit seiner leichtflüssenden Schreib-Art, allen andern, die jemals teutsche Verse gemacht, überaus weit vorzuziehen sey.

Doch alle diese Bewegungs-Gründe sind nicht starck genug gewesen, mich zu einem weitläufftigen Lobe meines Poeten zu vermögen. Ich habe fast eben so viel wichtigere Gegen-Ursachen gefunden, die mich davon zurücke gehalten haben. Anfänglich weiß ich es, mit was vor Behutsamkeit, Leute die noch am Leben sind, gerühmet werden müssen. Wie leicht kan man ihren Feinden und Neidern; wie leicht auch ihnen selber zu nahe treten? Insonderheit ist mir die Bescheidenheit meines

Poeten

Poeten gar zu wohl bekannt, von welchem gewiß kein spöttischer Tadler iemals so scharff geurtheilet hat, als er selbst. Wie hätte ich ihm nun seine eigene Schrifften mit einer Vorrede vor die Augen bringen dörfen, die ihn fast bey ieder Zeile schamroth gemachet hätte? Ferner muste ich seinem wohlverdienten Ruhme, durch meine Lobes-Erhebungen keinen Abbruch thun. Die prahlenden Vorreden und ihre Lob-Sprüche sind ohnedem sehr verdächtig geworden, nachdem vernünfftige Leser wahrgenommen, daß es gantz natürlich zugehe, wenn ein Kaufmann seine Waaren herausstreichet. Insonderheit aber würde man mich diesmahl, vor einen partheyischen Lob-Redner gehalten haben, wann ich gleich die lautere Wahrheit geschrieben hätte. Was man von einem andern ohne Beweiß würde angenommen haben, wäre in meinem Munde, aus oberwehnten Ursachen, auch bey denen offenbaresten Gründen, zweifelhafft geworden. Endlich aber würde doch alle Mühe, so ich auf das Lob meines Poeten angewandt hätte, vergebens gewesen seyn. Wenn ich gleich alle das rühmliche von Ihm gesaget hätte, wozu mich Gewohnheit, Eigennutz, Danckbarkeit, Ehrgeitz und Schmeicheley hätten bewegen können: so hätte ich doch niemals mehr zu sagen gewust, als was bereits das gantze Teutschland mit *allgemeiner* und unpartheyischer Stimme von Ihm geurtheilet hat.

Es wird mir erlaubet seyn, diese öffentliche Lob-Sprüche einigen andern Historischen Umständen seines Lebens zu untermischen. Daß unser Poet schon in seiner zarten Jugend einen Trieb zur Poesie bey sich gespüret, ist fast gar nicht nöthig zu melden. Man weiß es ohne mein Erinnern, daß die Poeten gebohren werden, und daß diejenigen es in der Ticht-Kunst nicht weit bringen,

die

die wie Thomas Hobbes nach dem vierzigsten Jahre erst anfangen Verse zu machen. Ja die eigenen Wercke unsers Poeten werden zur Gnüge zeigen, daß ein solcher Reichthum seiner Sprache, eine solche Reinigkeit des Sylbenmaßes und der Reime, und ein solcher Uberfluß wohleingerichteter poetischer Gedancken, nicht ohne eine vieljährige Ubung, und ein vielfältiges Nachlesen, der allerbesten alten und neuen Tichter erwachsen könne. Wer begreifet aber nicht, daß sich dieses alles in der Jugend weit bequemer thun lasse, als in männlichen Jahren, die man ernsthafftern Dingen zu widmen pfleget. Ich habe aber eine besondre Probe davon zu geben, die zugleich zeigen wird, daß unser Poete mit dem Römischen Ovidius, der durch seinen Vater von der Poesie abgehalten worden, ein sehr ähnliches Schicksal gehabt. Meinen Lesern wird es nicht unangenehm fallen einige Verse hier zu lesen, die ich einesmahls unter andern Sachen des Herrn Hof-Raths auf einem kleinen Zettel gefunden, und so offt durchgelesen, daß ich sie, bis auf zwene Zeilen, auswendig behalten habe.

Wann mich des Lehrers Zucht zum Rechnen angeführt,
So hab ich Trieb und Lust zur Poesie verspürt.
Wenn mich des Vaters Zwang im Tichten stören wollte,
That ich was mir gefiel, und selten was ich solte.
Ein schmutzig Einmaleins war mein geschworner Feind,
Und Hofmanns-Waldau blieb mein allerbester Freund.
. . . . . .
. . . . . .
Des Gespers Rechen-Kunst hieß mir ein Ketzer-Buch,
Es traf dasselbige manch unverdienter Fluch:
Es solte Glut und Fluth vertilgen von der Erden,
Und sollt ich nimmermehr ein Cammermeister werden.

So

So groß die Aehnlichkeit zwischen diesen, und des Ovidius bekandten Versen: Sæpe pater dixit &c. ist, so deutlich sieht man doch, daß diese keine Nachahmung der Lateinischen sind, indem sie gantz eigene und neue Gedancken in sich fassen. Seine erste Academische Jahre hat er in seiner Vater-Stadt Königsberg zugebracht, und wiewohl er die Artzeney-Kunst zu seiner Haupt-Wissenschafft erwehlet, dennoch auch in der Poesie einen Unterricht gesuchet. Ich habe es von seinem damaligen Gesellschaffter, daß ihr Lehrmeister ihnen einmal den Satz: Lesbia wil nicht heyrathen, poetisch auszuführen aufgegeben, und seine Zuhörer zum voraus gefraget, wie sie diese Materie zu erweitern dächten? da habe nun dieser junge Poet nicht nur einen oder andern guten Einfall an die Hand gegeben, sondern zu ihrer aller Verwunderung aus dem Stegreife angefangen.

Wohin o Lesbia? du wilst ins Kloster gehn,
Und frommen Nonnen gleich in deiner Celle stehn.

auch dergestalt die völlige Ausführung des Gedichtes in richtigen Versen hergesaget, nicht anders als wenn er es aus dem Gedächtnisse hervor gebracht hätte. Auf seinen Reisen hat er in Teutschland, mit dem berühmten Neukirch eine genaue Freundschafft gemachet, auch den Hrn. von Besser, und andere grosse Poeten kennen gelernet. Als er im Jahre 1715. wo ich nicht irre, wieder in sein Vaterland zurücke kam, legte er die erste Probe seiner Poesie ab, als das Gedichte, auf den ersten Feldzug des Durchl. Printzen Eugenius in Ungarn heraus kam. Die Bescheidenheit, welche grossen Poeten so eigen ist, daß sie auch den Virgilius selbst vormals bewogen, seinen unverbesserlichen Vers

Es stürmt die gantze Nacht, der Morgen bringet Lust,
So herrschet Jupiter, doch auch zugleich August.

nicht

nicht anders als bey danckler Nacht an den Käyserlichen Pallast anzuhefften, und nach vielem Nachfragen, wer der Urheber desselben sey, alsdann erstlich, wiewohl nicht ohne Zittern und Beben hervor zu treten, da sich schon ein andrer der Käyserlichen Belohnung unverschämter Weise anzumassen unterstunde: Diese Bescheidenheit sage ich, bewog auch unsern Poeten, daß er den ersten Druck seines Gedichtes nicht einmal demjenigen Helden zuschrieb, den er darinnen gepriesen hatte; als welches er erstlich in der dritten vermehrten Königsbergischen Auflage gethan, welche auf dem 19 Blate dieser Sammlung zu finden ist. Dem ohngeachtet, brachte ihm dieses herrliche Werck nicht nur die damals ledige Poetische Professor-Stelle in Königsberg, sondern auch durch gantz Teutschland den Namen eines grossen Poeten zu wege. So bald es nach Leipzig kam, fand es solchen Beyfall, daß man es werth achtete, so weitläufftig es auch war, in die gelehrten Zeitungen gantz einzudrucken, vorher aber die Nachricht zu geben, daß in Königsberg ein gelehrter D. Medicinæ Herr Joh. Val. Pietsch, auf des Durchl. Printzen Eugenii glücklichen Feldzug in Ungarn, ein nettes teutsches Gedichte verfertiget, welches man seiner besondern Schönheit und guten Ausführung halber, denen Liebhabern einer reinen teutschen Poesie auf beygefügtem Blate gantz habe mittheilen wollen. Es sey durch gute Freunde ohne sein Wissen, der Presse untergeben worden, und man habe Ursache diese Freunde zu bitten, daß sie auch vor die übrigen Wercke eines so geschickten Poeten gute Vorsorge tragen wollten.

Ich kan es vor gewiß nicht sagen, wie vielmahl dieses beliebte Gedichte in Teutschland nachgedrucket worden.

den. So viel weiß ich, daß es in der von Menantes Stück-weise ans Licht gegebenen Sammlung Poetischer Sachen, imgleichen in einem Nieder-Sächsischen Poetischen Wercke stehet; von welchem letztern dieses zu mercken ist, daß es anfänglich gar nicht abgehen wollen, nachmahls aber, als der Verleger dieses Gedichte hinzu drucken und auf den Titel setzen ließ, daß des berühmten Pietschen Gedichte mit darinne stünden, Liebhaber genug gefunden. Wie rühmlich der Käyserliche Rath und Antiquarius Heräus, in der Vorrede zu der andern Auflage seiner Gedichte, von unserm Poeten geurtheilet, liegt aller Welt vor Augen. Und als im Jahr 1722 den 21 Sept. die unter dem weitberühmten Herrn Hof-Rath Mencke, in Leipzig blühende Teutsch-übende Poetische Gesellschafft ihr erstes 25 Jähriges Jubel-Fest begieng, und in einem bey solcher Gelegenheit herausgegebenen Gedichte, die Ehre der teutschen Poesie gegen die Ausländer vertheidigte, laß man unter andern auch diesen so lebhafften, als unserm Poeten rühmlichen Vers:

Wer steht nicht halb entzückt wenn Königs Laute klingt?
Wenn Pietschens Helden-Lied durch Phöbus Hayne schallet.

Indessen war unser Poete in Königsberg nicht müssig. Er erfüllete nicht nur die Pflichten so ihm sein Amt auferlegte, jährlich den Preußischen Crönungs-Tag und das hohe Geburts-Fest Ihro itzt regierenden Kön. Maj. in Preussen durch seine Arbeit zu feyren, und zuweilen fürnehmen Gönnern und guten Freunden, bey traurigen und freudigen Zufällen mit seinen Gedichten ein Andencken zu stifften, als woraus fast dieses gantze Werckchen erwachsen: sondern er führte unter der Hand ein grösseres Poetisches Werck aus. Als im

Jahre 1716 und 1717. der Ungarische Krieg mit so vielen Vortheilen der Christenheit wider die Türcken geführet wurde, schien diese wichtige Gelegenheit ihm allerdings werth zu seyn, ein völliges Helden-Gedichte davon zu verfertigen. Da es ihm nun an gehörigen Kräfften dazu nicht mangelte, konnte ihn sonst nichts hindern, dasselbe bald nach geschlossenem Passarowitzischen Frieden völlig zum Stande zu bringen. Er gab es in den Druck, und es waren im Jahr 1719 schon vier Bogen im grössesten Formate davon fertig, als der Urheber, aus gewissen Ursachen, darinnen einhalten ließ, und also sein herrliches Werck, welches ihm ohne Zweifel viel Fleiß gekostet hatte, bis auf diese Stunde unterdrucket. Doch koñten die bereits fertigen Bogen so sehr nicht verschlossen werden, daß sie nicht endlich ausser die Preußischen Gräntzen hätten kommen sollen. Im vorigen Jahre 1724 den 29. Junii, sahe man wieder in den gelehrten Leipziger Zeitungen, das gantze erste Stücke davon eingerücket, und unten in einer Anmerckung folgende Nachricht stehen. **Das Gedichte Herrn Hof-Rath Pietschens auf den Ungarischen Feldzug des Prinzen Eugenii, hat einen so allgemeinen Beyfall gefunden, daß alle rechtschaffene Kenner eifrig gewünschet, ein mehreres von einer so geschickten Hand zu lesen. Dieses Verlangen hat sich verdoppelt, nachdem man vernommen, daß der Herr Hof-Rath ein Helden-Gedichte auf Sr. Kayserliche Majest. Carl den VI. unter der Feder habe; und da solches schon eine geraume Zeit, nicht ohne Widerwillen, von den Liebhabern einer reinen und männlichen Poesie erwartet worden, so hoffen wir, der Herr Hof-Rath werde uns eine kleine Verwegenheit zu gute halten. Wenn wir zu einiger Befriedigung besagter Liebhaber, den Anfang seines Helden-Gedichtes, der uns**

ohn-

ohngefehr in die Hände gerathen, auch ohne sein Vorwissen hier einrücken; in Hoffnung, er werde sich desto mehr dadurch antreiben lassen, solches selbst mit nechstem vollkommen ans Licht zu stellen, und dadurch zu erweisen, daß die teutsche Poesie auch in Helden-Gedichten, wo nicht alle andre Nationen übertreffe, doch keiner derselben etwas nachgebe.

So angenehm diese Nachricht, ihrer reinen und fliessenden Schreib-Art halber zu lesen ist, so viel Vertrauen kan man zu ihrem Urheber haben, daß er von einem teutschen Poetischen Wercke sehr gründlich zu urtheilen wisse. Und in der That, hat ein ieder der die beygefügten Verse selbst mit Verstande gelesen, sich genöthiget gesehen eben das zu urtheilen, eben das zu gestehen, und eben daß zu wünschen. Und so habe ich, wie mich düncket, die öffentlichen Urtheile unpartheyischer Teutschen von unserm Preußischen Poeten mit einer Historischen Einfalt erzehlet. Meine Leser mögen nunmehro selbst nachdencken, ob ich wohl etwas mehreres zu seinem Lobe hätte sagen können, als bereits von andern gesaget worden?

Auf diese von mir geschehene Herausgebung seiner gesammleten Wercke zu kommen, so wird ein ieder aus dem bisherigen schon schliessen können, daß sie ohne das Vorwissen des Herrn Hof-Raths unternommen worden. Wolte man hieran nur im geringsten zweifeln, so wolte ich leicht einen Brief aufweisen, darinnen der Herr Hof-Rath schreibet, daß er seine Kinder bishero noch so nicht geputzet habe, daß sie mit ihres Vaters Ehre in die Welt reisen könnten, weswegen er ihren Raub zu verhüten bäthe. Habe ich nun einẽ solchẽ Kinder-Raub begangen, so habe ich doch keinem als dem Eigenthümer derselben Red und Antwort davon zu geben:

welches auch theils schon geschehen ist, theils noch geschehen wird. Die beste Entschuldigung wird wohl seyn, daß dem Herrn Hof-Rath hiedurch nur eben das wiederfahren sey, was andern grossen Poeten z. E. dem berühmten Herrn Kriegs-Rath von Besser mit seinen Schrifften begegnet ist. Soviel weiß ich gewiß, daß ich mir alle Liebhaber der Poesie dadurch verbindlich mache, daß ich ihnen dasjenige in die Hände liefere, was eine allzu grosse Bescheidenheit des Urhebers, ihnen vielleicht noch etliche Jahre entzogen haben würde.

Es ist wahr, daß diese Sammlung noch nichts vollkommenes ist. An dem Helden-Gedichte auf Ihro Kayserl. Majest. fehlet mehr als fünfmahl so viel, welches ich zwar lesen gehöret, aber niemahls in Händen gehabt. Von andern kleinen Gedichten möchte auch eins und das andre meiner Sorgfalt in Zusammensuchung derselben, entwischet seyn. Allein, dieses kleine Werck sollte auch nur ein Vorschmack seyn. Die völlige Vergnügung kan niemand als der Herr Hof-Rath selber geben. Die Liebhaber finden indessen hierinnen sehr viele Meister-Stücke der teutschen Poesie, die bisher nicht ausser Preussen gekommen waren; Insonderheit die unvergleichliche Ode auf die Kranckheit und Genesung des Durchl. Printzen Eugenii, welche recht nach dem Geschmacke der Alten eingerichtet ist, und der berufenen Ode des Boileau, auf die Eroberung Namurs wo nicht vorgehet, doch gewiß gantz gleich kommet. In gleichem Feuer sind einige andre Oden, die unter denen Hochzeit-Gedichten befindlich sind, geschrieben; denn überhaupt ist die erhabene Schreib-Art unserm Poeten natürlich. Er hat auch bey denen gemeinsten Dingen edle Gedancken, und an diesen ist er so reich, daß er keinen andern weit gesuchten Putz so genannter Realien

nöthig

nöthig hat. Er hat sich auch derselben gar selten bedienet, es sey dann, wo er genöthiget worden seinen Neidern zur Beschämung, ein solch gelehrtes Mischmasch wider seinen Willen zu machen, davon auf dem 156 Blate ein Exempel zu finden ist.

Doch ich fange wieder Vermuthen an, meinen Poeten zu loben. Ich will also nur noch gedencken, daß derselbe auf die hohe Schwangerschafft Ihro Maj. der Röm. Käyserin eine Poetische Ahndung heraus gegeben, worinne er Deroselben einen jungen Ertz-Hertzog prophezeyhet. Seine Freunde denen er dasselbe gewiesen, haben ihn nach der Zeit einer falschen Weissagung beschuldiget; weil an statt eines Ertz-Herzoges, eine Ertz-Herzogin sich eingefunden. Er ist nicht der einzige, der hierinnen gefehlet, aber ich glaube fest, daß er der einzige sey, der sich so sinnreich deswegen entschuldigen können, als er in folgenden Zeilen gethan, die ich von guter Hand vor kurtzer Zeit empfangen habe.

Uber die Ahndungen von der Geburt der Römischen Kayserin.

Der Morgen wieß sich schon am ofnen Wolcken-Thor,
Die rothe Demmerung trieb schon den Tag hervor,
Ich rief der Hofnung nach, von Freuden eingenommen:
Seht! frohe Völcker, seht! den Sonnen-Wagen kommen.
So blickt mein Auge nur auf dies entfernte Licht,
Und sieht auf die Natur und ihre Ordnung nicht,
Die uns am Himmel erst die Morgenröthe zeiget,
Eh Phöbus aus dem Schooß bestrahlter Wellen steiget.

Was mich anlanget, habe ich dieses Werck so gut eingerichtet, als es sich hat thun lassen. Die drey Abtheilungen, in Staats-Leichen- und Hochzeit-Gedichte

fielen von selbst in die Augen, und ich hätte wünschen wollen, daß ich auch in einer jeden, noch eine besondre Ordnung hätte machen können. Allein zum Theil war es unmöglich; denn da ich einige Gedichte nach und nach aus Preußen bekommen, als schon das meiste fertig war, so hat man gar einen kleinen Anhang machen müssen. Zum Theil aber ist es auch unnöthig gewesen. Ein jedes Gedichte ist an sich lesenswürdig und verlieret nichts von seinem Werthe, an welchem Orte es auch stehet. Die Zeit-Ordnung gehöret mehr vor die Historie als Poesie: Und den Rang aller derer, auf welche die meisten Gedichte verfertiget worden, auszumachen, war mein Werck nicht.

Weil endlich der Verleger das Werckchen gerne etliche Bogen stärcker haben wollte, so habe ich nicht nur des berühmten le Clerc Gedancken, von denen Poeten und der Poesie selbst, ins Teutsche übersetzet, worinnen ohne Zweifel viel gute Erinnerungen vorkommen, die unsre Poesie vernünfftig zu machen dienen, sondern auch am Ende ein paar Gedichte von meiner Arbeit, beydrucken lassen. So groß meine Verwegenheit hierinn ist, da man meine Schwäche niemahls deutlicher würde wahrgenommen haben, als da ich mich gegen einen Stern der ersten Grösse gestellet: So deutlich wird man den Unterscheid zwischen einem hellen und dunckeln Lichte daraus abnehmen können. Doch davon mögen meine Leser selbst urtheilen, deren Gewogenheit ich mich hiemit gehorsamst empfehle.

Des berühmten Johann le Clerc Gedancken Uber die Poeten und Poesie an sich selbst.

I. Von dem Nutzen und Schaden der Poesie.

Unzehlige Leute lesen die Poeten, und wissen doch nicht, was ein Poete sey? oder wenn sie es ja wissen, so können sie es doch nicht sagen. Ein Poete ist ein Mensch, der die Sache davon er handelt, entweder gantz, oder zum Theil erdichtet, dieselbe in eine gewisse Ordnung bringet, die den Leser in Verwunderung setzen und aufmercksam machen kan, und alles so vorträget, daß es sowohl im Absehen auf das Sylben-Maaß, als auf den Ausdruck von der gemeinen Art zu reden, entfernet ist. Das heißt, wer ein Gedichte lieset, muß dencken, er lese die Schrifft eines Lügners, der uns lauter ungeheure Dinge, oder zum wenigsten solche Wahrheiten vorstellen wil, die so gar verdorben sind, daß man kaum das Wahre vom Falschen unterscheiden kan. Man muß sich erinnern, daß die prächtigen Redens-Arten, nur mehrentheils unsern Verstand einnehmen sollen, und daß die Abwechselung langer und kurtzer Sylben, nur unsre Ohren zu kützeln gebraucht werde, damit wir theils seine Materie bewundern, theils vor ihn selbst eine grosse Hochachtung bekommen mögen. Diese Gedancken können uns zum Gegengifte dienen, wenn wir die Poeten lesen werden: Eine Arbeit, die zwar Leuten von gesetztem Verstande nützlich seyn, aber auch sehr irre machen kan, wenn Leute von schwachem Verstande sich gar zu sehr in dieselbe vertiefen.

Fraget man, wozu die Poeten nütze sind? so muß man alsbald, die Alten von denen Neuen, und diejenigen so in lebendigen Sprachen schreiben, von andern die in denen todten tichten, unterscheiden. Man muß auch mit Fleiß die Nutzbarkeit so die Poe-

ten mit allen andern Scribenten gemein haben, von ihrem besondern Nutzen unterscheiden. Hievon kan nun verschiedenes gesagt werden.

Desjenigen Nutzens, den man aus andern ungebundenen Scribenten eben sowohl als aus denen Poeten ziehen kan, nicht zu gedencken; so ist es gewiß, daß die alten Poeten in zweyen Stücken dienen können. Zuerst geben sie uns die schönsten Sitten-Lehren und Klugheits-Regeln, womit sie ihre Wercke ausgeschmücket haben, und weil ihre Fürschrifften in angenehmen Worten und Versen vorgetragen werden, wird man sehr dadurch gerühret, ja man behält sie auch leicht im Gedächtnisse. Zum andern, weil ihre Schreib-Art edel und erhaben ist, so erhitzet sie die Einbildungs-Krafft ihrer Leser und gewöhnet sie an, sich auf eine muntre und lebhaffte Art auszudrucken. Darum riethen auch die alten Redner denen, so sich auf die Beredsamkeit legten, die Poeten fleißig zu lesen.

Das sind überhaupt die grösten Vortheile, die man aus den alten Poeten ziehen kan; denn das nenne ich keinen Nutzen, wenn man sie nur zur Ergetzung lieset, weil man in dieser Absicht auch die Geschicht-Schreiber lesen kan, zu geschweigen, daß es keine ernstliche Beschäfftigung ist, wenn man nur vor die lange Weile was lieset. Aber vielleicht fraget man mich: ob die neuern, so Griechische und Lateinische Verse machen, von eben dem Nutzen sind? Ich antworte, Nein: weil sie in allen Stücken denen Alten nachgehen. Die schönen Denck-Sprüche, so man in den Alten bewundert, finden sich bey denen Neuen nicht leicht, und es fehlt auch sehr viel daran, daß ihre Schreib-Art so schön sey, als die Schreib-Art der Alten.

Viele Neuere, die Griechische und Lateinische Verse machen, sind denen Alten so ähnlich, als die Affen denen Menschen. Sie ahmen mehr ihre Fehler, als ihre gute Eigenschafften nach. Und es ist gefährlich, sowohl die Gedancken als die Schreib-Art der Neuern nachzuahmen. An statt wichtiger und erhabener Sprüche, geben sie uns gemeine und niedrige Gedancken. An statt einer reinen und kurtz-gefasten Schreib-Art, sieht man in ihren Gedichten verdächtige Redens-Arten, und verdrüßliche Wiederhohlungen gleichgültiger Ausdruckungen, die sie denen Alten abgestohlen, und auf der unrechten Stelle angebracht haben; Es giebt wenig neue Griechische und Lateinische Poeten denen man nicht ein gutes Theil von dem was itzo gesagt worden, vorwerfen kan. Jungen

Leu-

Leuten so sich auf die freyen Künste legen, wird auch niemand rathen dieselbe zu lesen. Man verweiset die Jugend zu denen Alten, und räth ihnen dieselben zu lesen, ohne ihnen die neuern Poeten zu nennen. In der That würde es eben so lächerlich seyn die Neuern zu lesen, wenn man die alte Poesie zu lernen gesonnen wäre, als die Italienischen Verse der Ausländer, z. E. des Herrn Menage zu lesen, wenn man Italiänisch zu lernen lust hätte. Man weiß, daß die Italiäner darüber lachen und grosse Schnitzer darinnen anmercken. Solten nur die alten Poeten auffstehen, sie würden ebenfalls über unsre Griechische und Lateinische Verse lachen müssen, und sich verwundern, daß so viel Leute ihre Zeit mit einer Arbeit verderben, die ihnen so schlecht von statten gehet.

Wenn die alten Welt-Weisen itzo in die Welt zurücke kommen und ohne Vorurtheil unsre neue Philosophen studiren möchtē, würden sie aufrichtig gestehen, daß sie selber, sowohl in der Kunst wohl zu schliessen, als in der Ordnung und dem Ausdrucke ihrer Gedancken, als auch endlich in der Wichtigkeit der Erfindungen, mit ihnen gar nicht zu vergleichen seyn. Eben das kan man von denen alten Sprachverständigen und Auslegern der Heil. Schrifft, in Vergleichung mit denen neuern sagen. Aber im Absehen auf die Poeten, ist es gewiß, daß die Neuern (ich rede von denen so in denen todten Sprachen schreiben,) nichts als Schüler der Alten zu nennen sind. Woher kommt das? daher, weil sie nur Affen der Alten sind, nichts von sich selbst schreiben, und nur durch die Nachahmung zu Poeten werden. Denn sie haben die Dicht-Kunst selbst nicht aus dem Grunde gefasset, wie die Weltweisen und die andern von welchen ich geredet, gethan haben.

Will man sich von dieser Sclaverey der Nachahmung loßreissen, so muß man in seiner Mutter-Sprache schreiben. Alsdenn gedenckt man nicht so sehr an die Ausdruckungen und Gedancken der Alten, und wie man selbst einen Uberfluß von heutigen Wörtern und Vorstellungen hat, so wird man selbst zu einem Muster. Die Dichter von dieser Gattung leisten ihrer Sprache nnd ihrem Volcke eben die Dienste, welche die alten Griechen und Römer ihrem Vaterlande geleistet. Wenn man noch keinen hat, der es dem Homerus und Virgilius in den heutigen Sprachen gleich gethan hat, so kommt es meiner Meinung nach daher, weil die Begierde nachzuahmen gar zu sehr unter ihnen herschet, und weil sie sich noch nicht getrauet dem Triebe zu folgen, den eine edle, durch die gesunde Veruunfft erleuchtete und wohleingerichtete Einbildungs-

Krafft

Krafft haben kan. Sie mischen die Poetischen Zierrathen des alten Griechenlandes und Italiens gar zu sehr in ihre Gedichte, die sie gäntzlich vermeiden müsten, wenn sie selbst vollkommene Muster werden wollten. Hierinnen muß etwa ein glücklicher Kopf, der von allen Schulfüchsereyen frey ist, denen übrigen mit einem guten Exempel vorgehen, und denen heutigen Völckern dasjenige zeigen, was Homerus uns zeigen könte, wenn er etwa unter uns gebohren würde, und die Poesie nach den Regeln der gesunden Vernunfft von neuem erfände, welche heutiges Tages tausendmahl bekandter sind als vor Zeiten. Dann würde man Verse sehen, die von dem gantzen Plunder der Heidnischen Götter gesaubert wären, welche die Alten deswegen in ihre Verse mischen konnten, weil das gemeine Volck glaubete, was man ihnen davon sagte. Heute zu Tage da man es nicht mehr glaubet, kan man es nicht ehe vor schön halten, als bis man die Zeit darinn man lebet, und die Wahrheiten davon wir am meisten versichert sind, ins Vergessen gestellet. Man muß gleichsam seinen Verstand in die alten Zeiten versetzen, um ihren Geschmack und ihre Gewohnheiten anzunehmen, ohne welche man diese fremde Zierrathe, nicht würde verdauen können.

Doch dem sey wie ihm wolle, die Poeten derer itzigen Sprachen sind sowohl im Absehen auf die Gedancken, als im Absehen auf ihre Schreib-Art von gutem Nutzen. Ich setze zum voraus, daß die Franzosen, und alle die ihre Sprache recht verstehen, dem Herrn Corneille, Despreaux, Racine, Fontaine, Fontenelle, und andern die in einer Gattung der Poesie vortreflich sind, eben so verbunden seyn, als die Alten ihren besten Poeten. Man sieht in ihren Schrifften eine ungemeine Stärcke der gesunden Vernunfft, eine Hoheit und Zärtlichkeit der Gedancken, die mit so vieler Schönheit und Anmuth im Ausdrucke verknüpfet sind, daß man sie ohne Bewunderung nicht lesen kan. Die andern Völcker, auch so gar die Nordischen, rühmen sich gleichfalls dergleichen Dichter zu haben, die diesen nichts nachgeben, aber davon kan ich nicht urtheilen.

Nachdem ich nun die vornehmsten Vortheile angezeiget, so man aus denen alten und neuen Poeten ziehen kan; so muß ich auch von dem Schaden reden, welchen sie denen verursachen, die sich gar zu sehr in sie verlieben, und ihre Vernunfft noch nicht genugsam gebessert haben. Zum ersten sind die Poeten voll falscher Gedancken, wodurch man sich entweder betrügen läst, oder doch unvermerckt den guten Geschmack, und die Richtigkeit des Verstan-

standes verliert: Dinge, so die schönsten Zierrathe der menschlichen Natur sind. Wenn man diese Art Schrifften nicht nur mit einem gelinden Nachsehen, sondern auch mit Verwunderung, bloß wegen ihrer schönen Schreib-Art, gar zu offt lieset, gewöhnet man sich unvermerckt an, eben so, wie sie zu dencken, und dasjenige vor richtig zu halten, was doch gantz und gar falsch ist. Man kan diese Schwachheit des menschlichen Verstandes in Lesung einer gantz andern Gattung von Büchern wahrnehmen, welche aus eben dieser Ursache, eine gantz ähnliche Wirckung hat. Man lieset an einigen Orten die alten Kirchen-Lehrer, sonderlich die Lateinischen, mit dem festen Vorsatze, alle ihre Gedancken vor schön und gründlich zu halten, und ihnen seine gantze Vernunfft aufzuopfern. Woher es denn geschieht, daß man nicht allein allen falschen Gedancken und elenden Vernunfft-Schlüssen, davon ihre Schrifften voll sind, Gnade wiederfahren läst, sondern sie auch allmählich bewundert und nachzuahmen suchet. Man nimmt keine andre Ordnung in seinen Schrifften in acht, als diejenige, so eine erhitzte Einbildungs-Krafft durch die Entzückungen einer falschen Beredsamkeit, an die Hand giebet. Ja alle Vernunfft-Schlüsse, die den geringsten Schein haben, werden vor gut gehalten. Eben so gehts mit denen die sich das Gehirn durch das lesen der Poeten gar zu sehr erhitzen. Sie behalten zuletzt keinen Geschmack von der Richtigkeit eines Schlusses. Eine Rhetorische Figur vertritt bey ihnen die Stelle eines gründlichen Beweises, wenn sie nur in schönen Redens-Arten und einer wohlklingenden Abwechselung langer und kurtzer Sylben vorgetragen ist. Wie man einer Opera, der Musick halber, tausend abgeschmackte Possen zu gute hält; so macht auch der angenehme Klang der Worte und die Zierlichkeit des Ausdruckes, daß man denen Poeten und endlich auch sich selbst, alle dergleichen Dinge vor genossen ausgehen läst.

Ahmet man nun die falschen Gedancken der Poeten nach, wenn man sie sehr lieset, so läst man sich durch ihre Schreib-Art noch mehr verderben, insonderheit wenn man noch jung ist. Wenn gleich etwas in einem Verse nicht gar zu hochtrabend ist, so wird es doch in ungebundenen Reden unerträglich. Wer sich indessen an die aufgeblasenen Redens-Arten der Poeten gewöhnet hat, bildet sich ein, daß er gantz niederträchtig schreibe, wenn er sich natürlich ausdrucket, ja die aller erhabensten Redens-Arten ungebundener Schrifften scheinen ihm eißkalt zu seyn. Indem man sich also bemühet was hohes zu schreiben, verfällt man in einen Poetischen

Schwulst

Schwulst der durch alle Lehrer der Beredsamkeit verdammet worden. Wir borgen von denen verderbtesten Poeten ihre Figuren und andre uneigentliche Redens-Arten, und bilden uns alsdann erst ein, sinnreich zu seyn, wenn man, uns zu verstehen, viel Witz und Nachdencken besitzen muß.

Indessen geschieht es, daß man durch die gar zu sehr gekünstelte Schreib-Art in die frostige verfällt, die man doch dadurch zu vermeiden dachte. Denn nichts ist kaltsinniger, als verächtliche und gemeine Dinge durch einen allzuaufgeblasenen Vortrag, vor was grosses und hohes ausgeben wollen. Daher kommts nun daß wenn sich ein solcher Redner mit Gewalt zwinget, seine Zuhörer zu rühren, dieselbe darüber einschlafen, oder doch in eine solche Stille gerathen, die von dem Schlafe nicht sehr unterschieden ist. Kommt er gar auf die Gedancken, etwas von seinen Sachen heraus zu geben, so ist es noch ärger vor ihn, weil die Leser tausendmahl schärffer, als die Zuhörer zu urtheilen pflegen.

Das ist nun der Schade, den die Poeten denjenigen verursacht, so sie nicht mit genugsamem Verstande lesen. Ich rede hier nicht von dem übrigen, welches in Lesung andrer Bücher eben sowohl zu befürchten ist, die den Verstand oder den Willen verderben können, ich rede nur von dem Nachtheile, den die Poeten insbesondre anrichten, wenn man sich nicht vor ihnen in acht nimmt.

II. Woher es kommt, daß die Poesie so angenehm ist.

DRey Dinge können in einer Rede angenehm seyn, die Materie davon sie handelt, die Ordnuug darinn dieselbe vorgetragen wird, und die Schreib-Art der man sich bedienet, dieselbe auszudrücken. In allen diesen Stücken ist die Poesie beliebt; aber man hat auch in dreyfachen Absichten, gar viel dabey zu erinnern.

Die Materie der Helden-Gedichte u. Trauer-Spiele, von welche ich itzo nur allein gedencken will, gefällt uns wegen der sonderbaren Fürtreflichkeit der Thaten und Begebenheiten, so sie uns vorstellet, und durch die seltsamen Zufälle, die unsre Gemüths-Bewegungen rege zu machen geschickt sind. Die mit Furcht, Mitleiden und Zorn vermischte Verwunderung, welche sie Wechsels-weise in uns hervorbringet, reitzet uns zur aufmercksamen Betrachtung ihrer Vorstellungen, und machet, daß wir sie mit Vergnügen lesen.

Das

Das menschliche Hertz ist dazu gemacht, daß es soll in Affecten seyn. Es will gerne stets rege gemacht werden, und nichts ist ihm mehr zuwieder, als eine gäntzliche Stille und Unempfindlichkeit. Daher kommt es auch, daß die Poeten es so leicht gewinnen können. Wer kan in der Aeneis die Begebenheiten des Turnus lesen ohne daß er dadurch empfindlich gerühret werde, und ohne sich gutwillig einer angenehmen Traurigkeit zu überlassen? Man kan nicht einmal die Beschreibung der Gemüths-Bewegungen, die den unbarmhertzigen Mezentz nach dem Tode seines Sohnes beunruhigten, ohne sonderbare Regung lesen, die Virgil dergestalt ausgedrucket hat:

Es wallt sein reges Hertz
Vor ungemeiner Scham, von Raserey und Schmertz,
Bald stürmt in seiner Brust die Furie der Liebe,
Und bald die strenge Wuth bewuster Helden-Triebe.

Sobald man in einen Affect geräth, ist man nicht mehr im Stande von einer Sache recht zu urtheilen. Man übersieht alle Fehler, und an dem Poeten der uns hat rege zu machen gewust, kommt uns alles miteinander recht schön vor.

Die Römer, welche gewohnt waren sich in ihren Siegen großmüthig zu erzeigen, und denen es sehr fremde würde vorgekommen seyn, wenn man ohne Mitleiden, bey dem Grabe eines im Treffen gebliebenen Feldherrn, etliche Gefangene erwürget hätte, nahmen es doch dem Virgil gar nicht übel, als er seinen Aeneas, den allerfrömsten Mann von der Welt, der denen Göttern so angenehm war, also aufführete, daß er acht Personen bey dem Grabe des Pallas umbringet.

Er reißt vier Jünglinge, die Sulmons Stadt gezeugt,
Er reißt noch andre vier die Ufens aufgesäugt,
Zum Scheiter-Hauffen hin, er opfert sie den Schatten,
Und läst ihr warmes Blut sich mit den Flammen gatten.

Er kan sich mit nichts entschuldigen, als mit dem Exempel des Homerus, dem er hierinne gefolget ist. Denn dieser läßt seinen Achilles eben dergleichen Grausamkeit begehen, wenn er, im 23sten Buche seiner Ilias, zwölf Trojaner bey dem Scheiterhaufen dem Patroclus aufopfert. Allein was einem so wütenden und verwegenen Achilles kan übersehen werden, steht dem frommen Aeneas nicht wohl an. Sonst darf man es dem Virgilius, der eine gesun-

dre

dre Vernunfft hatte, und zu einer ungleich bessern Zeit lebete, als Homerus, weniger als diesem zu gute halten, daß er seinen Helden eine so barbarische That begehen lassen. Indessen vergiebt man ihm diese Unmenschlichkeit, um der fürtreflichen Sachen willen, die er durch den Aeneas ausrichten lassen, und der hohen Abbildung halber, die er uns sonst allenthalben von ihm machet.

Hat nun Virgilius in diesem Stücke wider den Wohlstand verstoßen, so hat er anderwerts wider die gesunde Vernunfft gehandelt, indem er im 3ten Buche seiner Aeneis schreibet, daß sich die Pfeile des Polymnestors womit er den Polydorus erschossen hatte, in Aeste desjenigen Baumes verwandeln müssen, dessen Wurtzel Polydorus selbsten war. Wenn er im 6ten Buche aus einem andern Baume einen güldenen Ast wachsen läst, und endlich im 11ten, die verbrandten Schiffe des Aeneas in Meer-Nympfen verwandelt. Ich weiß, daß man ihn entschuldiget, indem man saget, daß er hierinn der Gewohnheit der alten Fabeln, und denen Einbildungen des Pöbels folgen wollen, der dergleichen Erdichtungen vor schön hielte, und glaubte die Poeten hätten sich darinn sehr bescheiden verhalten, wenn sie nur ihren Göttern nicht offenbar ungereimte Dinge zuschrieben. Diese Ursachen sind gut, die Mährlein der alten Weiber zu entschuldigen, die man nur die Kinder einzuschläfern brauchet, nicht aber ein Gedichte, welches mit vieler Kunst ausgearbeitet ist, worinnen auch nichts als was wahrscheinlich ist, vorgetragen werden soll. Man kan nicht sagen, daß in dergleichen Sachen was wunderwürdigers stecke, als in Dingen so sich zutragen können. Solche Erdichtungen sind, die Wahrheit zu sagen, nicht wunderwürdig, sondern lächerlich. Man wird mir zugestehen, daß die Aeneis nichts von ihren Schönheiten würde verlohren haben, wenn Virgilius diese Stücke gleich ausgelassen hätte; alsdann aber wäre man der Mühe überhoben, ihn deswegen zu entschuldigen. Eigentlich zu sagen, sind unsre heutige Romane nichts anders als ungebundne Gedichte, wo es so zu reden erlaubt ist. Sie würden aber ohnfehlbar ausgezischet werden, wenn man dergleichen Erdichtungen einbringen wolte. Ob sie gleich bisweilen Helden aufführen, die vor vielen Jahrhunderten gelebet haben, als z. E. Cyrus. Scudery hätte niemahls das Vergnügen gehabt, das Ende seines starcken Romans zu erleben, wenn er dergleichen ungereimt Zeug eingemischet hätte. Sein Verleger würde nimmermehr Lust gehabt haben, denselben bis auf den zwölfften Band

fort-

fortzusetzen, wenn er die Ersten nicht loß geworden wäre. Was mich betrifft, so finde ich zwischen den Erdichtnngen der heutigen Romane, und wenn man auf die Materie allein siehet, denen Gedichten der alten Poeten eben den Unterscheid, der zwischen Mahlern seyn würde, deren einer die Natur nachahmen und nichts abschildern wollte als was man würcklich sehen kan, der andre aber solche Thiere mahlen möchte, die man nirgends wahrgenommen hätte, dergleichen ein Elephante mit einem Crocodillen-Kopfe, oder sonst ein Ungeheuer seyn würde. Solche Bilder würden das Gesichte mehr verletzen, als vergnügen, und die Schönheit der Farben würde nicht zulänglich seyn, die närrischen Einfälle des Mahlers angenehm zu machen. Es ist nicht nöthig, die Deutung dieses Gleichnisses auf die vorhabende Materie zu machen.

Auf die ordentliche Einrichtung eines Gedichtes zu kommen, so ist es gewiß, daß sie was wunderliches an sich hat, welches den Leser sogleich aufmercksam machet; Denn anstatt, daß man die Sache von Anfang erzehlen sollte, so fängt der Poet in der Mitten an, welches dem Leser viel zu schaffen giebt, und ihn begierig macht zu wissen, wie doch der Held von dem gehandelt wird, in den Zustand gekommen sey, in welchem man ihn vorstellet. Dieses hat Virgil in seiner Eneis weit besser beobachtet, als Homerus in seiner Ilias. Dieser letztere fängt von der Uneinigkeit des Achilles mit dem Agamemnon an, u. fährt nach der Zeit-Ordnung fort, ohne irgend etwas erzehlen zu lassen, was vorhin geschehen war, es sey denn Stückweise; wozu man sehr viel hinzusetzen muß, wenn man eine vollständige Historie des Trojanischen Krieges haben will, nehmlich bis an den Tod und das Begräbnis Hectors, womit sich sein Gedichte endiget. Es ist wahr, daß die Odyssee besser eingerichtet ist; aber die Eneis ist gantz vollkommen. Sie fängt im siebenden Jahre an, und der Held des Gedichtes erzehlt in dem gantzen andern und dritten Buche, was ihm vorhin begegnet war. Sobald also der Leser den Anfang gelesen hat, ist er auch genöthiget das folgende zu lesen, und das Unglück der Trojaner, welches ihm Virgilius mit sonderbarer Kunst vorstellet, verursachet ihm eine grosse Begierde, zu sehen, wie sie es endlich überstreben werden. Denn obgleich man weiß, daß es eine blosse Erdichtung des Poeten ist, so ist doch die Materie so hertzrührend und so wohl eingerichtet, daß mans vergisset, daß es nur ein Roman sey, und daß man nicht nur so gerühret wird, als wenn es etwas wahrhafftes wäre, sondern auch als wenn man selbst Theil daran hätte. Sobald uns nun, wie ich

gesagt habe, alles gefällt, so wird man von einem Richter oder scharfen Leser, ein Bewunderer des Poeten, ja man vertheidiget nachmahls die Ehre derer, die man bewundert hat. Man kan es nicht leiden, daß man Fehler an ihm finden will, ob sie gleich handgreiflich sind. Daher kommts das Zoilus, beygenahmt die Peitsche des Homerus, tausendmahl mehr ist verfluchet worden, weil er die Fehler dieses Poeten zu tadeln sich unternommen, als wenn er alle Götter gelästert hätte. Sein Gedächtnis war bey Sprach-Verständigen verhaßt, welches geschworne Anhänger des Homerus waren, und nicht unterliessen ihren Schülern eben den Haß gegen ihn einzuflössen: Ihren Schülern, das ist aller Welt, denn alle die was studireten, musten durch ihre Hände gehen. Die Meinungen so man sich in der Jugend eindrucken lässet, verlöschen sehr schwerlich, und man darf sich also nicht wundern, daß man so lange auf den Homerus erpicht gewesen, und so gar seine Fehler nachgeahmet hat.

Adrian von Valois ein sehr geschickter Mann hat bemercket, daß Virgilius in der Beschreibung des Ascanius einen sehr grossen Fehler begangen. Zum wenigsten muste er sieben Jahr alt seyn, als Troja erobert wurde, weil er schon im Stande war, mit seinem Vater, der ihn bey der Hand hielte, zu gehen, als er aus der Stadt flohe,

Er folgt des Vaters Schritt mit kürtzern Tritten nach:

spricht Virgilius im andern Buche seiner Aeneis. Folgends als Aeneas sieben Jahr hernach in Carthago war, muß er zum wenigsten vierzehn-jährig gewesen seyn. Dido spricht ja zum Aeneas:

Seit dem du fliehst und irrst, so hat der Sonnen-Pferd,
Schon gantzer siebenmal die Deichsel umgekehrt.

In der That war Ascanius damahls mit auf der Jagt und saß zu Pferde. Er wünschte, daß er doch etwa ein wildes Schwein oder einen Löwen möchte vom Berge kommen sehen. Woraus erhellet, daß er nicht nur bereits reiten können, sondern auch Hertz und ziemliche Kräffte gehabt.

Der muntre Knab Ascan durchrennt so manches Thal,
Bald streicht er den vorbey, bald jener Jäger Zahl,
Er wünscht, es möge sich ein wilder Eber zeigen,
Es möge bald ein Leu von diesem Berge steigen.

Indessen muß ihn doch Dido, sowohl im ersten als vierdten Buche, wie

wie ein Kind von drey oder 4 Jahren auf dem Schooße halten. Virgilius muß unfehlbar vergessen gehabt haben, wie alt Ascan nach seinen einmahl angenommenen Jahren seyn müssen, als er diesen Umstand bemercket. Nichts destoweniger gewinnet seine Erzehlung das Gemüthe des Lesers so sehr, daß er diesen Wiederspruch nicht gewahr wird, ja ihn nicht einmahl wahrnehmen will, wenn man ihn gleich deutlich darthut.

Das dritte, was uns die Lesung der Poeten so angenehm machet, ist ihre Schreib-Art, wobey man zweyerley zu beobachten hat. Das erste ist der Ausdruck wenn man ihn an sich selbst betrachtet, und das andre, das Sylben-Maaß, oder der schöne Klang ihrer Verse. Wenn ihr Ausdruck, nach denen Regeln der Kunst eingerichtet ist, gefällt er uns deswegen, weil er rein, natürlich und ungekünstelt ist, wo es so erfordert wird; aber auch künstlich und voller Zierrathe, wo es nöthig ist. Insonderheit ist er reich an Figuren, die von denen fürtreflichsten und allerschönsten Dingen hergenommen werden, so daß sie dem Verstande nichts als lauter hohe und herrliche Vorstellungen machen.

Obgleich die Poeten überhaupt eben diejenigen Regeln in acht nehmen solten, die in ungebundener Rede beobachtet werden: So ist es ihnen doch erlaubt mehr Zierrathe zu gebrauchen, und ihre Beschreibungen mit den allerlebhafftesten Farben auszuschmücken. Wann eben dieselbe Materie von einem Redner und von einem Poeten zugleich ausgeführet wird, so befindet sich zwischen diesen beyden Abhandlungen eben der Unterscheid, den man an einer Gesellschafft wahrnimmt, die einmahl auf gewöhnliche Art, das andremahl aber in ihrem Ceremonien-Habit, als an einem grossen Fest-Tage, gekleidet ist. Die wohlgetroffenen Beschreibungen bezaubern den Leser am meisten, so daß er sich nicht einbildet die Beschreibungen der Sachen, davon der Poete redet, zu lesen, sondern selbst zu sehen, und denen erzehlten Begebenheiten persönlich zugegen zu seyn. Hierinnen ist Homerus unvergleichlich, weswegen man zu sagen pfleget, daß er die besten Mahler übertreffe, welche doch nur das abschildern was ins Auge fällt, anstatt daß er öffters unvermerckter weise, auch die Gedancken des Hertzens abzubilden vermögend ist.

Die Lebhafftigkeit der Farben, so sie anwenden, fällt so sehr ins Auge, daß wir gar leicht die Regeln der gesunden Vernunfft mit ihnen vergessen, wo wir nicht überaus wohl auf der Hut stehen, indem wir sie lesen. Die unordentliche Einbildungs-Krafft des

Poeten, drücket sich auf eine so herrliche und erhabene Art aus, daß sie unsre gar leicht verblendet, und sie in eben die Bewegungen setzet, dadurch sie getrieben wird, da wir denn alle ihre Unordnungen nicht wahrnehmen. Virgilius beschreibet z. e. im ersten Buche seiner Aeneis das Behältnis der Winde also.

Allda sitzt Aeolus in einer wüsten Klufft,
Beherrscht die Regungen der ungestümen Lufft,
Er zäumt der Stürme Wuth, und aller Wetter Rasen,
Und fesselt mit Gewalt der Winde lautes blasen.

Ich würde nicht gedencken wie lächerlich es sey, die vier Haupt-Winde aus einer einzigen Höle, einer nahe bey Sicilien gelegenen kleinen Insul, hervorkommen zu lassen, weil man etwa sagen möchte, die Poeten hätten viel dergleichen Thorheiten begangen, und man müsse nicht so scharff mit ihnen verfahren: Wenn uns nicht einige Ausleger desselben bereden wollten, daß dieses eine Probe von der Gelehrsamkeit des Virgilius sey, welcher wohl gewust, daß die Winde aus unterirrdischen Ausdünstungen entstehen. Denn gesetzt es wäre also, obgleich es wenig Schein hat: so müste ja jedem Winde eine besondere Klufft eingeräumet werden, dem Ost-Winde am äussersten Ende Asiens, und so weiter denen übrigen. Denn wenn man ja dem Winde eine Quelle zueignen will, so muß man sie ohnfehlbar in der Gegend suchen, woher er zu kommen scheinet. Darum haben auch die alten Griechen dem Nord-Winde in Thracien seine Behausung angewiesen, als wovon er gekommen seyn soll, die Princeßin eines Athenienſischen Königes zu entführen, wiewohl ich nicht begreifen kan, wie er wiederum zurücke kehren können: Es sey denn, daß man sich so verantworten wollte, als jener, der dem Nord-Winde den Nahmen des Süd-Windes gegeben hatte, und sich darüber zu vertheidigen, sagte: Es sey in der That ein Süd-Wind, nur daß er wieder zurücke nach Süden bliese, woher er gekommen wäre. Aber last uns fortfahren und das folgende ansehen.

Ihr brausendes Geräusch bestürmt des Berges Fuß,
Der sie umschlossen hält. Indeß trägt Aeolus,
Auf dem erhabnen Thron den Scepter in den Händen,
Er stillet ihren Zorn, er sucht den Grimm zu wenden,
Der sonsten Land und Meer und Himmel mit sich reißt
Und voller Ungestüm durch alle Lüffte schmeißt.

Das

Das sollte fast heissen können, das Haus zum Fenster hinaus werfen. Kan man wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit setzen, daß die Winde, die aus der Erden entstehen und auf ihrer Ober-Fläche wehen, dieselbe auf eine andre Stelle tragen würden, wenn man nicht acht darauf hätte. Oder wo würden sie dieselbe hintragen? In die eingebildeten leeren Plätze ausser der Welt, oder in den Epicureischen Raum, der zwischen vielen Welten ledig gelassen ist? was vor einen Himmel werden sie durch die Lufft tragen? Einige Ausleger sagen, es sey die Luft, aber was wäre lächerlicher als wenn man sagen wolte, daß der Wind die Lufft durch die Lufft trage: Das ist, die von einer Gegend streichende Lufft werde quer durch sich selbst hingerissen. Verstehet man die himmlischen Cörper dadurch, nehmlich die Planeten und Firsterne, so würde es nicht nur eine mehr als Epicureische Unwissenheit in der Natur-Lehre, sondern noch dazu eine gantz ungeheure Vergrösserung der Sache seyn. Ich weiß wohl, daß Virgilius die Winde als Personen ja gar als Götter ansiehet, aber alles was man von dieser Gattung der Götter, so die Fabel-verständige, natürliche Götter nennen, erdichtet, muß auf die Natur der vergötterten Dinge gegründet seyn. Man mag es also nehmen wie man will, so kan man diese Stelle des Virgilius nicht entschuldigen. Er setzt ferner hinzu:

Drum hat sie Jupiter aus Furcht und weisen Sorgen,
Gebundnen Sclaven gleich in diese Grufft verborgen,
Mit Bergen überdeckt, und einen GOtt bestellt,
Der sie zu rechter Zeit bald fest im Zügel hält,
Bald wieder toben läst.

Gerade als wenn zwey oder drey kleine Berge diejenigen Götter aufhalten würden, die durch ihren Hauch Himmel und Erde wie Spreu zerstreuen können: oder als wenn eine so veränderliche Sache als die unbeständigen Winde sind, gewissen Gesetzen unterworfen seyn könnte. Indessen verblenden doch die schönen Ausdrückungen des Virgilius den Leser so sehr, daß er das ungereimte Wesen seiner Erdichtung nicht gewahr wird. Es giebt mehr dergleichen Stellen im Homerus, die ich aber nicht untersuchen will, indem ich gar nicht gesonnen bin, eine vollständige Beurtheilung dieser beyden grossen, oder irgend eines andern Poeten zu verfertigen.

Ich weiß wohl, daß das wahrscheinliche und wunderwürdige

in der Poesie was anders bedeute, als es gemeiniglich zu bedeuten pflegt. Bey dem Homerus und Hesiodus sieht mans als eine wunderwürdige, und die poetische Wahrscheinlichkeit nicht übersteigende Sache an, daß man auf einem Schilde soviel Schnitzwerck von erhabener Arbeit haben könne, als man in einem hundertmahl grössern Raume kaum machen könnte: daß sich die Figuren bewegen und reden, als wenn es lebendige Personen wären, ja, daß einige auch sogar in der Lufft schweben und als die Mücken, rund um den Schild fliegen, ohne sich davon zu entfernen. Diese lächerlichen Erdichtungen zu retten, eignet man sie einem Gotte zu; aber wer hat jemahls die Götter dergleichen Wunder-Wercke thun gesehen? Solte es wohl irgend dergleichen gegeben haben? Hätte man dieses in ungebundener Rede geschrieben, so würde man es vor ungereimt und lächerlich gehalten haben, da es aber in Versen ist, bewundert man es wegen der schönen Ausdrückungen, wie man die wunderlichen Figuren, auf dem Marmor wegen des feinen Schnitzwerckes bewundert. Daher hat auch Virgilius Lust bekommen, diese Poeten nachzuahmen, wenn er in dem 8ten Buche seiner Aeneis den Schild des Aeneas beschreibt, ob er gleich nicht so verwegen ist. Theocritus hat eben das an einem elenden höltzernen Becher gewaget, in seiner ersten Idylle, wo er dergleichen Dinge vorstellet, welche ein Bildhauer nicht ausdrücken kan.

Damit man aber endlich das auslachens-würdige dieser Poetischen Wahrscheinlichkeit desto besser begreife, so last uns hören, was Aristoteles in seiner Dicht-Kunst Cap. 24. sagt, ob er gleich die Poeten vertheidigen, und ihnen Regeln vorschreiben will. Man muß in ein Trauer-Spiel was wunderwürdiges bringen, aber noch mehr in ein Helden-Gedichte, welches hierinn so hoch geht, daß es auch fast unvernünfftig wird. Denn wie man in einem Helden-Gedichte keine Personen sieht, so die Sache vorstellen, so ist alles, was die Schrancken der Vernunfft überschreitet, überaus geschickt, etwas wundersames hervorzubringen. Das z. E. was Homerus von dem Hector, der vom Achilles verfolget wird saget, würde auf dem Schauplatze lächerlich seyn, denn man würde sich des Lachens nicht enthalten können, wenn man auf einer Seite die Griechen gantz unbeweglich stehen, und den Achilles auf der andern Seite, den Hector verfolgen und denen Trouppen ein Zeichen geben, sehen möchte. Aber dieses bemercket man im Helden-Gedichte nicht. Nun ist ja das wunderwürdige allezeit angenehm, welches auch daraus erhellet, weil diejenigen so was erzeh-

len

len, gemeiniglich etwas hinzusetzen, um denen so ihnen zuhören, desto besser zu gefallen ꝛc. Das gehet noch hin, wenn man die Sachen nur ein wenig vergrössert, aber wenn man sie gar unvernünfftig vorstellet, macht man sich allen denen zum Gelächter, die gern ihre Vernunfft allenthalben brauchen wollen, das ist denen klügsten Leuten. Ein wenig hernach, sagt er: Der Poet muß lieber unmügliche Dinge aussuchen, wenn sie nur wahrscheinlich sind, als die müglichen, welche bey aller ihrer Müglichkeit unglaublich sind. Ich gestehe, daß nicht alles was müglich ist, glaublich sey, aber das, was unmüglich ist, wird es meinem Bedüncken nach, noch viel weniger seyn. Man mag immer sagen, daß dasjenige, was einem Menschen unmüglich ist, doch bey denen Göttern müglich sey, und daß also Dinge die uns unmüglich sind, wahrscheinlich werden können, so bald die Götter darzwischen kommen. Diejenigen, die sich den Geschmack durch die blinde Bewunderung des Alterthums nicht verdorben haben, werden diese Verschwendung der Wunder-Wercke bey allen Kleinigkeiten nicht verdauen können, die man doch im Homerus so häufig antrifft. Nur die Pheaquer, denen Ulysses alles was er wolte, erzehlen konnte ohne zu besorgen, daß man ihn lügen strafen würde, und die ihnen gleich sind, können sich an so lächerlichen Wunderwercken ergetzen: wenn sie nicht im Absehen auf die Schreib-Art mit allen möglichen Zierrathen vorgetragen werden.

Das andre was in Lesung der Poeten soviel dazu beyträgt, unsre Vernunfft in Erstaunen zu setzen, ist das angenehme Sylben-Maaß der Verse, welches unsre Ohren eben so kützelt, als eine Music. Wenn uns eine Arie gefällt, bekümmert man sich nicht viel um die Worte: wie mans in einer Opera wahrnimmt, welche man nicht lesen würde, doch aber mit Bewunderung vorstellen höret. Wie die Music unsre Ohren dadurch bezaubert, daß sie in einer gewissen abgemessenen Zeit, auf mancherley Art und Weise hinein fällt, nicht auf einmahl von einem entgegen gesetzten Thone auf den andern fällt, auch keinen Thon zu hoch treibet, aus Beysorge uns zu betäuben; vielmehr solche brauchet, die denen Gliedmassen unsers Gehöres gemäß sind, und endlich uns eben dieselbe Erhebung und Senckung des Klanges, in derselben Ordnung, mehr als einmahl hören läst: Also bedienen sich auch die Poeten (ich rede von Griechischen und Lateinischen) der Sylben die bald lang bald kurtz sind, an gewissen Orten, indem sie solche Worte erwehlen, deren Klang angenehm ist; indem sie ihren Lauf, der sonst hart klingen würde,

durch gewisse Abschnitte hemmen; indem sie uns endlich diese Uber-einstimmung eine Zeitlang nacheinander hören lassen. Und dadurch nehmen sie uns so sehr das Gehöre ein, daß wir ihnen gar leicht eine Menge falscher Gedancken zu gute halten.

Um sich von dieser Wahrheit desto besser zu versichern, darf man nur die schönsten Stellen der Poeten in ihre natürliche Ordnung bringen, und alsbald wird man nichts gefälliges mehr darinnen antreffen. Man sieht zwar noch alle die Theile daraus der Vers bestanden, die Glieder eines zerrissenen Poeten, wie Horatius sagt; allein das ist nur ein kaltsinniger Haufe hoher Worte. Sehet, das ist der Anfang der Rede, des Sinon im andern Buche der Aeneis, welche gewiß die allerkünstlichste ist, die man immermehr machen könte, und welche einen jeden, der sie nur anhöret, einnimmt. Equidem Rex, fatebor tibi cuncta, quæcunque vera fuerint, neque negabo me de gente Argolica (esse), Hoc primum (est); nec si improba fortuna finxit Sionnem miserum, finget etiam vanum, mendacemque. Dieses ist zwar Lateinisch geredt, aber im Absehen auf die Verse, ist es nicht zu rechnen. Ich mag nicht mehr davon hersetzen, weil es ein jeder selbst versuchen kan, mit welcher Stelle es ihm beliebet; Es ist auch leicht die Beschreibung von der Klufft des Aeolus also auszudrucken, und man wird es bald mercken, wieviel die Abwechselung langer und kurtzer Sylben dazu helffe, daß man sie so dahin gehen läst.

III. Von denen Beschwerlichkeiten so sich in der Poesie finden.

Nichts destoweniger ist im Absehen auf die Verse noch etwas zu bemercken, daß nehmlich die Poeten, zwar durch das Sylben-Maaß vor denen so ungebunden schreiben, was voraus haben, im Gegentheil aber auch gewisse Beschwerlichkeiten nicht vermeiden können. Sie können nicht alles sagen was sie wollen, sie sagen es auch nicht, wie sie es sagen wollen, sie verkehren die Ordnung der Worte wieder ihren Willen, sie sagen öfters Dinge, die sie nicht sagen wollten, und überladen ihre Reden mit überflüßigen, bißweilen auch wohl gezwungenen Beywörtern, damit das Maaß des Verses voll werden möge. Es giebt viel schöne und nachdrückliche Wörter, welche nicht in die Verse gehen, insonderheit in die Helden-Gedichte, so, daß man offt genöthiget ist, gute Gedancken auszulassen, die uns einfallen, weil die Worte, so dieselbe wohl

aus-

außzudrücken nöthig sind, sich nicht in die Verse schicken. Wenn man eigensinnig ist, muß man gantz andre ungeschickte Redens-Arten brauchen, und dieselben öffters wunderlich versetzen, biß man das rechte Maaß findet. Es ist wahr, daß man denen Poeten hierinn ihr Recht hat wiederfahren lassen, indem man wahrhafftigen Fehlern der Rede, den Nahmen der Figuren gegeben hat, wie Quintilian bemercket, indem er schreibet: Weil sich die Poeten nach dem Sylbenmaaße zwingen müssen, so übersieht man sie so gar, daß auch die Fehler selbst in Versen andre Nahmen bekommen. Wir nennen es Figuren, Sylbenwechsel und Buchstaben-Aenderungen, um also aus der Noth eine Tugend zu machen.

Allein es ist nichts verdrießlicher, als wenn man einen wohlangefangenen Verß nicht voll machen kan, und ihn also übel schliessen muß. Im Homerus und Hesiodus ist nichts gemeiner als dergleichen Flick-Wörter, womit sie den Verß voll machen. Ja es giebt gantze Verse und Redens-Arten, welche fast alle Augenblicke wiederkommen, die mehr ein Loch auszufüllen dienen, als daß sie an sich nöthig seyn solten. Was sie mit einem oder zweyen Worten sagen könnten, dazu wenden sie einen gantzen Verß, auch wohl bißweilen etliche an; da dieses doch zu nichts anders dienet als den Verß desto matter und verdrießlicher zu machen. Wenn dieses Werck lateinisch geschrieben wäre, wollte ich eine grosse Menge Exempel davon anführen. Indessen rufe ich alle die zu Zeugen, welche diese Poeten, mit einem von allen Schulfüchsereyen befreyten Gemüthe gelesen haben.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch Virgilius, der doch diese Fehler weit sorgfältiger vermieden hat, als die Griechischen Poeten so ich angeführet, manchen unvollkommenen Vers in seiner Aeneis gelassen habe, und das bloß deswegen, weil er sie nicht gleich zum Stande bringen konnte, ohne Flick-Wörter oder andre zum Verstande der Sachen gantz unnöthige Wiederholungen einzumischen. Man findet hievon einige merckwürdige Stellen in seiner Lebens-Beschreibung. Indessen hat er doch nicht unterlassen, bißweilen solche Worte und Ausdrückungen zu gebrauchen die nur das Maaß vollzumachen dienen. So gehts ihm im ersten Buche der Aeneis; denn nachdem er kurtz vorher in vielen Versen die Ursache gesagt hatte, warum Juno dem Aeneas so zu wieder war, wiederholet er im 40sten Verse die Worte: Æternum servans in pectore vulnus. Laßet dieses aus, so werdet ihr einen gantzen Verß wegstreichen, aber von dem Verstande der Rede nichts

 wegneh-

wegnehmen. Etwas weiter unten verspricht Juno dem Aeolus die Deiopee zum Weibe mit diesen Worten:

Ich sage sie dir zu, ich will sie dir vermählen,
Sie soll, vor diesen Dienst, mit dir die Jahre zehlen,
Und dir inskünfftige manch schönes Kind erziehn.

Da gehört eigentlich zum Verstande nichs als der erste und letzte Verß, und der mittelste ist nur aus Noth eingeschoben: die Ausleger mögen sagen was sie wollen. Wenn Jupiter der Venus von dem Glücke der Nachkommen Aeneas Nachricht giebt, will er sagen, daß Ascanius dreyßig Jahre regieren werde, sagt aber:

Allein der Knab Ascan (der Julus wird genannt,
Und vormahls Jlus hieß, eh Troja ward verbrannt)
Soll dreyßig Jahre lang den Königs-Scepter führen.

Nichts gehöret hie zu dem vollkommenen Verstande dieser Verheissung als, die ersten Worte im ersten Verse, und der letzte Vers: Und man mag das Mittelste entweder dem Jupiter oder dem Poeten in den Mund legen, der etwa dieses Einschiebsel gemachet, so ist es doch ein Flickwerck, welches dem Virgilius durch das Sylbenmaaß abgedrungen worden. Ja was noch ärger ist: offters haben Poeten von geringerm Verstande, die dergleichen Fehler vor Tugenden angesehen, sich gezwungen einerley Sache mit verschiedenen Worten zu wiederholen: Gerade als wenn man ihre Verse nach der Anzahl und nicht nach dem Inhalte beurtheilen müste. Diesen Fehler hat man dem Ovidius und Lucanus mit recht vorgeworfen, ob es gleich dem letzten an dem Poetischen Feuer nicht mangelt, und obgleich der erste so flüßig schreibet als nur immer möglich seyn kan.

Julius Cäsar Scaliger der ein ziemlicher Poete war, und die Regeln dieser Kunst gründlich verstunde, hat dieses aufrichtig gestanden, und der gesunden Vernunfft öffentlich recht gegeben worinn ihm manche Leute nur nachfolgen sollten, wenn er in seinem Hipponax schreibet:

Jtzt reuets mich im Ernst, daß ich offt Tag und Nacht,
Mit den Grammaticken und Zänckern zugebracht,
Es reut mich, daß ich mehr der Tichter tolles Wesen,
Als manches alte Buch der Barbarn durchgelesen,

Daß

Daß ist der gantze Prast, und ich bekenne frey,
Daß der ein dummer Kerl und rechter Narre sey,
Der nichts von Sachen hält, und nur mit Lumpen-Dingen,
Als leere Worte sind, sein Leben will verbringen.

IV. Von denen Fehlern der Poeten an sich selbst.

Man findet in dem Tractat Scaligeriana, dieses Urtheil Joseph Scaligers: Niemahls ist jemand ein Poet gewesen, ja niemahls hat jemand gerne die Poeten gelesen, dem nicht das Hertz auf der rechten Stelle gelegen hätte. Im Lateinischen giebt er sich noch nachdrücklicher zu verstehen. Ich glaube das Hertz auf der rechten Stelle liegen haben, soll soviel heissen als hochmüthig seyn: denn es giebt in der That wenig Poeten die es nicht einiger massen seyn sollten. Die Poetische Hitze beredet diese Herrn, daß sie, ich weiß nicht was mehrers, als andre Leute seyn, weil sie eine gantz besondre Sprache reden, und wenn sie ihr Feuer bißweilen ergreifet, so kan man es ihnen an denen Gesichts-Linien ansehen: woher es gekommen, daß die Kenner derselben gesaget.

Der Kerl sieht närrisch aus, er raset, oder reimt.

Ihr langsamer Gang und ihr verstörtes Ansehen scheint daher zu kommen; denn weil sie gewohnt sind im spazieren gehen, Verse zu machen, und sich an den Nägeln zu beissen; so haben sie eben denselben Gang und dieselben Geberden, als wenn sie worauf dächten ob sie gleich, so zu reden an nichts gedencken. Wieder auf den Scaliger zu kommen, wo sich derselbe eingebildet, daß die Poeten nebst denen Liebhabern der Poesie nichts niederträchtiges und läppisches vornehmen könnten, so muß er nicht geglaubt haben, daß diejenigen, die so viel Lob-Gedichte auf die Römischen Käyser und ihre Favoriten gemacht haben, Poeten oder Liebhaber der Poesie gewesen seyn. Denn sie haben sowohl die Laster als Tugenden derselben gelobet. Ich meyne den Virgilius, Horatius, Ovidius, Statius und Martialis, und alle andre die man nicht anführen darf, wenn man diese fünfe nennet, von welchen die drey ersten den August und seine vornehmsten Bedienten, die beyden letzten aber den gottlosen Domitian gantz unmäßig herausgestrichen haben.

Was hat Ovidius nicht vor läppisch Zeug begangen, um aus

dem

dem Elende gerufen zu werden? haben nicht Virgil und Horatius den August bey seinem Leben schon unter die Götter gesetzet? derowegen kan man den Scaliger nicht entschuldigen, der, ob er gleich bißweilen Verse gemacht, dennoch kein Poete gewesen, es wäre denn, daß man ihm, Krafft der poetischen Freyheit auf bedörffenden Fall zu lügen, diesen Titel einräumen wolte.

V. Untersuchung dessen, was Horatius denen Poeten zu gut gesagt.

Horatius hat im ersten Briefe seines andern Buchs, der an den August geschrieben ist, eine Vertheidigung der Poeten verfertigen wollen, die aber gar leicht zu wiederlegen ist. Man höre nur was er sagt.

Doch höre nur wie reich, die kleine Raserey,
So einen Dichter treibt an mancher Tugend sey.
Kein Geitz besitzt so leicht die Hertzen der Poeten,
Er liebet ein Gedicht, sonst hat er nichts vonnöthen.

Allein die Geld-Begierde reimt sich bißweilen sehr gut mit dem Triebe zu dichten: Und niemand dencket so leicht, daß man ihm seine Mühe theurer bezahlen müsse als ein Poet. Horatius war in der That nicht geitzig, soviel man aus seinen Schrifften abnehmen kan; aber ein Griechischer Poet Pindarus, von welchem er am allermeisten hielte, war so geitzig als irgend einer seyn kan. Alle seine Oden sind vor baar Geld gemacht, und er lobt bey aller Gelegenheit den Reichthum: gleichsam zu verstehen zu geben, daß er sich auf eine Belohnung Rechnung mache. Was ist schimpflicher als die Anrede, so er dem Xenocrates von Agrigent gemachet, in der andern Ode seiner Isthmischen. Damahls schreibt er, war die Poesie noch keine Liebhaberin des Gewinstes, und man pflegte die schönen und angenehmen Lieder der Terpsychore, so eine versilberte Stirn haben, noch nicht vor Geld zu verkaufen: Aber itzo erlaubet sie schon dem Worte eines Argiers nachzuleben, welches der Wahrheit sehr nahe kommt. Der Reichthum macht einen Kerl, sagte er, wiewohl er weder Geld noch Freunde hatte. Ihr seyd ein kluger Mann, und ich singe auch vor keinen Unverständigen. Das heist, einem der es recht verstehen will, dorffte man es nicht weitläufftig sagen, daß der Poet ein Geschenck haben

ben wollte. Wenn Chapelain mit dem Pindarus verglichen werden könnte, würde er auch aus der Zahl derer Poeten auszunehmen seyn, von welchen Horatius redet. Allein der einzige Pindarus ist genug ihn lügen zu strafen; und wer mehr Zeit hat als ich, mag ein Verzeichniß der geitzigen Poeten machen. Ich will so nur hinzuthun, daß Horatius im folgenden sich selbst widerspricht, wo er von einem Lateinischen Comödien-Schreiber im 173 Verse spricht

Ach seht wie gern Dossenn bey andern frist und säufft,
Seht wie er durch den Platz mit krausen Strümpfen läufft,
Er will gewiß sein Geld in Sack und Kasten schliessen,
Was fraget er darnach wie seine Fabeln fliessen?

Man könnte noch den Simonides hinzusetzen, und wer dessen Betteley und Geitz kennen lernen wollte, dörffte nur die 24ste Fabel im 4ten Buche des Phädrus nachschlagen. Theognis war nicht großmüthiger als diese, und unter seinen Moralischen Sprüchen giebt es viele Kenn-Zeichen des Geitzes. Was Horatius weiter beygefüget, ist nicht gewisser als das Erste.

Er lacht im Unglück, wenn ihm ein Knecht entflieht,
Er lacht wenn Haus und Hof in lichten Flammen glüht.
Er wird als Vormund auch die Erben nicht betrügen,
Und läst sich an grob Brodt und schlechten Erbsen gnügen.

Wenn das wahr wäre, würden die Poeten sich mehr als die Mönche von der Welt loßgerissen haben, und anstatt von der Einsamkeit zu schwatzen, dörffte man denen, so man von der Eitelkeit dieses Lebens abzuziehen gedencket, nur Lust zur Poesie machen. Dadurch würden sie von allen ihren Begierden, welche die Welt-Menschen so gewaltsam zu treiben pflegen, geheilet werden. Aber ein so geitziger Poete als Pindarus und so viele andre, würde ein Mensch seyn, dem man nicht viel trauen dörffte. Ich gebe zu, daß ein sparsamer Poete von grauen Erbsen und schwartzem Brodte leben könnte, ob ihm gleich ein besserer Unterhalt nicht gebräche: Allein dazu würde die Poesie nichts beytragen. Selbst Horatius lebte nur nach des Epicurus Regeln nüchtern, das ist in soweit das stete Wohlleben seiner Gesundheit und seinem Vermögen nachtheilig war. Und wenn es in seinen Schrifften Regeln der Mäßigkeit giebt, so findet man auch Aufmunterungen genug, sich was zu

gute

gute zu thun, zu essen und zu trincken. Es ist gar nicht nöthig die Stellen zu seiner Wiederlegung anzuführen; die Jugend weiß sie gar zu wohl. Mit einem Worte, es ist ein blosser Possen, wenn man die Poeten von Lastern frey sprechen will, denen sie doch eben so wohl als andre Leute unterworfen sind. Ich halte auch nicht davor, daß man sie ins besondre beschuldigen könne, als wenn ihnen die Poesie böse Begierden machte. Sie sind in diesem Stücke weder besser noch schlechter daran als andre Menschen. Horatius fährt fort von ihnen dergestalt zu reden:

Taugt er zum Kriege nicht, so nützt er doch der Stadt,
Im Fall was grosses auch vom kleinen Beystand hat.

Horatius redete ohne Zweifel von denen Poeten seiner Zeiten, denn er wuste ja wohl, daß Tyrtäus, Alceus und andre alte Tichter, Wunder-Dinge im Kriege verrichtet hatten. Was ihn betrifft, so hatte er in der Philippischen Schlacht seinen Schild im Stiche gelassen, und Reißaus genommen Od. VII. lib. II. Aber last uns sehen was ein Poet in Friedens-Zeiten dem Staate nützen kan?

Er lehrt den zarten Mund der jungen Knaben sprechen,
Er weiß ihr reines Ohr den Lastern zu entbrechen.
Alsbald belehrt er sie mit aller Freundlichkeit,
Die Grobheit tadelt er, er strafet Zorn und Neid,
Er führt Exempel an die Welt damit zu lehren,
Und läst offt seinen Trost bey armen Krancken hören.

Horatius zielet gar deutlich auf die Gewohnheit, die man damahls hatte, die Kinder denen Poeten in die Aufsicht zu geben, fast sobald sie reden konnten. Dieses war sehr dienlich ihnen eine Ehrerbietung gegen dieselbe zu erwecken, von welcher sie niemahls frey wurden, so daß sie auch in einem reifen Alter sich an denen abgeschmacktesten Dingen nicht stiessen. Man ließ sie zum Exempel den Homerus auswendig lernen, der von den Göttern nicht nur als von schlechten Menschen, sondern auch als von lasterhafften Personen redet; Wodurch sie nachmahls bereit waren die aller ungereimtesten Dinge in Religions-Sachen anzunehmen, ja dieselbe auch wircklich annahmen. Was ich von der Sorgfalt gesagt, mit welcher man die Kinder den Homerus lernen ließ, kan man im Anfange der Allegorien des Pontischen Heraclides nachsehen. Die Welt-Weisen haben sich vor und nach dem Horatius

über

über diese schlimme Wirckung der Fabeln beschweret; wie Plato in seinem Buche vom gemeinen Wesen, und Plutarchus in seinem Tractat von der Art und Weise wie junge Leute die Poeten lesen sollen, mit mehrerm bezeugen.

Man mag immerhin sagen, daß man viel gute Exempel in ihnen findet; Man findet ja auch überaus böse darinnen. Homerus lobet öffters die Tugend; allein er stellet auch öffters sehr gottlose Leute vor, die bey ihren Göttern in Gnaden stunden. Achilles zum Exempel wird sehr beschirmet, weil er ein Sohn der Thetis ist, ob er gleich ein Wüterich, und mehr einer wilden Bestie als einem Menschen ähnlich war. Er stellet die Götter niemahls als Liebhaber der Tugend, und Feinde der Laster vor, wie es billig gewesen wäre: sondern er beschreibet wie sie sich untereinander wegen mancherley Eigennutz und Begierden nach Art der Menschen zertheilen, und nicht die geringste Absicht auf ihre Sitten, auf ihre böse oder gute Sache haben. Die Trojaner, deren Sache doch ungerecht war, hatten eben so viele auf ihrer Seiten, als die Griechen. Die andern Poeten, so blinde Anbeter des Homerus waren, sind nicht besorgter gewesen gute Exempel zu geben, wie man leicht zeigen könnte, wenn es vonnöthen wäre. Aufs höchste hat man ihnen einen u. den andren abgesonderte Denck-Spruch zu verdancken, den sie doch selber von denen Weltweisen gelernet hatten.

Wenn Horatius sagt, daß die Poeten die Jugend von übeln Gesprächen abhalten, könnte man leicht einige Stellen aus dem Homerus und Hesiodus anführen, welche sehr geschickt sind überaus niederträchtige Begriffe zu erwecken, und den Verstand junger Leute zu verleiten, wenn man nicht besorgen müste, dadurch eben den Fehler zu begehen den wir an ihnen tadeln. Wenn man ihnen nun, ich will nicht sagen den Ovidius, Catullus und unzehliche andre gute Poeten, sondern den Horatius selbst in die Hände geben wollte, ohne etwas auszumustern, was vor Zoten würden sie nicht lernen? Aber die Tugend des guten Horatius war so gar strenge nicht, eben sowohl als des Epicurus seines Lehrmeisters; und es gieng ihm weit besser von statten, wenn er von einer Weinlese predigte, als wenn er eine zusammenhangende und wohlgegründete Sitten-Lehre vortragen sollte.

Seine Tadel-Schrifften sind eben so wenig geschickt die groben Sitten, den Neid und den Zorn zu bessern, als die andern Poeten,

die

die uns übrig geblieben sind. Sie sind selbst mit denen Merckmahlen und Spuren dieser Laster angefüllet: ob es schon hie und da einige Sitten-Sprüche, ohne Grund und Verknüpffung giebet. Ihre Reden sind eben so beschaffen als jenes Pfarrern, der sich dem Teufel übergab und aus allen Kräfften schwur, wo er seine Kirchspiels-Kinder würde schweren oder den Teufel nennen hören, so wolle er sie in den Bann thun. Horatius selbst lehret uns einen schrecklichen Mißbrauch der alten Dicht-Kunst, in denen Worten, wo er von denen alten Comödien der Griechen redet.

Der hochgetriebne Schertz hat sich in Wuth verkehrt,
Wodurch man ungescheut manch erbar Haus beschwert:
Denn wen das Lästern traf, empfand gerechte Schmertzen,
Ja das gemeine Leid gieng denen auch zu Hertzen,
Die dem erbosten Zahn des Spötters nicht geschmeckt;
Drum ward der Boßheit bald ein nöthig Ziel gesteckt,
Gesetz und Strafe fieng dem Unheil an zu wehren,
Es hieß: Kein kühner Verß soll irgend wen versehren,
Das Schauspiel stelle nur die grobe Schmähsucht ein,
Sonst wird des Dichters Lohn ein derber Prügel seyn.

Wir haben noch den Aristophanes, der einer von den fürnehmsten Zierrathen der alten Comödie, aber voller Galle und Bitterkeit war; und zu des Horatius Zeiten gab es eine ziemliche Anzahl derselben, von welchen er doch sehr viel machte, wie man aus verschiedenen Stellen seiner Schrifften abnehmen kan. Was konte man nun aus diesen Poeten, die voller Schmähworte und Unfläterepen waren, wie z: E. Aristophanes, lernen, wenn man sie mit Bewunderung lieset, es wäre denn, ohne Barmhertzigkeit und Vernunfft zu lästern und auf die allerschändlichste Weise von der Welt, zu reden? dergestalt muste das Lesen dieser Poeten nothwendig schädlich seyn, Horatius mochte noch eine so gute Meinung von ihnen haben. Nennte man gleich in denen Comödien die Leute nicht, wie bey den alten Griechen; so machte man doch abscheuliche Satiren, wo man die Personen offt nannte, oder zum wenigsten so deutlich beschrieb, daß man gar leicht mercken konnte auf wen man gezielet habe. Die Uberschrifften gleichfalls, welche so sehr Mode waren, sind mehrentheils solche stachlichte Sachen.

Wer den Catullus, Horatius, Persius, Juvenal und Martial gelesen hat, weiß daß ich die Wahrheit sage. Und hieraus mag man endlich schliessen, daß Horatius nur schertze wenn er uns saget, die Poeten dieneten die jungen Leute von dem Zorne, Neide und allzugroben Sitten loß zu machen.

Aber endlich, wird man sagen, kan man doch nicht leugnen, daß nicht die Poeten von denen ich bisher gehandelt, tausend schöne Sitten-Sprüche haben, und zum Exempel, sehr viele, diejenigen zu trösten, die etwa ein Unglück betroffen, oder sonst in einem betrübten Zustande sind, wie Horatius erinnert hat. Dieses kan man nicht leugnen; aber man muß mir zugestehen, daß es auch tausend andre Dinge darinnen giebt, die eine gantz wiederwärtige Wirckung thun. Sie beschreiben offt den Reichthum, die Ehre, die Wollüste auf eine lebhaffte u. anziehende Art; im Gegentheil die Armuth, die Niedrigkeit, und die Verdrüßlichkeit, als etwas so schlimmes und unerträgliches, daß man darüber in Erstaunen geräth, wenn man es lieset. Man lese was Theognis von der Sorgfalt sagt, womit man sie fliehen soll, so wird man bekennen, daß nichts mehrers davon gesagt werden könne. Indessen ist er doch ein Spruchreicher Poete, den man um seiner Sitten-Lehre halber, der Jugend in die Hände giebt. Man lese im Horatius und unzehlichen andern, was sie von dem Vergnügen sagen, welches man hat, wenn man in der Welt wohl angesehen ist, wenn man zu Ehren-Stellen kommt, und viel Ruhm erlanget: So wird man gestehen, daß die Beschreibungen von der schätzbaren obwohl verachteten Tugend sehr gezwungen sind, im Absehen auf die Lob-Sprüche so sie der Ehre und dem Ansehen geben. Die Ursache dieses Unterscheides ist, daß diese letztere Lobes-Erhebungen ihnen von Hertzen gehen, die andern aber nur von aussen, und aus Nachahmung der Weltweisen kommen. Von denen Ergetzlichkeiten darf man denen die den Horatius gelesen haben, nichts sagen, als welche wohl wissen, daß er auf eine so lebendige Art davon redet, daß seine Beredsamkeit gantz ansteckend ist. Wenn man derowegen in denen Poeten was gutes findet, wie ich solches nicht leugne, so findet man auch viel böses, so daß man gemeiniglich beydes darinnē antrifft, ohne daß sie dabey Mittel an die Hand geben, das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Das erhellet aus der Sammlnng des Stobeus wo man bey verschiedenen moralischen Sachen solche Aussprüche der Poeten findet, die so wohl vor, als wieder dieselbe streiten können.

d Allein

Allein wieder auf den Horatius zu kommen; so fähret er in folgenden Worten fort, seinem Handwercke eine Lob-Schrifft zu machen.

Und woher wollten sonst die Mädgen samt den Knaben,
Die noch voll Unschuld sind, die Kunst zu beten haben,
Dafern sie der Poet dieselbe nicht gelehrt:
Der Hauffe ruft zu GOtt und wird sogleich erhört.
Der Regen wird erlangt, wenn man die Kunst gelernet,
Gefahr und Ungemach und Kranckheit wird entfernet,
Das Jahr wird durchs Gebet mit Fruchtbarkeit gekrönt,
Ja aller Götter Zorn wird durch ein Lied versöhnt.

Ich will nicht sagen, daß diese gantze Rede, im Munde des Horatius, nichts als ein unverständliches Wesen ist, als welcher nicht mehr glaubte, daß sich die Götter in die weltlichen Dinge mischeten als Epicurus, indem es ihm einerley war, die Götter um ihren Beystand anrufen, oder die ungefehre Zusammenstossung der untheilbaren Stäubchen um etwas bitten. Ich will nur gedencken, daß er auf die Gebete gezielet, die von jungen Knaben und Mädgen an denen Spielen, die man Sæculares nennte, drey Tage und Nächte lang gesungen wurden. Aber was kan lächerlicher gesagt werden, als daß es an Gebeten fehlen würde, wenn man keinen hätte der Verse machen könnte? Unterstunde man sich denn nicht in ungebundener Rede zu beten? oder glaubte man etwa, daß die Gottheit mehr durch eine prächtige und abgemessene Rede, als durch ein einfältiges und ungekünsteltes Gebet, gerühret werde? Glaubte man, daß dieselbe lieber ein musicalisches Lob höret, als eins ohne Gesang? Ob dieses gleich gantz und gar ungereimt ist, so ist es doch gewiß, daß die Poeten sich angelegen seyn lassen, die Welt davon zu überreden, um ihr Handwerck desto besser in den Schwang zu bringen. Sie haben Wunderwercke erdichtet, und Seelen aus dem Fegefeuer gebracht, (denn die Heiden haben eben sowohl eins, als ein Theil der Christen) um den Leuten einzubilden, daß die Götter lieber in Versen als in schlechten Reden gelobet seyn wollten. Sie erzehlen folgendes: Als Simonides mit einem Fechter um ein Stück Geld eins worden, auf seinen Sieg eine Ode zu verfertigen, habe derselbe in zweyen Drittheilen derselben von Castor und Pollux; in dem letzten Stücke aber allein, von diesem

sem Fechter geredet, weil derselbe nicht so berůhmt gewesen, daß er von ihm allein seine Ode hätte anfüllen können. Hierauf wollte ihm nun der Fechter nur den dritten Theil des versprochenen Geldes geben, bat ihn aber indessen zu Gaste. Simonides, der ohne Zweifel ein guter Schlucker war, insonderheit wenn es ihm nichts kostete, blieb nicht aus, ob er gleich von dem Fechter betrogen war. Als man zu Tische saß, und sich recht lustig machen wollte, (indem Simonides ohne Zweifel auf sein allerbestes wird gegessen und getruncken haben, um sich dadurch einen Theil des ihm unrechtmäßiger Weise entzogenen Geldes bezahlt zu machen) siehe, so kommen zweene schwitzige und mit Staub bedeckte Jünglinge als in höchster Eil, und lassen den Simonides heraus rufen, als wenn sie den Augenblick mit ihm zu reden hätten. Kaum hat Simonides der dieses vernommen, den Fuß aus dem Gemache gesetzet, so fällt der Boden (o unerhörtes Wunderwerck) ein, und schlägt alle andre Gäste todt; da indessen diejenige, so den Simonides hatten sprechen wollen, nirgend zu finden waren. Da nun alle Welt wuste, setzt die Geschicht hinzu, wie sich diese Sache zugetragen hatte, so sahe man augenscheinlich, daß Castor und Pollux gekommen, diesen Poeten zu retten, weil er sie in seiner Ode gerůhmet hatte. Diejenigen so diese Fabel glaubten, bezahlten den Simonides sehr reichlich, wenn sie ihn brauchten. Auf solche weise machte er seinen Geld-Kasten, den er bey sich trug, sehr voll. Denn er hatte, wie er zu sagen pflegte, zwene Kasten, darinn er die Belohnungen so er bekam, aufbehielte, davon der eine allezeit sehr leicht, der andre aber ziemlich schwer war. In dem ersten waren die höflichen Dancksagungen, im andern aber das Geld.

Was man vom Pindarus erzehlet, kan ebenfalls zeigen, wie hoch das Lob der Poeten von den Göttern geschätzet worden. Als er nunmehr sterben sollte, träumete ihm als wenn ihm Proserpina einen Verweiß gäbe, daß er ihr allein unter allen Göttern keinen Lob-Gesang gemacht hätte; Sie hoffe aber, daß er ihr noch einen verfertigen werde, wenn er würde zu ihr kommen. Und in der That erschien er nach seinem Tode, einer alten Bluts-Freundin so er zu Theben hatte, im Traume, (wie die Geschicht ferner lautet), und sang ihr, dieser Göttin zu Ehren, ein Lied vor, welches sie so wohl behielte, daß sie es des Morgends von Wort zu Wort aufschrieb. Die Priesterin zu Delphis hatte, nach dem Bericht eben dieses Scribenten (Pausanias) einem Poeten, der eben so geitzig als Pindarus war, auf Befehl des Apollo, einen grossen Dienst gethan:

than: indem sie befahl, daß die Delphier alle die Erstlinge so man dem Apollo brachte mit ihm theilen sollten. So haben die Poeten und ihre Freunde die Welt bereden wollen, daß die Götter ihre Sprache lieber hätten als andrer Leute, und daß sie folglich, alles was sie nöthig hätten, leichter als andre von ihnen erlangen könnten.

Dieses sucht nun Horatius vor denen Augen des Augusts und aller seiner Leser, soviel ihm möglich ist, auszubreiten. Der leichtgläubige Pöbel glaubt es in der That; aber was hätten solche Leute nicht geglaubet, die sich einbildeten, daß man den Zorn der Götter stillen könne, wenn man um einen Altar tanzete. Ein grosser Theil des Heydenthums hat in der festen Einbildung gestanden, daß man sie durch Hüpfen und Singen völlig bezahlen könne, wie ein aufgeräumter Kopf angemercket hat. Wie nun diese beyde Dinge sehr mit einander verknüpfet sind, so darf man nicht zweifeln, daß die Poeten alles Ihrige werden gethan haben, sie in diesen Gedancken zu erhalten. Man sieht auch in der Griechischen und Römischen Historie, daß man denen Götten zu Ehren, Spiele angestellet, so bald man glaubte, daß sie erzürnet waren: Da denn die Theatralischen Sachen, die Täntze und Gesänge einen ziemlichen Theil ausmacheten.

VI. Warum die Römischen Rechte denen Poeten keine Freyheiten verstattet.

Indessen scheinet es doch, daß die Poeten die Römischen Rechtsgelehrten nicht haben gewinnen können. Zum wenigsten hat Justinian in seine Rechte ein Gesetz des Philips, welches ihnen schlechte Ehre macht, sonst aber nichts zu ihrem Vortheile, eingerucket. Im 52 Titel des 10 Buchs, wo man eine Sammlung der Gesetze findet so, von verschiedenen Käysern, denen Sprachverständigen, Rednern, Rechtsgelehrten und Aertzten zum besten gegeben waren, und woraus man ersiehet, daß man denen die in gemeldten Wissenschafften unterwiesen, oder dieselbe auf hohen Befehl der Obrigkeit, oder Landes-Herrschafft ausübeten gewisse Freyheiten, Vortheile und öffentliche Besoldungen zugestanden: trifft man auch zugleich dieses Gesetz an: Die Poeten sollen vor andern keine Freyheiten zu geniessen haben. Man kan nicht sagen Philippus sey der einzige gewesen, der denen Poetē nicht

gün-

günstig gewesen: denn hätte man die geringste Verordnung ihrenthalben gefunden, so würde Tribonian nicht unterlassen haben sie in das Buch der Rechte einzutragen. Es scheint als wenn zu Philipps Zeiten einige elende Verßmacher sich der Freyheiten andrer Gelehrten angemasset, und daß der Käyser, als sich jemand gegen ihn darüber beschweret, dieselbe zum besten derer die öffentlich die Wissenschafften lehreten, also erläutert habe. Die Ausleger der Rechte haben mit Sorgfalt die Ursachen dieses Gesetzes untersuchet, wie ich aus denen so ich zu rathe ziehen können, gesehen habe; Aber es scheinet, daß sie dieselbe nicht gefunden haben. Indessen kan man sehr gute Ursachen davon geben. Die erste ist, weil die öffentlichen Lehrer anderer Wissenschafften, dem gemeinen Wesen Nutzen schaffen, indem sie der Jugend manches nützliche Erkäntniß beybringen: aber ein Poete der den edelsten Theil seines Lebens mit der Ausarbeitung eines in gebundener Rede verfaßeten Romans zu bringet; denn ein Helden-Gedichte ist das erhabenste Stück der Poesie: ein Poete sage ich, leistet der wohl dem Staate dadurch einen Dienst, der einer öffentlichen Belohnung wehrt wäre? Kein einziger Römischer Käyser hat es geglaubet, und deswegen haben sie auch denen Poeten keine Freyheiten verstatten wollen. Zum andern, wenn es zuträglich wäre viel Poeten im gemeinen Wesen zu haben, so hätte man es denen Sprach-Lehrern verdancken müssen, die, ohne daß sie selber Poeten sind, alles dasjenige lehren, was man von der Poesie lernen kan, wie alle diejenige die am besten davon geschrieben haben, und doch selbst keine Poeten gewesen, bezeugen können. Endlich wenn man denen Tichtern gewisse Freyheiten zugestanden hätte, so würden alle Unterthanen des Römischen Reichs sich auf das Verse-machen gelegt, und sich vor Poeten ausgegeben haben, um von denen öffentlichen Anlagen frey zu seyn? da würde man gesehen haben

Die Dolen sammt den Raben,
Den Dichter-Nahmen haben.

Man darf nicht sagen, man hätte gewisse Schöppen-Stühle aufrichten können, um die guten Poeten von denen schlimmen zu unterscheiden; Denn ihre Anzahl müste ungemein groß gewesen seyn, alle diejenigen Gedichte zu lesen und zu untersuchen, die man ihnen würde überreichet haben, welches doch nur zur Last des Staats gedienet hätte: zugeschweigen, daß sich schreckliche Miß-

bräuche würden eingeschlichen haben, welche weitläufftig zu beschreiben nicht nöthig ist. Ich will nur sagen, daß alle die etwa dem Cherilus (einem elenden Poeten zu Alexanders-Zeiten, der von ihm wegen eines auf ihn verfertigten Lob-Gedichtes reichlich beschencket wurde) gleich gekommen wären, die Freyheiten würden verlanget haben; weil es ja vernünfftig geschienen hätte, daß Leute, die von Alexandern einem Schüler des Aristoteles und Bewundrer des Homerus, vor gute Poeten erkläret worden; in diese Classe gesetzet würden. Die Käyser würden auch täglich von denen Poeten überlaufen seyn, die sich wegen des ihnen geschehenen Unrechts bey ihnen würden beklaget haben, daß man ihnen nehmlich diesen Ehren-Titel strittig gemacht. Man darf nicht sagen, daß doch gleichwohl nicht ein jeder Verse machen könne; denn wenn man es von der Mutter-Sprache verstehet, so bilden sich unzehliche Leute ein, daß sie es können, und diese lächerliche Einbildung würde sich aus Gewinnsucht unendlich vermehren.

Wer hat dem Pappagoy sein χαῖρε beygebracht?
Wer hat die Dole wohl zur Dichterin gemacht?
Sonst niemand als der Bauch, der Meister aller Künste,
Der Witz und Sprachen lehrt aus Liebe zum Gewinste.
Sobald zum Dichterlohn ein reicher Pfenning klingt,
Vernimmt man alsobald, daß alles schreyt und singt.
Daß Amsel, Raab und Specht, und wer kan alle zehlen?
Die edle Dichter-Kunst zum Zeitvertreibe wehlen.

Ich will keinem Fürsten rathen es zu versuchen; um aber den poetischen Geist nicht gar zu ersticken, kan man denen Lehrern anderer Wissenschafften Belohnungen geben, und ihnen, wo sie das Naturell dazu haben, bisweilen Verse zu machen erlauben.

VII. Ob die Helden-Gedichte mit dem Vorsatze zu erbauen oder zu ergetzen geschrieben sind.

Ich habe gleich von Anfange dieses Werckes gesagt, daß die Poeten nicht gantz und gar ohne Nutzen sind. Hie will ich es nicht

wie-

wiederrufen, allein ich behaupte, daß die Poeten, welche Helden-Gedichte verfertigen, sich keinesweges als ihre Haupt-Absicht fürsetzen ihre Leser zu unterrichten, sondern einzig und allein denselben ein Vergnügen zu machen, und die Lehren nur insoweit zu gebrauchen, als sie zur Zierde des Gedichtes etwas beytragen können. Ich weiß wohl, daß diejenigen so von der Dichter-Kunst geschrieben haben, mir zu wieder sind: aber ich bin der festen Meinung, daß sie vielmehr gesagt haben, was die Poeten hätten thun sollen, als was sie gethan haben. Um den Leser davon zu überführen, darf man nur einige von ihren vornehmsten Ursachen untersuchen.

Ein aufgeweckter Kopf in Franckreich, der mit vieler Gelehrsamkeit und Artigkeit vom Helden-Gedichte geschrieben, erkläret das Wesen desselben folgender gestalt: Ein Helden-Gedichte, sagt er, ist eine künstlich erfundene Rede, welche durch einen, unter denen Gleichnissen einer wichtigen Begebenheit, so in Versen auf eine wahrscheinliche, ergetzende und wunderwürdige Art beschrieben wird, versteckten Unterricht, die Sitten der Leser zu bessern sich angelegen seyn läst.

Wenn man etwas genauer darauf acht hat, wird man sehen, daß diese Erklärung sich nur auf einen blossen Begriff, der in unsern Gedancken allein verhanden ist, schicke. Denn wenn ich sagen wollte, daß aus keiner einigen Stelle des Homerus und Virgilius eine andre Absicht hervorleuchte, als denen Lesern zu gefallen, so wird mir niemand das Gegentheil erweißlich machen. Vielleicht wird man sagen, daß man aus denen Begebenheiten so sie erzehlen, gewisse Lehren ziehen könne. Aber ich behaupte, daß eine jede Erzehlung gleichergestalt einigen Unterricht in sich halten wird, obgleich derjenige so da redet, niemahls daran gedacht hat. Nehmt einen Roman oder Geschichte die ihr wollet, so mache ich mich anheischig, dergleichen Sitten-Lehren heraus zu ziehen, die ihr Urheber uns zu geben niemahls im Sinne gehabt. Wie der Mensch ein denen Gesetzen unterworfenes Wesen ist, so kan man ja fast nicht das geringste erzehlen, worüber man nicht soviel als man immermehr will, sollte moralisiren können. Damit man also versichert seyn möge, daß der Poete vorhabens gewesen sey, uns gewisse Lehren zu geben, so muß er es entweder selbst sagen, oder doch in seinen Schrifften auf eine ungezweifelte Art anmercken. Da ist es nun gewiß, daß weder im Homerus noch im Virgilius etwas

zu finden sey, das uns überzeugen könnte, daß sie vorhabens gewesen wären, uns gewisse Sitten-Lehren beyzubringen.

Ich setze noch hinzu, daß wenn man gleich durch Vernunfft-Schlüsse aus denen Poeten moralische Lehren ziehen kan, die denen Begriffen von Tugenden und Lastern, so sie haben konnten gemäß sind (denn man muß sie nach ihrem, nicht aber nach unserm Begriffe beurtheilen;) so wird man auch durch eben solche Schlüsse gantz wiedrige Sätze herausbringen. Und da dieses gewiß ist, so erhellet offenbarlich, daß alles, was sie der Tugend zum Vortheil, und wieder das Laster sagen, von einem sehr geringen Nutzen seyn müsse.

Last uns hören was man von der Fabel Ilias, oder von demjenigen Gedichte saget, welches der Poete erfunden hat um denen Griechen eine gewisse Sache beyzubringen. Man sagt Homerus habe gesehen, daß Griechenland in so viel Staaten zertheilet gewesen als Städte darinn waren, welche sich doch bisweilẽ genöthiget sahen, sich wieder ihre gemeine Feinde in einen Cörper zu vereinigen: da habe er nun in seiner Ilias sich unternommen zu zeigen, daß nichts als ein gutes Verständniß vermögend sey, die gemachten Anschläge glücklich auszuführen, und daß im Gegentheil der Mißverstand, allezeit den unvermeidlichen Untergang derer Bündnisse verursachet habe. Derohalben, spricht man, hat Homerus zum Grunde seiner Fabel diese grosse Wahrheit genommen, daß die Uneinigkeit der Fürsten ihre eigene Staaten zu Grunde richte. Ich singe, spricht er, von dem Zorne des Achilles, der vor Griechenland so verderblich gewesen, und soviel Helden umgebracht hat; als der König Agamemnon sich mit diesem Fürsten durch einen Zanck getrennet hatte.

Ich gestehe, daß man erwehnten Unterricht aus der Ilias nehmen kan, und daß Homerus das Unglück, welches die Griechen lidten, so lange Achilles wieder den Agamemnon erzürnet war, erzehlet habe. Allein ob ers gleich erzehlet, so hätte man doch was moralisches daraus folgern können, wie ich bereits erwehnet; und man findet es nirgends in seinem Gedichte, daß er sich diesen Zweck vorgesetzet. Es sind lauter Muthmassungen, was man davon saget, und man hat eben soviel Recht es zu verwerfen als vorzutragen. Wenn man aus der Erzehlung des Homerus, die Griechen betreffend schließen will, daß sich die Bunds-Genossen einem

ein-

einzigen Feldherrn unterwerfen müssen: kan man denn nicht eine gantz wiedrige Lehre aus dem ziehen, was er von denen Trojanern gesagt? Diese alle gehorcheten dem Priamus, der sich durch seine Söhne regieren ließ; und da alle, sowohl ihre als ihrer Bunds-genossen Haupt-Leute, denen Befehlen des Hectors blindlings folgeten, sind sie gäntzlich zu Grunde gangen. So lehrt uns denn Homerus auch, daß das allzugrosse Ansehen eines Fürsten, dergleichen Priamus war, der von seinen Söhnen unterstützet wurde, den Untergang des gemeinen Wesens befördert, welches keine Eintracht erhalten kan, so lange es übel regieret wird. Besser wäre es sowohl vor diesen Fürsten als vor die Trojaner gewesen, wenn sie nicht so viel Gewalt gehabt hätten, wieder den Willen des Volckes die Helene zu behalten, weil sie den allergefährlichsten und schädlichsten Krieg, davon die Poeten jemahls geschrieben, würden vermieden haben, dafern sie dieselbe ihrem Gemahl wieder gegeben hätten. Was könnte man bey der Gelegenheit nicht von der fürtreflichen politischen Regel gesagt haben, daß in einem wohleingerichteten Staate keine Macht über alle Gesetze seyn müsse, auch keine Person, welche ungescheut alles was ihr gut düncket, thun kan. Man würde auch über den Rath des Polydamas, in die Stadt zu fliehen, um den Zorn des Achilles zu vermeiden, eine gar feine Auslegung machen können, imgleichen über die Antwort des Hectors, wo man zeigen könnte, daß ein Feldherr den Anschlägen seiner vornehmsten Kriegs-Bedienten Gehör geben, und lieber eine Gelegenheit dem Feinde einen Vortheil abzugewinnen fahren lassen, als sich selbst zu Grunde richten solle, indem man einem Feld-Herrn der seiner Gewalt mißbrauchet, und alles waget, gehorchet. Man könnte noch hinzusetzen, Homerus habe sich nicht vorgenommen zu zeigen, daß die Uneinigkeit verderblich sey: weil er in seinem Gedichte die Götter selbst der Griechen und Trojaner wegen in einer schrecklichen Uneinigkeit vorstellet, ohne zu glauben, daß man ihn deswegen tadeln könne.

Auf die Odyssee zu kommen, so sagt man, die Haupt-Absicht des Poeten sey gewesen zu zeigen, daß die Abwesenheit einer Person von Hause, oder welche nicht auf alles was vorgehet acht hat, sehr grosse Unordnungen daselbst verursache: So, daß die vornehmste Handlung und das wesentlichste Stück derselben die Abwesenheit des Helden ist. Man kan nicht leugnen, daß nicht Homerus die Abwesenheit des Ulysses und die dadurch zu Hause verursachte Unordnungen beschreiben wollen. Aber wer kan uns versichern,

daß dies seine Haupt-Absicht gewesen, und daß er dieses nicht von ohngefehr berühret, um den Leser zu vergnügen; indem er ihn gegen den Ulysses und seine Familie mitleidig machet; und zugleich seine Bewunderung und Neugierigkeit durch die ausserordentlichen Zufälle, so ihm zugestossen, erwecket. Er hat den Ulysses als einen klugen, und denen Göttern sehr angenehmen Menschen beschreiben müssen, damit er aller Gefahr die ihn betroffen, entgehen können, welches ihn noch wunderwürdiger machet, und ihm die Hochachtung des Lesers zu wege bringet. Ich gestehe, daß es bey dem allen viel gute Lehren giebt, aber das ist nur der Ausputz, und nicht das Haupt-Werck der Fabel. Man findet in allen Romanen dergleichen, deren Urheber doch kein ander Vorhaben gehabt, als den Leser durch eine angenehm-erzehlte Lügen, als durch eine wahre Geschicht zu ergetzen. Daraus folget also vor den Homerus nichts, es wäre denn, daß man auch dem Scudery und Calprenede, die Philosophische Absicht, die Welt durch ihre Romane zu unterrichten, zueignen wollte, da doch ihr einziger Zweck gewesen, Leute, so sich die Zeit nicht zu vertreiben wissen, zu ergetzen, und zu vergnügen.

Uberdas hätte man eine gantz andre Person wehlen müssen, als den Ulysses, zu zeigen, daß ein Fürst sich nicht von Hause entfernen soll; als welcher wieder Willen von Hause gezogen, und nur aus Zwang abwesend blieb. Er hätte einen wehlen sollen der aus Unbedachtsamkeit davon gezogen, und eines bösen Verhaltens wegen aussengeblieben; denn dieses würde weit besser gewiesen haben, was er uns lehren oder unterrichten wollen. Hätte man gesehen, daß die Unbedachtsamkeit gestrafet werde, so würde man leichter begreifen, daß ein Fürst zu Hause bleiben müsse, als wenn man die Unordnung im Hause eines Herrn einreissen siehet, der deswegen abwesend ist, weil er unmüglich zurücke kommen kan.

Wenn aber diese Ursachen auch nicht so wichtig wären, als sie in der That sind, so könnte man, die angeführte Muthmaßung die Absicht in der Odyssee des Homerus betreffend, auf einmahl umstossen, wenn man andre eben so wahrscheinliche auf die Bahn bringen wollte. Was würde mich hindern aus eben denen Gründen zu sagen, der Poete habe zeigen wollen, daß keine Verweilung, sie mag beschaffen seyn wie sie will, die Vollenziehung des Verhängnisses verhindern könne. Diese Lehre ist nicht seltsam im Homerus und die Odyssee ist nur eine Auslegung derselben. Man sieht in

der-

derselben den Ulysses in mancherley Ergetzlichkeiten, und gefährlichen Versuchungen, um ihm sein Vaterland aus dem Sinne zu bringen. Man sieht ihn in schrecklichen Gefährlichkeiten, daraus er glücklich entkommt, weil das Schicksal haben wolte, daß er wieder nach Hause kommen solte. Homerus sagt nicht weit vom Anfange der Odyssee, daß nach Verfliessung der Jahre seiner Abwesenheit, die Zeit gekommen sey, darinn die Götter seine Rückkunfft nach Ithaca beschlossen, und er habe sich auch unter seinen Freunden nicht ohne Verdruß befunden.

Man könte auch sagen, Homerus hätte die eheliche Liebe beschreiben wollen, indem er eines theils die Penelope vorstellet, welche bey allen Schmeicheleyen und Drohungen ihrer Buhler so lange unbeweglich blieb, und sich von diesen Leuten, welche indessen, daß sie sich um ihre Liebe bewarben, auf ihre Unkosten lebeten, lieber ruiniren ließ, als daß sie einen seiner Bitte hätte gewähren sollen: Andern Theils aber den Ulysses, der weder durch die Circe, noch durch die Calypso, noch durch des Alcinous schöne Tochter zur Untreue bewegen läßt; sondern allezeit sehnlich wünschet seine Penelope wieder zu sehen, der er doch indessen so treu nicht war, als sie ihm wohl geblieben. Allein eben dieses dienet seine Beständigkeit zu zeigen, weil selbst Göttinnen, als Circe und Calypso, welche ihm nichts abschlugen, ihn nicht in ihren Insuln behalten konnten, da sie ihm doch die Unsterblichkeit angebothen. Es ist wahr, daß Homerus in das Verlangen des Ulysses wieder nach Hause zu kommen, die Liebe zum Vaterlande einmischet: Allein diese kan gar wohl mit der Liebe seines Weibes zusammen stehen. Sein Vaterland spricht Cicero, war von solcher Krafft und Natur, daß dieser weise Mann das elende Ithaca, so wie ein kleines Nest an denen rauhesten Felsen hieng, der Unsterblichkeit selbst fürgezogen.

Da man nun denen vorgegebenen Gleichnissen, daraus die Odyssee bestehet, so vielerley verschiedene Deutungen geben kan; So wird man mir zugeben, daß es eben nicht das Ansehen habe, daß Homerus sich ins besondere etwas zum Zwecke seines Werckes vorgesetzet: oder wo er ja diese oder jene Absicht gehabt, daß er sie sehr schlecht ausgeführet habe. Ein so danckeles Gleichniß, welches auf mancherley Weise erkläret werden kan, ist nicht sowohl ein Gleichnis, als vielmehr ein Rätzel zu nennen.

Eben

Eben so wenig ist dasjenige gegründet, was man von der Moralischen Absicht des Virgils saget. Man will uns bereden dieser Poete habe den August als den Stiffter eines grossen Reichs unterrichten, und ihm sowohl als allen seinen Nachfolgern die Gemüths-Beschaffenheit und das Verhalten derer beybringen wollen, die dieses Reich so vergrössert hatten. Ein sehr gelehrter und Staatskluger Römer, sagt man, lehret uns, daß die Gelindigkeit gleichsam die Seele dieses Staats gewesen, und auch so gar mitten im Kriege geherrschet habe: ja daß nur eine unumschränckte Nothwendigkeit die Wirckungen derselben hindern können. Diese Lehre soll Virgil denen Römischen Käysern in seiner Aeneis haben geben wollen.

Allein vors erste kan man sagen, daß Virgil zwar den Aeneas durchgehends als einen andächtigen und denen Göttern gehorsamen vorgestellet, im übrigen aber denselbigen keine ausserordentliche Gelindigkeit gegen die Uberwundenen ausüben lassen. Man sieht ja nicht, daß er irgend wo seine Gnade spüren lassen. Im Gegentheil läßt er ihn in denen Schlachten ohne Gnade alle diejenigen hinrichten, die ihn anrufften.

Wenn man zum andern, auf den Fuß, daß er es in der Absicht moralische Dinge zu Lehren geschrieben, urtheilen wolte: so würde man vielmehr sagen müssen, er habe zeigen wollen, daß man sich denen Ordnungen des Schicksals unterwerfen müsse, ob sie schon hart und schwer auszuführen seyn. Dieser Gedancke herrschet in der gantzen Aeneis, wie man leicht zeigen könnte. Man könnte auch sagen, er sey willens gewesen den Römern zu zeigen, daß die Stifftung eines grossen Reichs nicht ohne eine sonderbahre Fürsehung des Himmels geschehe, um ihnen dadurch andächtige Gedancken beyzubringen. Aber diese Absicht, schicke sich schlecht für eine Epicurische Seele, und ein jeder weiß ja, daß Virgilius sowohl als sein guter Freund Horatius in denen Meynungen des Epicurus gestanden.

Die Wahrheit frey heraus zugestehen, so scheinet es nicht anders als daß Virgil denen Römern und ins besondere dem Augustus habe schmeicheln wollen: indem er einen Roman von dem Ursprunge ihres Reichs, und der Julischen Familie macht, welche er nach dem Vorgeben derselben vom Julus dem Sohn des Aeneas abstammen läst. Das ist der Zweck des Poeten, der keine Gelegen-

genheit verliehret, entweder dem August oder allen Römern zu schmeicheln, nicht aber ihre Kayser zur Gnade zu ermahnen.

Da habt ihr nun den moralischen Entwurf dreyer der allerschönsten Helden-Gedichte so jemahls gemachet worden, gantz und gar umgestossen: Worauf es leichte seyn wird, zu glauben, daß die Tragischen Poeten nicht erhabenere Absichten haben werden. Aristoteles beschreibt ein Trauer-Spiel also: Es ist, sagt er, eine Nachahmung einer ernsthafften That, welche vollständig ist und eine gnugsame Grösse hat, welche vermittelst des Mittleidens und Schreckens, uns völlig von dergleichen und allen andern Gemüths-Neigungen reiniget. Dergestalt würden sich die Tragischen Poeten vorsetzen die Neigungen ihrer Zuhörer zu heilen oder zu verringern, indem sie in ihnen das Mittleiden und Schrecken erwecken. Ich will zwar nicht sagen, daß sich niemahls ein einziger Poete von dieser Art eine moralische Absicht vorgestellet: aber ich glaube doch, daß sie mehrentheils nicht daran gedacht, und das diejenigen Sittenlehren so sie in ihre Sache mischen, mehr ihre Schrifften auszuschmücken und dem Zuhörer angenehm zu fallen, als mit dem Vorhaben seine Neigungen zu stillen angebracht werden. Indem sie das Unglück des menschlichen Lebens und die Ungewißheit aller seiner Umstände darinn vorstellen um ihn dadurch zu rühren; so könnte sichs zutragen, daß bißweilen die Zuhörer, durch das was sie gehöret, gerühret würden, und sich ins künfftige in ihren Begierden und Bewegungen ein wenig mäßigten. Allein das Schrecken und das Mitleiden lassen sich nicht heilen, wenn man sie offt in dem Hertzen erreget, vielmehr gewehnen sich die Leute so sehr an dieselbe, daß die geringste Sache hernach vermögend ist sie zu bewegen. So entstehen alle Fertigkeiten. Wenn man gewisse Bewegungen gar zu offte hat, werden sie so natürlich, daß es sehr schwer ist sich davon loß zu machen. Vielleicht wird man aber dennoch sagen, daß wir durch die Betrachtung trauriger und erschrecklicher Dinge, welche in Trauer-Spielen vorgestellet werden, mit der Zeit, der Erbarmung und dem Schrecken unempfindlicher werden würden; wie sich die Soldaten gewöhnen die Gefahr darinn sie sich offt befinden, zu verachten. Allein diese Vergleichung gilt nichts, weil die Soldaten so offt sie in Gefahr sind, alles mögliche thun, die Furcht zu verhindern, und sich untereinander davor zu versichern: da indessen der Poet nichts vergisset was er, seine Zuhörer zu bewegen, gebrauchen kan, diese aber sich seinem

Vor-

Vorhaben gar nicht wiedersetzen und also aus denen Gemüths-Bewegungen die er in ihnen rege macht, eine Gewohnheit werden lassen.

Man wird weiter sagen, daß die Beyspiele von dem Unglücke des menschlichen Lebens, welche man in Trauer-Spielen siehet, diejenigen so sie offt spielen gesehen, vorbereiten, daß sie sich nicht verwundern, wenn ihnen eben das begegnet. Es ist wahr daß sich die Welt-Weisen bemühen, die Trauer-Spiele dazu zu gebrauchen, und daß sie offt Exempel daher borgen, die Menschen zur Beständigkeit zu bewegen. Aber das ist was anders, eine einmahl eingeführte Sache nützlich anwenden, als eben diese Sache in einer gewissen Absicht thun. Die Weltweisen thun wohl daran wenn sie sich bemühen, die Menschen, durch eben die Dinge worauf sie mit ihren Neigungen verfallen, zur Tugend zu leiten. Aber die Tragischen Poeten haben sich weit mehr den Zuruff des Volckes und dessen Vergnügung, als die Verbesserung desselben zum Zwecke vorgestellet, wie sie denn auch viel öffter die erste als die andre von diesen beyden Absichten erlanget haben.

Die Comödien-Schreiber wolten nichts destoweniger an dieser Ehre auch Theil nehmen; und man nannte es eben sowohl, eine Comödie, als eine Tragödie lehren, wenn man ein Theatralisches Stück öffentlich vorstellete. In der That konten sie vielleicht was mehrers ausrichten, indem sie das gemeine Leben vorstelleten und die Thorheiten der Menschen durchzogen, als wenn sie die ausserordentlichen Unglücks-Fälle fabelhaffter Helden aufgeführet hätten, wie die Tragische Poeten thaten. Es giebet wenig Könige und große Herren, auf welche sich die Exempel der Tragödien wohl schicken. Es giebt hingegen eine unzehlige Menge gemeiner Leute, welche die Verspottung ihrer lächerlichen Gemüths-Neigungen in der Comödie mit Nutzen ansehen können. Wenn aber die Comödien-Schreiber vor öffentliche Lehrer der Tugend hätten angesehen seyn wollen, so hätten sie Weltweise seyn müssen; oder es hätte niemand als die Weltweisen Comödien schreiben sollen. Da dieses aber nicht geschah, so begab es sich, daß die Comödien, so durch nicht gar zu wohl gesittete Leute verfertiget wurden, nicht weniger die Laster einzuführen, als dieselbe lächerlich zu machen, gedienet. Das Sauffen und Fressen und andere Laster stellen sie nicht ehe als was tadelhafftes vor, biß sie fast auf das höchste gebracht worden;

das

das ist dann allererst, wenn sie der Wohlfahrt und dem Glücke derjenigen die sich demselben ergeben, hinderlich sind. Nun verlanget ja die gute Philosophie weit mehr Tugend, als bloß dazu nöthig ist, daß man sich nicht einen üblen Nahmen mache, und vor der Welt in Unglück stürtze. Ja man mag sagen was man will, so scheinen die Comödien-Schreiber nichts anders im Sinne gehabt zu haben, als die Leute zu ergötzen, und dadurch Ehre und Geld zu erlangen. Darum musten sie nothwendig viele Sitten-Lehren in die Gespräche ihrer Personen einfliessen lassen; weil man offt dergleichen Reden führet, und weil die Leute nach dem sie sich recht satt gelachet haben, sich ein Vergnügen machen, die Sitten zu beurtheilen; mehr aus Begierde eine Abwechselung zu haben, als sich zu belehren. Zum Beweise dessen kan dieses dienen, daß man sich gar nicht daraus gebessert, wie ein Comödien-Schreiber selbst gar wohl in diesen Versen angemercket hat (Plautus Rud. Act. IV. Sc. 7.

Ich habe längst gesehn ein Schau-Spiel dieser Art,
Das schöne Lehren gab und sehr gerühmet ward,
Es reitzte alles Volck zur Aenderung der Sitten;
Allein es war umsonst, man lief mit schnellen Schritten
Nach seinem Hause zu, und damit wars gethan;
Es fieng kein einziger ein besser Leben an.

Durch diese gantze Abhandelung verlange ich nicht zu erweisen, daß man nicht in Versen sehr nützliche Lehren geben könne, oder bereits gegeben habe. Ich habe nur zeigen wollen, daß dasjenige was man von denen Moralischen Absichten der allerbesten Meister-Stücke der alten Poesie saget, mehr Schein als Grund habe, wenn man es genau betrachtet. Dieses hindert indessen nicht, daß nicht ein Poete, der die guten Regeln einer etwas ernsthafftern Philosophie als die allergrösten Dichter des Alterthums gehabt, angenommen und dieselbe so wohl inne hätte, als jene die Meinungen ihrer Zeiten inne hatten, ein Gedichte solte unternehmen können, welches würcklich die Absichten hätte die man jenen vergebens zugeeignet, und also die Ehre der Poesie wieder herstellen könte, die durch die bißhero angemerckten

Fehler

Fehler in einen übeln Ruf gekommen. Von einem solchen Poeten würde man in der That sagen können, was Horatius von demjenigen saget, den er in seinem Gedichte von der Poesie unterrichten wolte.

Der hat es recht gemacht, der Lust und Nutzen liebt,
Des Lesers Geist ergötzt und gute Lehren giebt.

Allein ich besorge sehr, daß ein solcher Poete, in vieler Zeit nichts als ein blosser Gedancke, der ausser unserm Gehirne nirgends verhanden ist, bleiben werde.

Staats= und Helden=Gedichte.

CARLS
Des Sechsten
Sieg über die Türcken,
Erstes Stücke,
Welches die Zurüstungen zum Kriege, und die Beschreibung des Türckischen Heeres in sich begreifft.

DEr Adler zeiget sich, ihr Feinde könnt ihn schauen,
Der Donner wältzet sich in den geschärfften Klauen,
Er trennt die finstre Lufft; sucht, was euch retten kan,
Er schießt voll Grimm herab, und schickt den Blitz voran!

Wo kämpft, wo siegt mein Carl? Ihr Musen führt mich hin!
Ein kriegrisches Geschrey bewegt mir Geist und Sinn,
Rückt den verwehnten Fuß von unsern sanfften Höhen,
Ihr sollt auf Waffen, Blut, und kalten Leichen gehen.
Was fesselt mich und euch durch heimliche Gewalt?
Wird mein erloschner Trieb auf blassen Cörpern kalt?
Will der geweyhte Brand nicht meine Brust durchdringen,
Und läst mein Phöbus mir kein feurig Lied gelingen:
So ruff ich dich, o Mars! um deine Flammen an,
Wer weiß ob nicht ein Held mehr als die Musen kan.

O Carl! ich sehe Dich. Nun bin ich schon erhitzet,
Wer glüht, wer brennet nicht, wo deine Rechte blitzet?
O Carl! ich sehe Dich und deinen Muth zugleich.
Wer nur an Dich gedenckt, ist an Erfindung reich,
Wie Du an Thaten bist. Man darff sie nicht erst suchen,
Und wenn man sie nicht findt auf das Gestirne fluchen,
Wie sich ein armer Geist mit gringen Thaten quält;
Held! wircke was du wilst, dein Thun das man erzehlt,
Ist höher als die Kunst. Ein ieder darff sich wagen,
Carl! Carl! man nennt Dich nur, was kan man grössers sagen?

Sind die Triumphe nicht ein Anfang Deiner Kriege?
So fährest Du auch fort und endest mit dem Siege.
Der Sieg hat nur bey Dir die Flügel abgelegt,
Und Dein gegründtes Glück die Kugel nicht bewegt.
Weil dieses aber nicht von ohngefehr geschehen,
So lässest Du die Welt ein neues Schauspiel sehen,
Greiffst Deinen Donner an und häuffest Streich auf Streich,
Und häuffest Sieg auf Sieg. Das ausgestreckte Reich,
Das Achmets Scepter drückt, zieht alle Krafft zusammen;
Doch Du zertheilest sie, mit Schrecken-vollen Flammen.
Du zehrest alles auf, was Dir entgegen zieht,
Biß alles untergeht, biß alles vor Dir flieht.

Wie, wenn der erste Schnee das harte Land bedeckt,
Der Drachen wilde Brut sich in die Klufft versteckt,

In einen engen Kreyß den blauen Rücken schmieget,
Gekrümmet und erstarrt in duncker Tieffe lieget;
So schleicht der matte Feind sich in das tieffe Land,
Es fesselt ihm der Frost und Schrecken Hertz und Hand,
Indem die Sonne sich den abgelenckten Wagen,
Auf einer rauhen Bahn zum Süderpol läst tragen.
Sein Heer ist ohne Krafft, es wird sich selbst zu schwer,
Der Drache taumelt kaum biß an das schwartze Meer,
Durchwühlt den dürren Grund, und gräbt die lahmen Glieder,
In den zertheilten Sand. Er stürtzet krafftloß nieder,
Wirfft Grim̃ und Hoffnung hin und schläfft die lange Nacht,
Ob ein Gewitter gleich um Strand und Lager kracht.
Doch seht! da kaum das Eiß den Frühlings-Blicken weichet,
Und Zephyrs linder Hauch um seine Höhle streichet,
Wie dieses Ungeheur die scharffen Schuppen regt,
Und mit erneuter Krafft den starren Hals bewegt,
Sich an die Sonne weltzt, mit Aug und Zunge dräuet,
Und Glut und Gifft und Todt aus seinem Rachen speyet.

Der Adler wacht indeß auf einem sichern Hügel,
Er fühlet Geist und Krafft und dehnet Muth und Flügel
Vor seiner Wohnung aus, um die er anfangs schwebt,
Eh ihn der volle Flug von seinen Grentzen hebt,
Eh er biß in den Kreiß des fernen Monden steiget,
Und seinen Donnerkeil den blassen Hörnern zeiget.

Der Schutz-Geist Asiens wird dieses kaum gewahr,
So schrecket ihn so gleich die drohende Gefahr.
Er bebet, er verzagt, vor ihren rauhen Blicken;
Doch will er noch durch List des Schicksals Macht verrücken.
Die Lufft erstarrt um ihn, er nimmt von Solymann
Den Leib, Gesicht, Gestalt, Gang, Tracht und Reden an,
So dringt er vor den Thron, auf welchem Achmet sitzet,
Der das beschwerte Haupt durch seinen Arm gestützet,
Der nach durchwachter Nacht, von Gram u. Wuth gekränckt,
Sein schweres Augenlied vor Mattigkeit gesenckt.
Er fühlet des Serails gerührten Grund erschüttern,
Sein Stuhl beweget sich, er selbst fängt an zu zittern.

Du schläffst, du schläffest noch: rieff der verstellte Geist:
Da das Verhängniß mich aus meiner Ruhe reist.
Nun Muth, Verstand und Krafft den Lebenden entweichen,
Zieht der getrennte Geist den Leib entseelter Leichen
Aus der gebrochnen Klufft, die durch den harten Schlag
Zusehr erschüttert ward, an den entwöhnten Tag.
Mir hat die Finsterniß des Reiches Noth entdecket,
Dir hat der helle Tag dein Unglück verstecket.
Ich sehe, da dir noch von eiteln Siegen träumt,
Daß der geschlagne Strand der breiten Donau schäumt;
Weil der bewegte Feind die leichten Wellen trennet,
Der mitten in der Fluth von heisser Rache brennet.
Die Flammen brechen aus und die vermehrte Gluth,
Verzehrt dein dürres Reich. Ach unfruchtbares Blut!

Das sonst Pannoniens ersiegtes Feld durchflossen,
Womit mein streitend Heer den dichten Schilff begossen.
Was hilfft es? wenn der Feind den unbeschützten Strand
Ohn alles Blut bezwingt. Verworffner Jammerstand!
Ist alle Tapferkeit mit Solymann gestorben?
Giebst du so schändlich hin, was ich so schwer erworben?
Du siehst in Temeswar den Monden untergehn,
Du siehst ein schimmernd Creutz auf allen Thürnen stehn,
Wie, soll der Adler noch auf Belgrads Mauren fliegen?
Soll vor dem Degen sich dein stumpfer Säbel schmiegen?
Ich habe selbst gekämpft. Ergreiffe meinen Schluß!
Dein wilder Großvezier ist nicht Eugenius.
Entblösse Stahl und Arm. Komm! blitze, trenne, stürme,
Biß der zerstückte Feind, mit vieler Leichen Thürme,
Die rothe Sieges-Bahn den Streitenden verschliest;
Wo nur die Zeit allein, nicht Christen-Blut verfliest,
Wird Stambul sich vor Wien, und Bosphorus den Rücken,
Vor dem geschwollnen Arm der stoltzen Donau bücken.
Hier schwieg, hier wich der Geist. Er wies die dürre Hand,
Er drohete dreymahl, er seufftzte und verschwand.

Mit ihm war auch zugleich des Achmets Schlaff verschwunden,
Er ließ sich von dem Thron und blieb vor Angst gebunden;
Doch löste sich der Mund. Sein bebendes Geschrey
Zog mit der Bassen Schaar den Großvezier herbey.

Ein langes Schweigen hielt das nahe Wort zurücke;
Allein es redeten die angeflammten Blicke:
Biß, als auf einen Winck sich alles Volck verlohr,
Dem blassen Großvezier in das bestürtzte Ohr
Die rauhe Stimme drang: Es ist um uns geschehen!
Was hab ich doch gehört? was hab ich doch gesehen?
Kein falscher Schatten hat den Schlafenden bethört.
Ach, gar zu viel gesehn! Ach, gar zuviel gehört!
Die Unterwelt erstaunt vor jener Donner Knallen,
Vor welchen unser Heer und Temeswar gefallen.
Der grosse Solymann, der Muselmänner Held,
Hat sich und meinen Fall mir lebhafft vorgestellt,
Mich dünckt ich seh ihn noch. Mir zittern alle Glieder,
Er siehet meine Schmach, und schlägt die Augen nieder.
Mich dünckt ich seh ihn noch. Er senckt sein tapfres Haupt;
Weil ihm der tieffe Schmertz sein Heldenwesen raubt.
Der Eindruck welchen ihm mein Unstern hat gegeben,
Zwingt die beruffne Faust, den starcken Arm zu beben.
Sein Blick verfinstert sich, sein aufgestraubtes Haar,
Macht mir die innere Verwirrung offenbar.
Er fühlt den herben Gram, den ich ietzund empfinde,
Er löst vor Ungedult die blutbesprützte Binde,
Von seiner welcken Stirn, und sein entfärbter Mund
Macht mir des Feindes Glück und mein Verderben kund.
Er treibt, er feurt mich an, dem Feinde vorzubeugen,
Mein eigner Säbel soll den Weg zur Flucht ihm zeigen.

Allein, wer weiß ob nicht der Anblick meiner Pracht,
Den Streit noch hitziger, den Sieg noch grösser macht?
Ach allzuspäter Schluß! was hab ich doch gesehen?
Was hab ich doch gehört? Es ist um uns geschehen!

Nein, Kayser! nein, es steht dein unbewegter Thron:
So brach der Großvezier, mit einem kühnen Thon,
Durch die Verzweifelung die Achmets Brust bestricket:
Die Pfeiler deines Reichs hat noch kein Feind verrücket,
Wer glaubt daß sein Gewicht aus Schwachheit sincken kan?
Nein, die beherrschte Welt setzt tausend Schultern an.
Die ungeheure Zahl der Arme die dich schützen,
Sind Säulen deines Stuhls die deine Herrschafft stützen.
Versammle deine Macht, verdopple nur dein Heer,
Dein Volck vermehre sich, so wie der Sand am Meer,
Es müsse Stahl und Glut und Schrecken mit sich tragen,
Wer es nicht zehlen kan, der wird es nimmer schlagen.

Die feste Rede macht daß Achmets Hoffnung lebt,
Daß sich mit seinem Muth zugleich die Stimme hebt.
Zwar foltert seinen Geist ein Argwohn-volles Grauen,
Er will, er darff sich nicht dem Großvezier vertrauen.
Doch endlich gründet er auf ihn den schwehren Krieg,
Und auf sein eitles Wort den ungewissen Sieg.
Er blickt ihn gnädig an, man hört ihn freudig sprechen:
Geh hin! du wirst die Schmach der Muselmänner rächen.

Du Führer meines Volcks! geh wage dich allein,
Brich Lager, Maur und Wall und Siegesbogen ein,
Brich in des Heeres Brust, vertilge mein Verderben,
Stirb, oder laß den Feind von deinem Säbel sterben.
Er geht, er eilt, er fliegt. Ein jedes Theil der Welt,
Das des Tyrannen Faust in harten Fesseln hält,
Stößt das geplagte Volck, aus den entfernten Sitzen,
Dieß muß auf seinen Winck das Sclaven-Blut verspritzen.

Der Sultan siehet selbst den Ausbruch seiner Krafft,
Ein Volck, das sein Befehl so schnell zusammen rafft.
Der Babylonier kehrt seinem Thurm den Rücken,
Das Schwerdt den Christen zu. Die Turcomannen drücken
Auf uns die Pfeile loß. Natolien bricht auf,
Und ein Arabisch Pferd trägt in dem freyen Lauff
Den braunen Reuter fort.
Das ietzt entweyhete vorhin gelobte Land
Schickt sein geschändet Volck. Ja der durchhitzte Sand
Hält nicht die Mohren auf, die in den Wüsteneyen
Im dürren Lybien, bey Drachen, Tygern, Leuen,
Ihr tückisches Gemüth zum Dienst der Grausamkeit,
Den Arm zum Untergang der Gläubigen geweyht.
Die Völcker so des Nils beschwemmten Strand bewohnen,
Der Kern Albaniens, die frechen Macedonen,
Die Moldau waffnet sich. Das Insel-volle Meer
Wirfft tausend Krieger aus und wird von Schiffen schwer.

Doch

Doch weil die Menschen schon fast gantz erschöpfet worden,
Giebt man den viehischen und wüsten Tartar-Horden
Das Blut der Christen preiß. So steiget Achmets Muth,
Denn ein so grosses Heer erwecket grosse Wuth,
Indem die Kühnheit selbst auf seine Seele hauchet,
Daß der verdeckte Brand auch in der Asche rauchet;
Weil aller Völcker Krafft sich hier zusammen dringt,
Und ein so vielfach Heer in einen Klumpen zwingt.

Der hat ein schuppicht Ertz um seinen Leib gebogen,
Der hat die wilde Brust mit Fell und Haut bezogen,
Der zeigt sein bärtig Haupt in dicken Binden nicht,
Dem deckt ein rostig Stahl das scheußliche Gesicht
Den drückt die blancke Last des Harnisches zur Erden,
Dort läst ein krummes Schild die Kugeln krafftloß werden,
Wenn hier der Ritter Chor mit Adler-Flügeln fliegt,
Der mit dem Säbel dräut, der mit der Streit-Axt kriegt.
Ein halb entblöster Mohr treibt, mit verbrannten Händen,
Den Wurff-Spieß durch die Lufft. Auf den umschürtzten Lenden
Schwirrt dem Egyptier Schwerdt, Bogen, Köcher, Pfeil,
Dem schützt den braunen Leib ein dicht-geflochten Seil.
Dort läst der Janitschar die scharffen Röhre krachen,
Der Spahi will den Feind mit Lantzen flüchtig machen.

O Achmet freue dich! hier steht, hie steht dein Heer,
Das unterschieden ist, an Völckern und Gewehr,

Das unterschieden ist, an Rüstung, Tracht und Sitten,
Doch einig, Blut und Grimm auf Ungarn auszuschütten.
Europa steht bestürtzt. O Achmet freue dich!
Die Mord-Trompete thönt, und alles rühret sich.
Der sieggewohnte Feind wird nicht im Felde stehen,
Die aufgeblehte Macht soll ihm entgegen gehen.
Der kriegerische Schweiff vom Roß wird ausgesteckt,
Ein ungemeßnes Land mit Zelten überdeckt,
Biß das gestreckte Heer sich auf die Höhe schwinget,
Und an der fernen Sau gekrümmtes Ufer dringet.
Es zittert wer es sieht, wenn es die Flügel hebt,
Weil, wo es niederfällt, die Erde selbst erbebt.

CAROLI
Des Sechsten
Sieg über die Türcken,
Anderes Stücke,
Worinnen die Belagerung der Festung
Belgrad, und die Beschliessung des
Käyserl. Lagers vorge-
stellet wird.

Seht! Teutschlands Adler muß von zweyen Seiten kämpfen,
Er kan, wenn Maur und Feld getheilte Flammen zeigt,
Wenn aus zwey Gegenden ein doppelt Feuer steigt,
Die Flammen durch den Strahl, den Brand durch Blitzen dämpfen.

Carl! meine Muse muß den blöden Blick verdrehen,
Auf dich du Christen-Schutz und deine Waffen sehen,
Held! der Du vor das Creutz wie Constantin gekämpfft,
Der Feinde Raserey, der Freunde Furcht gedämpfft.
Du kanst der halben Welt vereinte Kräffte schwächen,
Dein angereitztes Heer wird aus dem Lager brechen.
Hier ficht dein eigen Volck, ein Volck dem gleiches Blut
In teutschen Adern wallt; ein Volck an Rüstung, Muth,
Und starcken Armen gleich. Nun wird der Fluß besetzet,
Der das geraubte Land mit reichen Wellen netzet.
Die Donau, die sich sonst vor Schmertz und Gram versteckt,
Hat durch das dichte Rohr den hohen Halß gestreckt:

Sie rührt ihr tröpfend Haupt, ihr Arm bleibt unbeweget,
Der fremder Tyranney bejahrte Fessel träget,
Sie fühlt die harte Last, der sclavischen Gewalt,
Und rufft daß ihr Geschrey durch Thal und Wälder schallt:
Nimm Carl, nimm meinen Arm, nimm was dir zugehöret,
Hier ist kein Wiederstand, der deinen Angriff stöhret.
Der Barbar, der dies Theil ohn alles Recht besitzt,
Verläst mich und entflieht, so bald dein Adler blitzt.
Nun fliesset neue Krafft in meiner Adern Röhren,
Mein Arm ist starck genug die Fessel zu versehren.
Gebrochne Bande! sinckt in meinen tieffsten Schooß.
Carl! Deine Thaten sind wie meine Freude groß,
Mein Held ich diene dir, nun trägt mein freyer Rücken
Dein nahes Krieges-Heer auf seinen sichern Brücken.

Indessen giebt Eugen ein Zeichen mit der Hand,
Und steiget aus der Flut an das verlassne Land
Der Schwarm der Feinde steigt auf jäher Berge Höhen.
Die Furcht, die sie verfolgt, läst sie auch hie nicht stehen,
Und stürtzet sie hinab; allein Eugenius
Setzt Muth- und Hoffnungs-voll den ungehemmten Fuß
Auf seine Sieges Bahn, er läst die Fahne wehen
Er führt, ihm folgt das Heer und Belgrad läst sich sehen.

Der Mord-Platz zeiget sich, hie düngt die Grausamkeit
Den Grund mit Christen Blut, das noch umb Rache schreyt.

So weit hat man dieses Gedichte nur haben können; weil es niemahls weiter gedrucket worden.

Er.

Sr. Hoch-Fürstl. Durchl.
Eugenii Francisci,
Hertzogs von Savoyen,
Siegreicher erster
Feldzug
Des letzten Türcken-Krieges,
Nebst einer Ode,
Auf dieses vollkommenen Feld-Herrn überstandene Kranckheit, entworffen.

Dem
Durchlauchtigsten Fürsten und
Herrn,
HERRN
Eugenio Francisco,
Hertzog von Savoyen,
Welchem sein grosser Nahme
statt aller Titel ist.

Durchlauchtigster Fürst,
Gnädigster Herr!

DAs Andencken Eurer Hoch-Fürstl. Durchl. Thaten kan sich so wenig an der letzten Gräntze der Ost-See, als in Teutschland, Niederland, Italien und Ungarn, an denen denckwürdigen Ufern der mit ihren Siegen bezeichneten Flüsse verliehren. Darum erwecken Eure Hoch-Fürstl. Durchl. auch in meinem abgelegenen Vaterlande die Gemüther. Denn Preussen rühmet sich noch eines Hohendorffs, der Eure Hoch-Fürstl. Durchl. nicht allein mit dem Degen in der Faust, in Feuer und Gefahr, den Sieg zu ihren Seiten und

und den Feind zu ihren Füssen erblicket; sondern auch dasjenige, was er mit Erstaunen gesehen, mit Nachdruck beschrieben hat. Ich bin aller dieser Vortheile beraubet; weder das Anschauen der Schlacht, noch Eurer Hoch-Fürstl. Durchl. Hohe Gegenwart hat mir einen lebhafften Eindruck geben können: gleichwohl erkühne ich mich vorzustellen, was ich niemahlen gesehen, und einem vollkommenen Helden ein Werck zu widmen, welches wo nicht gantz unglücklich, jedoch unvollkommen genug ausgebildet worden.

Zwar ist kein sicherer Mittel eine Armee furchtbar und eine Schrifft beliebt zu machen, als vor jener Spitze die Person, und vor dieser Anfang den Nahmen des Heldenmächtigen Eugenii zu setzen: nichts destoweniger scheuen die Gelehrten, Eurer Hoch-Fürstl. Durchl. scharffes Auge so sehr, als die Soldaten, indem sie mit ihrem durchdringenden Urtheile, so leicht die Fehler eines Werckes, als durch einen Anblick den Mangel eines Heeres entdecken können.

Ich aber bin schon gezwungen einen unüberlegten Anfang mit Verwegenheit fortzusetzen. Der Zug meiner Begierden hat mich diese Lob-Schrifft an das Licht zu geben, und das Zureden meiner Freunde ein bereits vergessenes Gedichte Eurer Hoch-Fürstl. Durchl. vor die Augen zu bringen verleitet. Diese Art der späten Zuschrifften ist ungewöhnlich; allein meine Absicht noch seltsamer, die sich nicht auf den geringsten Eigen-Nutz,

sondern eintzig auf die preißwürdige Verdienste meines Helden gründet. Denn ich bin zufrieden gewesen, denen Pflichten eines redlichen Teutschen und den unbezwinglichen Trieben ein Gnügen zu leisten, welche mich zur Beschreibung dieses unschätzbahren Triumphes gerissen haben.

Wenn ich mehr die Gnade Eurer Hoch-Fürstl. Durchl. als das rechte Zeugniß der Wahrheit, zu meinem Endzwecke gesetzet, müsten durch meine gegründete Furcht, ohnfehlbar alle Ihnen zugeeignete Lobes-Erhebungen krafftloß werden. Eure Hoch-Fürstl. Durchl. sind nur zur Ausübung berühmter Thaten, und nicht zum Anhören des verdienten Ruhmes gebohren, indem Sie ehe Stahl und Feuer und den Anfall der an Volck überlegenen Feinde, als einen Lob-Spruch, der im geringsten einer Schmeicheley ähnlich siehet, ertragen können. Dieses aber ist so unvermeidlich, daß ich mich entweder zum Stillschweigen, oder dieser Gefahr nahe zu treten, entschliessen muß. Denn Eurer Hoch-Fürstl. Durchl. unbegreiffliche Thaten sind von den gewöhnlichen Verrichtungen so sehr, als die Poesie von einer magern Erzehlung unterschieden, und mag ich so behutsam schreiben, als ich will, so habe ich doch zu besorgen, es werde sich der Inhalt meines Gedichtes bey Eurer Hoch-Fürstl. Durchl. in eine Schmeicheley, bey denen folgenden Zeiten aber, wegen Ihrer unglaublichen Umstände, in ein wahrhafftes Gedichte verwandeln.

Ich

Ich kan einen von eigennützigen Federn so offt mißbrauchten Ausdruck nicht besser als bey Eurer Hoch-Fürstl. Durchl. anwenden. Und obgleich die verblendete Geldsucht, auch bey den gemeinesten Vorfällen schreibet: Die Nachwelt wird diese Historie vor eine Fabel halten, so verschwendet sie doch diesen Gedancken auch bey solchen halben Feld-Herrn, die den Feind selten gesehen, und noch seltener geschlagen; die ihre wenige Siege mehr dem blinden Glücke, als ihrem Verstande, mehr einem unvermutheten Zufalle als ihrer Erfahrung, mehr der Schwäche des Feindes, als ihrer Tapferkeit zuschreiben müssen; die überdiß auf eine so leichte und bekandte Art ihre Absichten ausgeführet, daß man gar nicht in Furchten stehen darff, es werde die Nachwelt eine so natürliche Sache vor eine über natürliche Fabel annehmen. Allein hier ist gantz Europa überführet, daß die meisten bey ihren wenigen Verdiensten ihren Nothleidenden Heuchlern ein erkaufftes Lob mit Geld und Gewalt auspressen, welches Eurer Hoch-Fürstl. Durchl. unwiederrufliche Thaten auch denen Unpartheyischen als eine Pflicht abnöthigen.

Die Menge derer gewonnenen Schlachten, durch welche Eurer Hoch-Fürstl. Durchl. eigener Ruhm, die Geschichte, und die Käyserlichen Erb-Länder zugleich erweitert worden, unterdrücken gleichsam die stärckste Redner und Poeten, und das Gewichte derselben verhindert, daß sich beyde nicht recht erheben können. Das

Lob Eurer Hoch-Fürstl. Durchl. ist zwar der Endzweck Ihrer Bemühungen, sie werden aber zu diesem eintzigen Ziele durch so unterschiedene Wege geleitet, daß sie sowohl die mannigfaltige Thaten Eurer Hoch-Fürstl. Durchl. als Ihre eigene übermäßige Begierden denselben ein Recht zu thun, in Unordnung bringet.

Darum können Eure Hoch-Fürstl. Durchl. mit mehrerer Gelassenheit die Felder mit Blut, als ihre Lob-Redner die Blätter mit Tinten anfüllen, weil Eure Hoch-Fürstl. Durchl. zwar mit unbeweglichem Muthe fechten, doch diese nicht mit einer furchtlosen Ruhe schreiben können. Denn sie erkennen am besten, daß zu Abbildung ungemeiner Thaten auch eine ungewöhnliche Fähigkeit, und den Nahmen hochverdienter Helden zu verewigen, ein Werck, das selbst auf die Nachwelt dauret, erfordert wird. Wir wissen, daß Eure Hoch-Fürstl. Durchl. zum Verderben der Feinde des teutschen Reiches gebohren worden, und doch kan niemand unterscheiden, ob die Feldzüge Eurer Hoch-Fürstl. Durchl. schwerer, die Siege zahlreicher, die Art zu überwinden seltsahmer, der Gebrauch des Sieges großmüthiger, die Tapfferkeit bewundernswürdiger, oder das Glücke beständiger gewesen.

Der Anzug des Feindes, welchem insgemein Schrecken und Furcht vorher zu gehen pflegen, erwecket, wenn ihm Eure Hoch-Fürstl. Durchl. mit ihren Teutschen entgegen rücken, eine freudige Gewißheit des herannahen-

henden Triumphes; Ihr Eilen beschleuniget nur ihre Niederlage. Die Menge des wieder uns streitenden Volckes scheinet nur darum das Heer zu vergrössern, damit die Vergrösserung ihres Verlustes, und des von Eurer Hoch-Fürstl. Durchl. erfochtenen Sieges desto mehr zunehmen möge.

Sonst werden insgemein die Helden nach dem glücklichen Ausschlage der Waffen beurtheilet; Eure Hoch-Fürstl. Durchl. behaupten schon im Anfange einer ungewissen Schlacht, den Ruhm eines Uberwinders. Es würde unerachtet Eure Hoch-Fürstl. Durchl. bey Wiedersetzung des Verhängnisses alle Schlachten verlohren hätten, doch einjeder, der dieselbe fechten gesehen, sie so wohl des denckwürdigsten Sieges, als eines unauslöschlichen Nachruhms würdig geschätzet haben.

Es ist kein Wunder, daß Ludwig der Vierzehende was ungemein standhafftes und seinem Thron gefährliches in Eurer Hoch-Fürstl. Durchl. Augen erblicket. Dieses scharffsehenden Königes Gesichte hat niemahls weniger gefehlet, und die Ahndung seines Gemüthes niemahls mehr eingetroffen. Es hat sich auch ihm damahls aus Eurer Hoch-Fürstl. Durchl. Augen, diese starcke Seele gezeiget, welcher Ruhe zu stöhren das Lermen der Waffen viel zu schwach ist, die, wo das Geschütze alles erschüttert, ungerühret, und vor Stahl und Gold, vor Gewalt und Schmeicheleyen gleich unüberwindlich bleibet. Mitten in denen hefftigsten Flam-

men behalten Eure Hoch-Fürstl. Durchl. ihr kaltes Blut, und können dennoch ihr übriges Feuer unter die Soldaten ausstreuen, die zum fechten kalt werden, und durch die Zeit eines langwährenden Treffens ihre Hitze verrauchen lassen.

Die überhand nehmende Gefahr kan das Heer nicht erschrecken, noch einen Mann blöde machen. Der Feld-Herr ist das Haupt desselben, durch welches Augen es sehen muß; allein dieses kan ihm die furchtbaren Umstände nicht verrathen, indem die Aenderungen des Glückes niemahls Eurer Hoch-Fürstl. Durchl. Auge verändern können, aus dem, wenn alles zu Grunde zu gehen scheinet, nichts als Muth, Hoffnung und Sicherheit heraus blicket. Eure Hoch-Fürstl. Durchl. selbst dringen dem Feinde entgegen, wo er am mächtigsten eindringet, und lassen, weil sie ihre eigne Brust vor den Riß stellen, ihre Soldaten nicht einmahl die niedergerissene Reyhen gewahr werden.

Damit auch denen folgenden Zeiten kein Zweiffel übrig bleibe, so müssen die überwundene selbst die Lob-Stimme des Uberwinders verstärcken. Die hefftigsten Feinde vereinigen sich mitten im Streite hierinnen, daß in Eurer Hoch-Fürstl. Durchl. Arm alle seltene Eigenschafften der vollkommensten Feld-Herrn zusammen geflossen, und dieser Uberzeugung müssen die gedemüthigten Feinde Raum geben, so bald sie das Feld geräumet, indem nicht allein ihre Soldaten durch Eurer Hoch-

Fürstl.

Fürstl. Durchl. kämpffenden Muth, sondern auch ihre hochmüthige Meynungen, und der Haß gegen ihren Uberwinder, durch den großmüthigen Gebrauch des Sieges, überwältiget worden.

So schlagen Eure Hoch-Fürstl. Durchl. den Feind dreymahl in einem Feld-Zuge: Vor dem Treffen im Krieges-Rathe durch das Vermögen ihres ausgeübten, sich in den Anstalten zeigenden Verstandes; beym Streite im Felde, durch die unglaubliche Proben ihrer Tapfferkeit; nach der Schlacht, auf denen eroberten Plätzen, durch eine mehr als Fürstliche Sanfftmuth. Dies verdoppelt den Verlust des Feindes: denn wie er durch Eurer Hoch-Fürstl. Durchl. ersterwehnte Eigenschafften, seine durch das Schwerdt gefallene Unterthanen todt eingebüsset; so verliehret er durch die letzte die Ubergebliebene lebendig; weil Eure Hoch-Fürstl. Durchl. mit denen eroberten Ländern, zugleich die Neigungen des bezwungenen Volckes ihrem unüberwindlichsten Käyser unterwürffig machen. Und dieses ist auch das Eurer Hoch-Fürstl. Durchl. und einem Helden eigene Mittel, die geheimen Verbündnüsse ihrer Feinde, welche sich mitten unter den Fahnen des Römischen Adlers, und in denen Schloß-Mauren eines Eurer Hoch-Fürstl. Durchl. so gnädigen Käysers verstecken, zu entkräfften, indem sie diesen unbewaffneten Hauffen durch Fürstliche Wohlthaten und ihre eigene Schaam unterdrücken.

Es

Es haben demnach Eure Hoch-Fürstl. Durchl. von der Natur und sich selbst, und nicht von der Geburth und dem blinden Glücke dasjenige erhalten, was man so sehr an ihnen bewundert. Wenn Eure Hoch-Fürstl. Durchl. den Fürsten-Hut niemahls auf dem Haupte, den Krieges-Stab niemahls in der Hand getragen, würde doch die Verachtung des Eigennutzes, die Durchlauchte Personen allein über den niederträchtigen Pöbel erhöhet, ein Fürstliches Gemüthe; die muthigen Entschliessungen und standhafften Ausführungen das Hertz eines Feld-Herrn ausgedrücket haben. Hätten sich Eure Hoch-Fürstl. Dnrchl. nicht durch Eroberungen und Schlachten im Kriege berühmt gemachet; so würde sich Ihre weitaussehende Klugheit bey Beförderung eines vortheilhafften Friedens, ein unvergeßliches Denckmahl gestifftet haben. Nun aber sind Eure Hoch-Fürstl. Durchl. in beydem groß, und also ein vollkommener Held und Fürst.

Habe ich nun nicht Ursache genug, erst durch die Länge der Zeit fremde Urtheile zu erforschen, ehe ich es wagen dörffen Eurer Hoch-Fürstl. Durchl. Ihr eigenes Bild, welches ich vielleicht nicht lebhafft genug entworffen, vorzustellen. Ist es nicht kenntlich, so werde ich zum wenigsten nicht der eintzige seyn, dem Eurer Hoch-Fürstl. Durchl. Verdienste zu groß und dero Helden-Züge zu schwer geworden. Indessen bin doch versichert, daß Eure Hoch-Fürstl. Durchl. die Griechische und Römi-

sche Helden, welchen Sie an Thaten überlegen sind, auch an Gnade gegen die Poesie übertreffen werden.

Eure Hoch-Fürstl. Durchl. würdigen demnach diese wenige Blätter, dafern vor der Menge der umfasten Lorbeer- und Palmen-Zweige noch Raum übrig ist, in eben die Hand zu nehmen, durch welche die Kräffte der die Christenheit und das Römische Reich anfallenden Heere so offt gebrochen worden. Dieß ist das gröste Glücke, welches jemahls verdienen können.

Eurer Hoch-Fürstlichen
Durchlaucht.

unterthänigster Knecht
Johann Valentin Pietsch.

Du Feuriger Eugen, würckt dein entbrandter Muth
Auch in dies kalte Land? ja, ja, die hohe Gluth,
Die deinen Feind verzehrt, hat mich auch überwunden:
Mein Geist wird Banden-looß, da du den Feind gebunden,
Der mich, wie schwach er sonst die schweren Flügel regt,
Dennoch vom Helicon auf Wall und Schantzen trägt,
Durch Dampff und Leichen führt und auf das Feld gerissen,
Wo unter Türcken Blut mir meine Reime flüssen.

Eugen! der du den Blitz des teutschen Adlers trägst,
Geschwinder Julius! du kommst, du siehst, du schlägst.
Dein Strahl ist starck genug der Soñen Glantz zu schwächen,
Wie wird er nicht den Schein des fahlen Mondes brechen.
Dein Einfluß, kalter Mond! die hörnichte Gestalt
Macht keinen Tropffen Blut in unserm Helden kalt;
Drum muß dein schneller Fall den frohen Erdkreyß lehren,
Daß Irrlicht und der Mond allein zur Nacht gehören.

Was soll o Mahomet, die ungeheure Last,
Die du aus Orient hieher geweltzet hast?
Dein Heer, das Geitz und Wuth auf Carols Gräntzen leget,
Erschüttert fast das Land, so bald es sich beweget.
Dein Heer mit Grimm erfüllt, von Hochmuth aufgeschwellt,
Von Blutdurst angelockt, dräut der bestürtzten Welt:
Die Welt, der Himmel selbst soll nicht den Einbruch hemmen.
Es bricht der wilde Strohm aus den zerstörten Dämmen.

So hat die Fluth das Land, und Angst das Volck bedeckt,
Die Bogen sind gespannt, die Lantzen ausgestreckt,
Die Fahnen flattern schon, die Säbel sind gezücket,
Die Klauen sind bereits zum Raub und Mord geschicket.
So rauscht die wilde Schaar mit Pantzer und Gewehr,
Mit Wagen, Mann und Roß vom Aufgang zu uns her,
Und will mit Stahl u. Brand, u. durch ein grauses Schreyen,
Mit Hand und Mund zugleich der Christen Heer zerstreuen.

Doch halt! was wütest du, verwegner Barbar Schwarm?
Hier kämpfft der Christen Gott durch unsers Helden Arm;
Sein angereitzter Zorn wird deinen Meineyd rächen,
Wo du den Frieden brachst, wird deine Macht zerbrechen.
Scheint dir der Christen Zahl in deinen Augen klein,
So ist die That doch groß: du must geschlagen seyn.
Verstärcke nur dein Heer mit Tartarn und Cyrcassen,
Der Muth wird deine Brust und du das Feld verlassen.

Auf unerschrockner Printz! du bist dazu erwehlt,
Du, dessen Siege man nach seinen Schlachten zählt.
Mit deiner Ankunfft wird zugleich dein Ruhm erschallen,
Und eine Bangigkeit den frechen Feind befallen.
Die Ahndung reitzet selbst das Volck zur frühen Flucht,
Die man durch Strick und Spieß umsonst zu hemmen sucht.
Dies, furchtbarer Eugen, ist nur durch dich geschehen;
Dein Nahme schlägt den Feind, eh er dich noch gesehen.

Staatl. Bibliothek Regensburg

Doch die verloschne Gluth wird wieder angesteckt,
Und sein entschlaffnes Hertz von neuem aufgeweckt.
Dies stårckt des Feindes Muth, was unsern konte dåmpfen,
Gantz Asien steigt auf vor Stambuls Reich zu kåmpfen.
Seht wie er zum Triumph, mehr als zum Treffen eilt;
Er schlågt uns in die Flucht, der Raub wird ausgetheilt,
Sein Arm zermalmet nns in sicheren Gedancken,
Die Ketten drůcken uns, und wir die Ruderbancken.

Doch wie entfernet ist des Himmels hoher Schluß
Von des Tyrannen Traum? wie reimt Eugenius
Sich mit der Tůrcken Sieg der Christen Flucht zusammen?
Die ausgedehnte Macht schwåcht zwar mit Stahl u. Flam̃en
Und mörderischer Faust des kleinen Heeres Zahl,
Nicht unsers Helden Muth; sein Arm und Hertz ist Stahl,
Sein Degen macht den Feind, nicht ihn die Furcht zur Leichen,
Eh muß ihr gantzes Heer, als sein Gesicht erbleichen.

Wer sieht den Wunderheld und wer erstaunet nicht?
Wenn er mit Löwen Krafft die festen Glieder bricht,
Ein unzehlbares Heer nicht zåhlet, sondern schlåget;
Wenn ihn die Tapferkeit dahin am liebsten tråget,
Wo Kugel nnd Gefahr ihm schnell entgegen geht,
Wo ihm der starcke Feind am stårcksten wiedersteht;
Wenn er am schårfsten sieht bey Rauch und Donnerknallen,
Und unbeweglich steht, wo gantze Schaaren fallen.

An

An deiner Felsenbrust bricht alle Raserey,
Bricht, festgesetzter Held, des Feindes List entzwey.
Durch deine Gegenwart ist schon dein Heer bedecket,
Dein Blick gebieret Muth, dein Heldenblick erschrecket.
Du winckst, Eugenius, so kämpfet Mann und Pferd.
Der Reuter durch den Arm und sein geschärfftes Schwerdt,
Das Pferd tritt durch die Krafft der angestreckten Glieder
Der Türcken blassen Leib und ihren Hochmuth nieder.

Auf Held! erschüttre denn das stoltze Morgenland;
Auf, rächender Eugen, wirff mit bewährter Hand
Die Wetterstrahlen aus; man spürt schon deine Blitze,
Der Feind verträget nicht die kriegerische Hitze.
Hier schmeltzt sein harter Sinn, und sein gewohnter Trutz,
Vor der zuheissen Gluth sucht er im Wasser Schutz,
Er suchet seinen Tod und der erboste Hauffen,
Der blutbegierig war, muß kaltes Wasser sauffen.

Bald wird die trübe Sau der wilden Feinde Grab,
Theils stürtzet sie die Furcht, theils unser Schwerdt hinab.
Es fleucht das scheue Roß und läßt den Schweiff zurücke,
Uns aber läßt der Feind Feld, Lager, Pulver, Stücke.
Sein Glücke hat zugleich mit ihm sich umgekehrt;
Womit er sich ergötzt, womit er sich ernehrt,
Womit er sich bedeckt, womit er uns bekrieget,
Geld, Büffel, Waffen, Zelt und alles ist ersieget.

Wie, wenn der strenge Nord die starcken Flügel hebt,
Und aus der Höhle steigt, der feste Grund erbebt,
Wenn er den rauhen Thon läßt durch das Land erschallen,
Biß Thürme, Thor, Pallast, Schloß, Hauß u. Hütten fallen,
Und dieser Mauren Grauß die Menschen niederschlägt,
Die sein gedrehter Hauch im Wirbel aufwerts trägt,
Wenn er die Wälder selbst aus ihren Wurtzeln drenget,
Und Stein, Baum, Thier und Mensch in einen Klumpen
menget:

So reibt des Helden Arm die Saracenen auf,
Und schlägt die gantze Macht; eh noch der Sonnen Lauff
Den halben Tag getheilt, so hat Eugen gestürmet,
Den Feind erniedriget, die Leichen aufgethürmet.
Hier liegt ein halbes Haupt, dort eines Sebels Theil,
Hier ein zerstückter Arm, Rohr, Bogen, Spieß und Pfeil.
Dem treibt die Angst den Schaum aus dem zerfleischten
Schlunde,
Dem steiget Blut und Geist aus einer tieffen Wunde.

Das durchgewühlte Feld raucht von der heissen Fluth,
Der Grund, darauf man kämpfft, wird durch verstürtztes Blut
So schlüpffrig, daß man kaum darauf kan feste stehen;
Eugen steht nicht allein, man sieht ihn weiter gehen,
Er fliegt dem Feinde nach: doch ist der Unterscheid,
Daß ihn die Großmuth treibt, den Feind die Furchtsamkeit,
Der wie ein Habichtschwarm durch ängstliches Bemühen
Dem Adler sich entzieht, und suchet zu entfliehen.

Sucht nach verlohrner Schlacht das Leben zum Gewinn,
Zerstreute Türcken flieht! flieht, fliehet! doch wohin?
Hier schmettert euch Eugen mit seinen Donnerflammen,
Dort dräuet euch der Strom; denn alles stimmt zusammen
Auf euren Untergang. Hier liegt noch ein Morast:
Weil euch die Erde selbst, weil euch der Himmel haßt,
Wird der vermischte Platz von Wasser und von Erden
Euch eine Zuflucht noch vor eurem Feinde werden.

Doch eure Raserey rufft selbst den nahen Tod,
Denn eure Boßheit ist so groß, als eure Noth.
So wie die Flamme wächst, wenn sich ein Licht verzehret.
Und eh sie gantz verlöscht, noch in die Höhe fähret:
So bricht der Türcken Wuth auch noch zuletzt hervor,
Und weil ihr Schwerdt die Kraft, ihr Hertz den Muth verlohr,
Und sie der Christen Blut nicht Strohmweiß sehen fliessen,
So muß ihr toller Arm der Pferde Blut vergiessen.

Dies steckt den strengen Zorn des sanfften Siegers an,
Und daß dergleichen Wuth uns selbst nicht schaden kan,
Rührt seiner Waffen Blitz die mörderischen Hände,
Und macht den Rasenden und Raserey ein Ende.
Die andern haben sich, durch diesen Knall erschreckt,
So wie verscheuchtes Wild, in Wald und Pusch versteckt,
In dichten Schilf versenckt, biß die betäubten Hauffen
Bey Nacht, voll Blut und Angst, dem Tod u. uns entlauffen.

Es sey der grosse Tag der Ewigkeit gewehyt,
Der Tag, der grosse Tag! der Teutschland Sicherheit,
Den Christen Sieg u. Macht, dem Helden Ruhm gebiehret,
An dem der kühne Feind Land, Volck und Muth verliehret,
An dem Eugen gewinnt, der bey der ersten Schlacht
Bereits auf neuen Sieg, auf neuen Ruhm gedacht;
Der nicht, so bald er nur den großen Sieg erhalten,
Mit seiner Stirne Schweiß den Eyffer läst erkalten.

Drum siegest du so offt, du Lorbeerreicher Held,
So offt sich deinem Arm ein Feind entgegen stellt.
Das Glücke folget dir durch alle deine Kriege;
Denn deine Kriege sind nur wundervolle Siege.
So schwach dein Heer offt war, hast du dennoch gekämpfft;
Wie starck der Feind offt war, hast du ihn doch gedämpfft.
Diß thut die Kühnheit nicht, denn ihre blinde Thaten
Sind offt veränderlich, da deine stets gerathen.

Hat deiner Lorbern Glantz unschuldig Blut befleckt?
Hast du die Hand nach Raub wohl jemahls ausgestreckt?
Hast du, o wahrer Held, mit armer Thränen Güssen
Dein reines Schwerdt benetzt? Greift wohl auf dein Entschlüssen,
Damit die strenge Glut nur Silber schmeltzen kan,
Der angelegte Brand der Wittwen Häuser an?
Der wenn er um sich greifft und Volck und Land verheeret,
Zugleich mit Haus und Stadt des Siegers Ruhm verzehret.

Nein

Nein Held, die Großmuth lockt dein tapfres Schwerdt heraus.
Du streckst dein weites Lob mit Teutschlands Gräntzen aus.
Du suchest Carols Land, und nicht dein Gut zu mehren;
Doch dieses Wachsthum ist ein Zuwachs deiner Ehren.
Die Arbeit, die Gefahr ist dir o Held! gemein,
Doch, was erbeutet ist, nimmt der Soldat allein.
Wie kan durch diese Last Eugen beschweret werden?
Sein himmelhoher Geist hängt nicht an Gold und Erden.

Wie mancher, der den Feind, nicht die Begierden zwingt,
Hat, wenn das frische Blut noch durch den Harnisch dringt,
In seinem ersten Feur ein gantzes Heer geschlagen,
Allein er kan den Sieg, nicht wie die Schlacht ertragen;
Er stürtzt sein neues Glück in seiner Feinde Grab,
Und leget Helm und Schild und alle Sorgen ab,
Indessen reist der Feind, wenn ihn die Beuten blenden,
Ihm Ehre, Sieg und Raub und alles aus den Händen.

So wurde Hannibal um seinen Sieg gebracht,
Der Römer Schrecken ward darum in Rom verlacht.
Eugen du bist ihm sonst, doch hier nicht, zu vergleichen;
Die Fehler müssen dir, wie deine Feinde, weichen,
Und selbst der Hannibal, die Helden grauer Zeit,
Sind, wenn sie glücklich sind, von deinen Thaten weit.
Deswegen mag ich nicht viel alte Nahmen melden,
Eugen ist groß genug und mehr als jene Helden.

Wie seltsam leitest du der Teutschen kühnes Heer?
Der Zug des Hannibals war lange nicht so schwer.
Hat man ihn wohl gesehn der Alpen rauhen Rücken
Mit schwerer Mörser Last, mit Stück und Kugeln drücken?
Allein, wo führt dein Lob, dein weites Lob mich hin?
Mich düncket daß ich ja noch auf der Wahlstatt bin.
Ich weiß nicht, was geschieht, und schreibe, was geschehen,
Denn auf dem Siegesplatz ist nicht Eugen zu sehen.

Er eilt der Feder vor auf seiner Heldenbahn,
Er thut, eh als man schreibt, was niemand sonst gethan.
Man meint er ruhe noch, da von den scharfen Schlägen,
Von der Carthaunen Krafft die Mauren sich bewegen,
Die Fama meldet kaum die Würckung erster Schlacht,
So ist schon Temeswar in unsers Helden Macht:
So läst Eugenius auf den ersiegten Schantzen
Den Monden untergehn und Adler-Fahnen pflantzen.

Wie, wenn der Donnergott, indem sein Zorn erwacht
Um seinen Feuerthron die Schrecken volle Nacht
Der schwartzen Wolcken zieht, die ihn verhüllen müssen,
Wenn er die Pfeile schärfft und in den Finsternüssen
Den lichten Blitz gebiehrt, und durch das schnelle Licht
Den Eiffer sehen läßt, des Himmels Veste bricht
Und alles niederschlägt, biß in den Ungewittern
Die Riesen untergehn, und Meer und Felsen zittern.

So bebet, o Eugen, bey des Geschützes Knall
Der Mauren Gegenstand, der unbezwungne Wall.
Das Volck, das freche Volck befällt ein kaltes Grauen,
Wenn ein zerschmetternd Feur aus unsers Adlers Klauen
Auf ihre Scheitel fällt; wenn sich sein Zorn ergiest,
Wenn Licht, wenn Finsterniß, wenn alles schröcklich ist,
Der gantze Himmel brennt, der durch gehäufftes Krachen
Dem festen Räubersitz ein Ende dräut zu machen.

Ihr Ottomannen! laßt die Pforten eisern seyn;
Auch in das härtste Stahl dringt dieser Blitz hinein.
Steigt steile Felsen an, ihr seyd doch nicht beschützet,
Ein Kugel-freyer Wall mit Bäumen unterstützet,
Mit Mann und Waffen voll, den Sumpf u. Fluth umschleust,
Und alles, was man sonst unüberwindlich heist,
Eur Eyd, eur Mahomet mag sich entgegen setzen:
Dies alles wird Eugen nicht unbezwinglich schätzen.

Der Alcoran verbrennt in dieser heissen Glut;
Kein Graben ist zu tieff, kein Bollwerck ist zugut,
Und keine Mauer starck, kein Thurm zuhoch geführet,
Das Wasser trocknet aus, wenn es sein Fuß berühret,
Maur, Thurm und Schantze weicht, und ihre grosse Last
Ist klein und leicht vor ihm, der sinckende Morast,
Die Kunst und die Natur legt sich umsonst entgegen:
Mein Held pflegt schnell zu gehn auf ungebähnten Wegen.

Was kaum in hundert Jahr ein starckes Heer verricht,
Dazu braucht mein Eugen fast so viel Tage nicht.
Wozu man Wochen braucht, das hat in wenig Stunden
Offt ohne Schwend und Feur dein Nahmen überwunden.
Es war ja Temeswar der Türcken fester Schild,
Es war ja mit Geschütz und Nahrung angefüllt;
Und muß, o grosser Ruhm! dennoch umb Gnade bitten,
Und ist, o Held, durch dich, nicht durch die Noth, erstritten.

Da, wo der Hellespont Europens Ufer netzt,
Und ihm, nicht deinem Ruhm, die letzten Gräntzen setzt,
Spielt das bewegte Meer mit seinen schwartzen Wogen,
Durchdringender Eugen, an deine Sieges Bogen,
Weil deine Göttlichkeit auch Asien erkant,
Hat sein besiegter Arm dir Weyrauch angebrant.
Es wird auch ehe nicht die Welt von Frieden sprechen,
Biß man im Orient dich siehet Palmen brechen.

Ihr Musen, die ihr euch der räuberischen Zeit
Allein entgegen setzt, die ihr der Sterblichkeit
Der Helden Ruhm entrückt, der Helden, die mit Blitzen,
Wie ihr die Nahmen schützt, das Vaterland beschützen;
Daurhaffte Musen, kehrt dies Blatt in Ertz und Stein!
Da, wo Eugen sich zeigt muß nichts verweßlich seyn.
Dies Blatt, wie schwach es ist, muß Zeit und Wetter schonen
Warum? Hier steht Eugen mit seinen Siegeskronen.

Un-

Unsterblich großer Held, du wunderst dich vielleicht,
Daß, da nicht mein Gedicht an deine Thaten reicht,
Ich durch ein rauhes Lied dennoch dein Lob besungen;
Doch du bezwingst den Feind, die Hertzen und die Zungen.
Schreib ich nicht, wie ich soll, so schreib ich, was ich muß,
So klingt der Ausgang doch, so klingt Eugenius.
Ich schweige! Doch vielleicht siegt mein Eugen schon wieder;
Der Feind wirfft Helm und Schild und ich die Feder nieder.

Ode,

Uber die letzte gefährliche Kranckheit Ihro Hoch-Fürstlichen Durchl. Printzen Eugenii von Savoyen.

DIe Wolcken sind von Keulen leer,
Es darff kein blinckendes Gewehr
Das saatenvolle Feld erschrecken,
Die Mauren frist kein wilder Brand,
Der Ufer abgespühlten Sand
Kan fettes Menschen-Blut nicht wie vorhin beflecken.

Doch hat die Wuth den Feind entbrant,
Er will von der gedrückten Hand
Die unbgeschrenckten Fessel streichen;
Er schreyt: sey harter Tod bedacht,
Damit Eugen vor deiner Macht,
Der keinem lebend weicht, im sterben möge weichen!

Dies Seufzen rührt sein taubes Ohr,
Drumb sucht er List und Krafft hervor
Das grosse Opffer hinzugeben;
Er rufft von seinem schwartzen Thron,
Den Krieg mit einem heisern Thon,
Und läßt die Furien sich aus der Tieffe heben.

Legt, spricht er, leget an den Tag,
Was die vereinte Krafft vermag,
So bald die Heer-Posaunen schallen,
Eugen, wenn er den Stab bewegt,
Wenn Rauch und Feuer umb ihn schlägt,
Der unbewegte Printz soll vor der Spitze fallen.

Von oben steigt der Blitz hinab,
Und unten kocht ein Schweffel-Grab,
Ein Schlag zerstöst das Band der Erden;
Die Lufft ist Stahl und Flammen voll,
Spieß, Sebel, Pfeil und Kugel soll
Gehärteter Eugen, dein Uberwinder werden.

Dennoch

Dennoch belorberter Eugen,
Muß Schlag und Strahl vorüber gehn,
Sie treffen keine Sieges-Kronen,
Wenn gleich auf dein gespanntes Zelt
Die Last getriebner Kugeln fällt,
Muß ihr gedrohter Wurff dein sichres Haupt verschonen.

Wenn Held! dein kriegerischer Geist
Dich aus umschloßnem Lager reist,
Und in die freye Felder rücket;
Wenn Mörser, Bogen, Rohr und Schwerdt
Auf dich den Schlund und Spitze kehrt,
Und dein gestählter Arm der Kämpfer Marck zerdrücket:

Sieht Feind und Tod doch mit Verdruß,
Der ewigen Versehung Schluß
Der Mordbegierde wiederstreben,
Des Himmels scharffes Auge wacht,
Wenn Blitz und Wetter umb dich kracht,
Unsterblicher Eugen! vor dein geschütztes Leben.

Die matten Waffen scheuen dich,
Dein Grab-Mahl, Held! verkehret sich
In ewigfeste Sieges-Bogen.
Dein langes Ziel bleibt unverkürtzt,
Der Barbarn Leib und Hochmuth stürtzt,
Wenn ihr verströhmtes Blut die Felder überzogen.

Doch

Doch, da der unbezwungne Held
Nicht unter tausend Schwerdtern fällt,
Soll ihn ein Blatt zur Erden beugen,
Weil ihn nicht Stahl und Kugel trifft,
Läſſt eine mörderische Schrifft
Den gifftgemischten Dampff ihm durch die Augen steigen.

Allein der Seelen hohe Glut
Läſſt durch das geister-volle Blut
Kein kaltes Gifft zum Hertzen dringen,
Du kanst o Printz! Gewalt und List,
Was auſſer dir, was in dir ist,
Verrätherey und Macht, Gifft und ein Heer bezwingen.

Drum muß vor den verlachten Tod,
Auf sein bekräfftigtes Gebot,
Der Kranckheit blasses Chor erscheinen;
Er winckt mit seiner dürren Hand,
Gleich treibt des Fiebers fremder Brand
Dem Printzen Saft und Marck aus Adern und Gebeinen.

Der Arm der Sieg und Schrecken trug,
Der Mauren von einander schlug,
Kan nicht die matten Sehnen regen,
Das Feuer schwellt die Adern auf,
Der ausgestürtzten Säffte Lauf
Bewegt sein großes Hertz mit übereilten Schlägen.

Be-

Beherzte Feinde! waffnet euch,
Ihr könnt das ungerechte Reich
Weit über Carols Gräntzen strecken;
Ihr könnt der Teutschen weites Land
Italiens geraubten Strand
Mit Flammen, Asche, Grauß und Leichen überdecken.

Verhängniß ach! wie zeigst du dich,
Dein grauer Sitz eröffnet sich,
Das Urtheil wird schon ausgesprochen:
Eilt Feinde! stehet, schlagt und siegt,
Der Vater der Soldaten liegt,
Mit seinen Kräfften wird des Heeres Muth gebrochen.

Der teutschen Schaaren hartes Hertz,
Erweicht ein ungewohnter Schmertz,
Ihr männlich Auge fliest von Thränen.
Kommt Feinde! kommt! nein, haltet an!
Weil sich Eugen schon zeigen kan,
Er kan sein Heer zum Sieg, und euch zur Flucht gewehnen.

Das Schicksal hat den Schluß verkehrt,
Der Printz wird sein entblöstes Schwerdt
In euren falschen Adern färben;
Sein Ende schliest nicht eure Noth,
Ihr sieget nicht durch seinen Tod,
Er lebt, ihr aber sollt von seiner Rache sterben!

Sein Ruhm ist härter als der Stahl,
Viel lichter als ein Wetterstrahl,
Sein Eindruck kan auch Helden blenden,
Er schlägt dem starcken Donner gleich,
Durch einen unverhofften Streich,
Den Muth aus Hertz und Brust, die Waffen aus den Händen.

Kein Volck, kein ungezehltes Heer
Macht die bestimmte Siege schwer,
Hier ist Eugen! was kan uns fehlen?
Seht nicht der Köpffe Reyhen an,
Den Feind, den niemand zehlen kan,
Wer kan wohl unter euch des Führers Thaten zehlen?

Carl wird noch der geplagten Welt,
Durch seinen Arm, durch dich o Held!
Die güldne Zeit zurücke zwingen.
Er hemmt den Blutstrom zwar durch Blut,
Und dämpft das Feuer durch die Glut,
Doch wird sein Strahl u. Krieg uns Gold u. Frieden bringen.

Denn trägest du, wie Julius,
Bey bald erfolgtem Friedens-Schluß,
So Schrifft als Degen in den Händen;
Den Krieg begräbet deine Hand,
Dein helles Haupt wird durch Verstand,
Das schwere Friedens-Werck, wie Schlachten glückl. enden.

Bestrahlt

Bestrahlt ein Anblick später Zeit,
Die Wunder deiner Tapfferkeit,
Die Wunsch und Glauben übersteigen,
So sieht sie auch vielleicht auf mich,
Weil deines Nahmens Züge sich
Nicht durch die Bildungen erkauffter Hände zeigen.

Mein Blut, mein Vaterland ist kalt,
Doch deine rührende Gewalt
Erhitzet mich mit starcken Trieben,
Dein hohes Lob hat mich erhöht,
Denn vor der Nachwelt Augen steht,
Was deine Faust gethan, was meine Hand geschrieben.

Das Königliche Lob Friedrichs, des Ersten Königes in Preussen,

An dem 1718. den 18. Jenn. einfallenden Crönungs-Tage allerunterthänigst entworffen.

GEbt auf den Him̃el acht! (*) Dieß ist das große Licht,
Das durch die Finsterniß der späten Zeiten bricht.

(*) Diese Worte standen dazumahl, bey einem gewissen Tage des Jenners, im Königsbergischen Calender.

Dies

Dieß ist der grosse Tag, da du die Königs-Krone
Auf deines Königs Haupt, den König auf dem Throne
Erhabnes Preussen-Land, zum erstenmahl erblickt,
Als deines Königs Glantz dich und die Welt entzückt.
O Himmel, der allein die Fürsten kan erhöhen!
O Himmel, dessen Krafft bald Reiche läßt entstehen!
Bald einen mürben Thron zu seinem Fall bewegt,
Und als zerschelltes Glaß den Königs-Stab zerschlägt.
O Himmel, laß auf mich auch deine Flammen fallen,
Und das erstarrte Blut der kalten Adern wallen!
Daß nicht, wenn Friederich den Purpur-Thron besteigt,
Sich mein gebückter Geist in seiner Tieffe zeigt.
Das höchste Lob-Gedicht ist noch vor Ihn zu wenig,
Sein Ruhm ist Cronen werth, Er ein gebohrner König,
Die Würckung ist allein von Seinem Salbungs-Fest,
Daß Der, so König war, Sich König nennen läst.

Ihr Zeiten, könnt ihr nicht den schnellen Lauff verdrehen,
Kehrt um, und lasset mich den Tag der Krönung sehen!
Mich daucht, ich sehe dich, gekrönter Friederich,
Dein Thron, das Haupt, die Hand, dein Hertz ist Königlich!
Wie rühmlich wird von Dir der Chur-Hut abgezogen,
Und Dein gesalbtes Haar mit dem besteinten Bogen
Der Kronen überdeckt? Ein jeder Edelstein
Muß deiner Herrlichkeit ein heller Spiegel seyn.
Wie man die Wolcken sieht, an einem hellen Morgen,
Den Glantz, der sie verklährt, von ihrer Sonne borgen,

So glänzt der Krone Gold, O Friedrich! durch dein Licht,
Du machst den Purpur schön, dich schmückt der Purpur nicht.
So dringt dein heller Strahl durch weit-entlegne Meilen,
Daß auch Europa sich aus ihren fernen Theilen,
Voll lüsterner Begier nach deinem Preussen zieht,
Und hier ein seltenes, ein schnelles Wunder sieht,
Ein schnelles Wunder sieht, und einen Tag kan sehen,
Was kaum in tausend Jahr einmahl pflegt zu geschehen.

Dieß ist der grosse Tag! Nun wird der Schluß erfüllt,
Den das Verhängniß längst in Schatten eingehüllt:
Wo Friedrichs Wiege war, wird auch sein Thron gebauet.
Wenn man den blancken Helm auf allen Häuptern schauet,
Setzt unser Friedrich sich mit tugendhaffter Hand
Verdiente Kronen auf. Wie mancher zwingt ein Land
Und läßt den scharffen Stahl der Kronen Gold erwerben,
Und ein gedrucktes Volck vor seinem Throne sterben;
Hat seinen Königs Stuhl mit Purpur überdeckt,
Den statt der Schnecken Blut, der Menschen Blut befleckt;
Was Wunder, daß ein Strohm erpreßter Thränen fliesset,
Wenn ein geweyhtes Oel des Königs Haupt begiesset?
Es seufftzt das bange Volck, wenn sich der König freut,
Weil seiner Krone Glantz auf sie nur Blitze streut.
Hier aber muß die Lufft von Friedrichs Nahmen schallen,
Des Volckes Lust-Geschrey geht selbst den Donner-Knallen
Des hohlen Ertztes vor: Der Stücke Feuer-Schlund
Macht, Friedrich, deinen Ruhm und unser Jauchzen kund.

Der kalte Pregel fühlt den Zunder heisser Freuden!
Wie, rufft er, soll ich noch die Fessel an mir leyden?
Kehrt die beeißte Fluth sich in ein hartes Band,
Und schließt der Winter mich, mit seiner rauhen Hand,
In dies Gefängniß ein von starrenden Crystallen?
Nein, dieser Kercker soll durch meine Krafft zerfallen!
Darauf durchbrach sein Arm der Wellen festes Thor,
Er hub mit voller Krafft sein schilffigt Haupt hervor,
Und ließ, voll Glut und Zorn zugleich den breiten Rücken,
Des Eises harte Last, die ihn gedruckt, zerdrücken.
Nun steigt er aus der Fluth, er siehet Friedrichs Pracht,
Charlottens Augen-Licht, die selbst die schwartze Nacht
Durch ihren Blick verklährt. Wo man das Nacht kan nennen,
Wo Fackeln, Ampeln, Licht, und tausend Hertzen brennen,
Wo kein gewohnter Schlaff des Volckes Augen schließt,
Das Glück und Heyl bekröhnt, nun Friedrich König ist.
Das große Freuden-Fest kan niemand ruhen lassen,
Es dringet sich das Volck auf den erfüllten Gassen;
Der Pregel siehet diß mit starren Augen an,
Und seufftzet, daß er nichts dem König opffern kan:
Ach Friedrich, klaget er, ich kan dich nicht erhöhen!
Daß Segel, Schiff und Mast durch meinen Haafen gehen,
Daß Fama meinen Ruhm durch alle Länder trägt,
Daß noch kein wilder Sturm auf meine Brücken schlägt,
Daß keine trübe Zeit die klare Fluth verderben,
Und kein verschwendet Blut die reinen Wellen färben
Und mich entweyhen kan, machst du, o Friederich!

Ich höre kein Geschrey, als wenn die Musen mich
Ihr helles Säyten-Spiel am Ufer lassen hören,
Und dich, o Friederich! als ihren Phöbus ehren.
Der Mord-Trompeten Thon erschüttert nicht die Fluth,
Mein Strohm vertrocknet nicht, wenn gleich die Krieges-Glut
Das Marck der Erden frißt, das Wasser selbst verzehret,
So hat mich Friederich mit Uberfluß genähret.
Was schencket Friederich, dir denn, mein armer Schooß?
Wär ich an Schätzen reich, wie itzt an Freuden groß,
Die Muscheln solten sich aus meinen Gründen heben,
Die Muscheln solten dir die Frucht der Perlen geben.
Verschmähe nicht den Wunsch, den dir dein Pregel zollt,
Du bist vor dich schon reich, was achtest du das Gold?
Ich hab es ja gesehn, aus allen Ecken fliegen,
Ich hab es ja gesehn, auf allen Gassen liegen;
Du hast den Helicon und meinen Strand bestreut.
Wo Friedrich regiert, erscheint die güldne Zeit.
Kommt, sichre Musen, kommt, die ihr den Strand besitzet,
Seht euren Friederich, der euch und mich beschützet,
Baut ihm ein Ehren-Mahl, das Zeit und Sturm verlacht;
Doch was erblick ich dort: gebt auf den Himmel acht!
Er wird, ich seh es schon, der Sterblichkeit entzogen,
Sein Nahme leuchtet schon an dem gewölbten Bogen;
Seht wie sein hoher Geist schon zu den Sternen eilt!
Weil er der Völcker-Recht so glücklich abgetheilt,
Muß den gerechten Held der Himmel selbst erhöhen,
Der lässet seinen Stern gleich bey der Waage stehen.*

* Wird auf den Königl. Wahl-Spruch: Suum Cuique; alludiret.

O Wilhelm Friederich, o Theurer Königs-Sohn,
Besteige dann behertzt des Vaters festen Thron!
Die Rosen werden dir um seine Stuffen blühen,
Vor deinem Scepter wird die freche Boßheit fliehen.
So wünscht mein treuer Mund, dieß hofft der Unterthan:
Das Glücke leite dich des Vaters Ehren-Bahn.
Er hat dir Kron und Thron, und Blut und Geist gegeben;
Ich weiß du freuest dich, wenn wir sein Lob erheben,
Ich aber sencke mich in mein verlaßnes Reich:
Bewegte Wellen schäumt! Ihr Fluthen trennet euch!
Ich will mit Lust hinab in eure Tieffe steigen,
Kan sich nur Friedrichs Stern auf eurem Spiegel zeigen!

Die Gottesfurcht und Großmuth als Grundsteine des Thrones, Friedrichs, des Ersten Königes in Preussen, An dem 1719 den 18. Jan. einfallenden Salbungs-Feste.

WAs treibt die steigenden und ungeheuren Flammen (*)
Um den bestürtzten Strand der starren Spree zusammen?
Was vor ein Schicksal hat die schrecken-volle Nacht
Durch Rauch-vermischte Glut entsetzlicher gemacht?

(*) Das Königl. Schloß in Berlin hatte dazumahl einen mercklichen Brandschaden erlitten.

Er-

Erschrockenes Berlin, auf deines Schlosses Spitzen
Sieht man den Feuer-Fluß die Funcken von sich spritzen,
Die nahen Gegenden verstellt ein schwartzer Grauß,
Die sonst berühmte Burg, das Königliche Hauß,
Das Friedrich, als August, aus Thon in Stein verkehret,
Wird biß zum andern Theil durch schnellen Brand verzehret.

Mir nimmt die Schreckens-Post die bangen Geister ein,
Soll der gekröhnte Mond die Zeit des Unglücks seyn?
Hört mein betäubtes Ohr nur fremde Flammen nennen?
Ich dacht, ich wolte nur von meinen Trieben brennen.
Die Musen wissen sonst von keiner andern Glut,
Als die den Phöbus kröhnt, davon ihr wallend Blut
Schnell durch die Adern stürtzt, das, wenn es sich beweget,
Durch den gemehrten Lauff, Geist, Hand und Lippen reget.
Durch den gewohnten Brand wird unser Zug gemehrt,
Durch jenen alle Krafft verzehret und verstöhrt.
Doch muß ich deinen Tag, o Friederich! besingen,
Ach! könte doch mein Lied wie deine Thaten klingen.
Wo Friedrichs Nahme schallt, verschwindet Furcht u. Pein,
Du bist die Lust der Welt, wer darff bekümmert seyn?
Wer darff dein Freuden-Fest durch Trauersucht entweyhen,
Und auf dein Lob-Altar nur bittre Myrrhen streuen?

Obgleich dein schimmernd Haupt der Sternen Blitz umstrahlt,
Und Friedrich der Natur die letzte Schuld bezahlt,

Denckt Albertine dir die Schuld doch abzustatten,
Umsternter Friederich! Du Königlicher Schatten,
Vielleicht verschmähest du nicht mein verstimmtes Lied,
Das die Gewohnheit mir nicht von der Zunge zieht.
Dir darff nicht Heucheley den Purpur höher färben,
Der Schmeichler Mund verstum̃t, so bald die Fürsten sterben.
Doch wenn ein Herrschender dir, Friedrich, ähnlich ist,
Fängt sich sein Ruhm erst an, wenn sich sein Leben schliest,
Und er nicht auf dem Stuhl mit schwerem Scepter dräuet,
Da zeigt die Liebe sich, wo man die Macht nicht scheuet.
Es läst der Sonnen-Fall nur Abend-Röthe nach,
Ein furchtlicher Comet brennt feurig, doch zu schwach,
Sobald sein Schweffel-Klump in trüber Lufft zerfähret,
Verlöscht sein falscher Schein, weil ihn kein Zunder nehret.

O erster Friederich! Der hohe Tag erwacht,
Der Preussen herrlicher, Dich selber grösser macht,
Der frohe Ausbruch ist denselben Tag geschehen.
Den, grosses Brandenburg! dein Joachim gesehen,
Den seine Weißheit ihm so kräfftig eingedrückt,
Den der beseelte Dach schon vor der Zeit erblickt, (a)
Dem er schon vorgespielt auf den berühmten Seiten,
Er rufft: O Friederich! Saturnus sichre Zeiten
Bringstu, mein Printz! zurück. Es ahnt, es ahnet mir!
Durchlauchter Friederich, wir werden unter dir,

(a) Welches er in der An. 1658. einfallenden ersten Geburths-Feyer an den Tag geleget.

Als

Als unserm theuresten und milden Haupte leben,
Das Gold der alten Zeit wird sich zu uns begeben.

Der Himmel selbst entwarff in des Gestirnes Zügen
Den Circul, welcher sich um deine Schläffe schmiegen,
Dein Haupt erhöhen soll. Von unumschrenckter Macht
Ist deiner Tugend schon die Krone zugedacht.
Da die Geburth dich nicht den Chur-Hut lässet hoffen, (*)
Steht dir ein neuer Weg zu Thron und Reichen offen.
O groß und neue That! Ein neues Königreich
Erhebt sich, Held, durch dich. Kein Ursprung ist ihm gleich,
Du folgst nicht Königen, die Stoltz und Wuth erhitzen,
Und den erhöhten Thron mit tausend Schwerdtern stützen,
Den Mord und Tyranney erbaut und auch erhält,
Der durch Gewalt und Stahl auch wiederum zerfällt,
Der durch zu schwere Last sich selbsten überwieget,
Weil sein geschwächter Grund auf Menschen-Knochen lieget.

Gerechter Friederich! Kein selbst gesuchter Streit
Erwirbt dein Königreich. Durch deine Frömmigkeit
Steigt dein beglückter Thron, den GOtt, den du gegründet,
An dem auch selbst der Neid nicht andre Säulen findet,
Als Deines Volckes Arm. Den Scharlach, der dich trägt,
Hat unsre Treue dir mit Hertzen überlegt.
Du wirffst den Donner hin, den Scepter anzufassen,
Und willst vor Keil und Blitz dein Bildniß fallen lassen,

* Denn der Printz Carl Aemil lebte noch.

Das dein verliebtes Volck in tausend Seelen prägt,
Und dein geübter Faltz in Gold und Silber schlägt.
Mit deiner Würde muß des Landes Reichthum wachsen,
Dieß treibet deinen Ruhm biß an des Himmels Axen,
Wenn Preussens voller Mund: Es lebe Friedrich! rufft,
Fliegt kein geheimer Fluch durch die erbebte Lufft.

Die Opffer raucheten, Held, vor dein langes Leben,
Doch das Verhängniß rieff: Ich will dich höher heben:
Der Wolcken heller Kreyß sey dein verdienter Thron,
Nimm Palmen in die Hand! Dein Kronen-wehrter Sohn
Wird mit der tapffern Faust den schweren Scepter führen,
Und das verwäyste Volck durch Gütigkeit regieren.
Hierinn, O Friederich! ist dein und unser Glück,
In Friedrich Wilhelm bleibt dein wahres Bild zurück,
Sein Lob erschallet schon auf der bewohnten Erden,
Und dein Gedächtniß soll durch ihn unsterblich werden.

Dieß ist bereits erfüllt, O Wilhelm Friederich!
Der Donner-sichre Schild des Himmels schütze dich,
Sein ausgedehnter Schirm wird deine Scheitel decken,
Wenn Feuer, Dampff und Blitz den Horizont erschrecken,
Und um dein hohes Haupt die Flamme flattern muß,
Du glühst, von Tapfferkeit, als ehmahls Marius. (a)

(a) Man lieset in den Römischen Geschichten, daß dem Römischen Heer-Führer L. Marius, als er den Soldaten durch sein Zureden Muth machen wollen, eine Flamme über dem Haupte gestanden, welches eine Vorbedeutung der glückl. Schlacht gewesen, in welcher 38000. Feinde gefallen.

Der Feinde Fahne soll vor beyden Adlern weichen,
Streicht nur um beyder Stirn ein feurig Sieges-Zeichen.

Ich weiß das ängstliche Berlin entsetzte sich,
Als jener Wetterstrahl durch Friedrichs Nahmen strich, (a)
Wir wollen Franckreichs Heer um die Bedeutung fragen,
Daß Friedrichs Arm am Rhein dem Doñer gleich zerschlagen.

(a) Vor der glücklichen Brandenburgischen Expedition am Rhein, schlug der Donner durch Ihr. Königl. Majestät Nahmen in das Leipziger Thor.

Die bey dem 1719. den 14 Aug. glücklich einfallenden Geburths-Feste Ihrer Königlichen Majestät Friderich Wilhelms Königes von Preussen, Sich verändernde verderbliche Hitze.

Tag! meines Königs Glantz kröhnt dich mit Strahl und Licht;
Du brauchst den matten Schein der Morgenröthe nicht;
Mein ungestühmes Lied wird nicht Auroren wecken,
Und wenn sie ruhig schläfft, in Titans Arm erschrecken,
Wie der gemeine Mund der frühen Tichter pflegt,
Der an dem Himmel selbst ein lautes Lerm erregt,

Und wenn er dieß verübt, auch der geplagten Erden,
Durch heiseres Geschrey muß überlästig werden.
Was hilfft der Morgen uns? mich meistert keine Zeit,
Ich schreibe dieß bey Nacht. Der Tag ist noch zuweit,
Die sonst geweyhete beruffne Morgen-Stunde,
Trägt zwar für alle Welt, doch mir nicht Gold im Munde;
Ihr Einfluß stärcket nicht die Kräffte meiner Hand,
Auch in der Finsterniß wird schon mein Geist entbrant;
Es darff das Morgen-Licht nicht meine Blätter röthen,
Bey Friedrich Wilhelms Ruhm ist mir kein Trieb vonnöthen.
Ihr Musen schlummert nur das letzte Theil der Nacht,
Ihr Unterthanen schlafft, denn Friedrich Wilhelm wacht.
Ach ruhe, sichres Volck, laß deinen Vater sorgen,
Er regt, er zeiget sich, er übereilt den Morgen.

So leyhe denn von ihm, o Tag! den hohen Schein,
Es darff kein andres Licht als er zugegen seyn.
Wo seine Krone blitzt, darff man nicht mehr verlangen,
Er giebet dir das Licht, das er von dir empfangen,
Denn es entgeht dir nichts an deiner Herrlichkeit,
Steckt gleich der Horizont in seiner Dunckelheit.
Das feurige Gestirn mag seine Krafft verhüllen,
Des Himmels hoher Kreyß mag sich mit Wolcken füllen,
Weil ja der Sonnen-Brand mit seiner Hefftigkeit, (*)
Den nahen Untergang den heissen Aeckern dräut,
Der unsre Hoffnung selbst so wie die Frucht verzehret,
Und dieses kalte Land in Lybien verkehret.

(*) Es war damahls in Preussen eine ausserordentl. Dürre eingefallen.

Der

Der Abend schwächet kaum der Hitze strenge Macht;
Beherrscht der Mittag denn den kalten Mitternacht?
Die Felder schmachten schon, es brennen Thal und Hügel,
Komm feuchter Süde-Wind mit ausgespanntem Flügel!
Komm, komm, erfrische doch der Erde matten Schooß!
Komm, komm, und mache doch des Himmels Bande loß!
Will doch der Erden Band nicht mehr zusammen halten,
Sie kracht, sie reisset sich, sie muß vonander spalten;
Die welcke Blume senckt ihr abgestorbnes Haupt,
Dem schwühlen Walde wird der grüne Schmuck geraubt,
Weil ihr verdorrtes Laub die fahlen Blätter krümmet,
Dem Wilde, das er hegt, ist schon der Tod bestimmet,
Hier läufft ein zahmes Thier, das Durst und Hitze quält,
Und stürtzt zum Brunnen hin, dem Fluth und Zufluß fehlt;
Man sucht das Wasser selbst in wasser-reichen Flüssen,
Und was man finden kan, entspringt aus Thränen-Güssen,
Womit das bange Volck, das seine Noth bedenckt,
Die ausgesogenen verstellten Felder tränckt.
Die übertriebenen und halb-verbrandten Aehren
Kan nicht der Erden Krafft mit frischen Säfften nähren;
Dieweil der Himmel selbst daraus ihr Segen fließt,
Sich selbst verschliessen muß, und hart und steinern ist.
Des Halmes dürres Rohr kan nicht die schwartzen Spitzen,
Der umgebeugeten verreifften Aehren stützen,
Und alles was sich zeigt, Feld, Gärte, Wiese, Wald,
Erschreckt das Auge nur mit trauriger Gestalt.

Doch die vermeinte Noth, beginnt schon zu verschwinden,
Und Sirius hört auf die Lüffte zu entzünden,
Weil meines Friedrichs Stern des ersten Macht verdringt.
Der Tag, der dich der Welt, O Friedrich Wilhelm, bringt,
Bringt den verlohrnen Muth, bringt unsre Hoffnung wieder,
Was nur die Lippen regt, singt lauter Freuden-Lieder.
Seht wie der kühle Wind die vollen Wolcken häufft,
Woraus des Himmels Fett und unser Seegen träufft,
Nun wird sich die Natur mit neuer Krafft bewegen,
Die Hitze bricht sich schon, den Himmel bricht der Regen,
Wer nimmt, mein König, nicht an deinem Tage Theil?
Der Tag der dich gebiehrt, gebiehret unser Heil.
Ich sehe Ceres schon mit den bekräntzten Haaren,
Durch die bewässerten erquickten Aecker fahren,
Vor welchen, Brennus-Held, dein hoher Tempel steht,
Den dir des Unterthans getreuer Arm erhöht.

Ich wolte gleich dein Lob die Völcker lassen hören,
Was vor ein lauter Thon will meinen Vorsatz stöhren?
Die Musen rühren schon durch ihrer Seiten Klang
Die abgekühlte Lufft; Ihr reitzender Gesang
Macht daß die Nymphen dort mit ungezehlten Hauffen,
Für dein geschmückt Altar, O Friedrich Wilhelm, lauffen.
O Himmel höre doch! Hört Lüffte, Feld und Wald,
Was von den eyfrigen vergnügten Zungen schallt!
Laß Wilhelms Schläffen nicht die Lorber-Zweige fehlen!
Laß seiner Jahre Zahl uns nach den Tropffen zehlen,

Die

Die, als der frische Wind durch unsre Gegend bließ,
Der letzte Regen-Guß so häuffig fallen ließ!

Die Andacht hat mir schon den Opffer-Tisch gezeiget,
Von dem der reine Brandt mit unsern Seuffzern steiget,
Der von gespitzeten gedrehten Flammen bebt,
Und durch den hellen Zug nach seinem Ursprung strebt.
Held, mein geschwächter Geist, weiß nicht so hoch zu fliegen,
Drum sing ich itzo nicht von meines Königs Siegen;
Ich kenne dich und mich, mein König, gar zu wohl,
Und weiß es, wo ich mir die Schrancken setzen soll.
Mein eitles Lob-Gedicht wird nicht den Tag entweyhen:
Hört meine Musen auf! Ich will mich nur erfreuen.

Die durch die Allerwürdigsten Erben des Preußischen Scepters erweiterte Glückseligkeit des Allerdurchlauchtigsten Hauses Brandenburgs.

Bey dem An. 1720. den 18. Jan. glücklich einfallenden Salbungs-Feste

Friedrichs des Ersten Königes der Preussen.

DEr ungeschwächte Strahl von Friedrichs Herrlichkeit,
Den Preussens Krone noch aus ihren Bogen streut,
Läst

Läst ein gehäufftes Licht von seiner Scheitel fallen,
Nun bin ich angefeurt mein Blut beginnt zu wallen,
Mein Blut, das diesen Tag, vor dem sich Preussen bückt,
Der angestrengte Fluß durch alle Glieder rückt.
Mich reitzt der heisse Zug der freyen Seelen Triebe,
Mein Amt gebeut es mir, und meines Königs Liebe,
Den Friedrichs Ruhm weit mehr, als eignes Lob vergnügt,
Obgleich sein kaltes Haupt auf Todten-Küssen liegt.

Laß Tichter, ruffet er, mich meinen Friedrich sehen!
Was er dem Vater that, soll ihm von mir geschehen.
Das Schatten-Reich verhüllt ihn seinem Volcke nicht,
Es führt ihn Friedrichs Arm an das verlaßne Licht,
Der ihm das Leben gab, muß durch ihn lebend werden,
Der Todt entziehet ihn, er schencket ihn der Erden.
Weil dieses Helden Brust Metall und eysern war,
Stellt ein gebildet Ertzt den grossen Churfürst dar.
Der weiten Bogen Last der überwölbten Brücken,
Trägt ein gegoßnes Pferd; des Pferdes breiter Rücken
Hat Friedrichs Wilhelms Leib im Küras unterstützt,
Der noch die Faust erhebt, noch auf die Feinde blitzt.
Den Schaaren, welche sich vor seinem Angriff theilen,
Verwandelt sich sein Stab in harte Donnerkeilen,
Wenn ihn sein muthig Roß in Dampff und Flamme führt.
Das starrende Metall wird wie mich dünckt gerührt,
Sein aufgeworffner Kopff, der Rauch und Gluth verträget,
Erhöht den langen Hals um den die Mähne schläget,

Davon ein flüchtig Haar sich nach der Schulter wellt,
Weil sich ein reger Wind der Brust entgegen stellt.
Es hebet einen Fuß, da sich des andern Sehnen
Um die Vertieffungen der vollen Musculn dehnen,
Und trägt die stoltze Last, und dringt voll Feur und Wuth
Durch das ersiegte Feld, durch Leichen, Grauß und Blut.

So zeichnet Puffendorff den Lorber-reichen Held
Auf ein unsterblich Blatt; doch Friedrich läst der Welt
Wie jener in Papier, in festem Ertzte lesen,
Wer Friedrich Wilhelm war, wer Friederich gewesen,
Des Vaters Thaten ist des Sohnes Liebe gleich,
Der Vater machte sich ein ungebundnes Reich,
Sein schnelles Schwerdt zerhieb die Bande von dem Throne,
Ihn schmückt ein blancker Helm, und dieses Haupt die Krone.
Der weisse Adler spührt des schwartzen Tapferkeit,
Der, weil er mächtig ist, ihm mit den Klauen dräut,
Doch nach gefühlter Krafft vor seinem Donner fliehet,
Und endlich auch sein Haupt gleich sich gekröhnet siehet.

Dies ist das grosse Werck, davon das erste Jahr
Des letzten Seculi ein froher Zeuge war.
Last Musen meine Krafft mit Preußens Hoheit steigen,
Kröhnt, da sich Friedrich kröhnt, mich auch mit Lorbeerzweigen,
Weil sonsten, was mein Mund in eurem Nahmen singt,
Vor meines Königs Thron sehr krafftloß wiederklingt.

Stieg

Stieg heute Friedrichs Fuß auf die geweyhte Stuffen,
Hat sein vergnügtes Land ein Vivat ausgeruffen,
So nimmt die Freudigkeit mir Geist und Sinnen ein,
Denn Friedrich Wilhelm kan mein Herr, mein König seyn.
Daß Friedrich Wilhelm herrscht hat mich so sehr beweget,
Als diß, daß Friederich den neuen Scepter träget;
Zwar Wilhelm legt den Grund, der Vater pflantzt den Thron,
Doch die Vergrösserung entspringt vom grossen Sohn,
Der, was der Frieden-Schluß den Brennen abgedrungen,
Durch den erzwungnen Krieg zum andernmahl bezwungen.
Wer zweiffelt, daß in dir sich Wilhelms Seele zeigt,
Stetin, das noch vor ihm die frechen Thürme beugt,
Held, bückt sich auch vor dir, weil bey des Vaters Nahmen
Ihm seine Thaten auch in dir vor Augen kamen.

Das allgemeine Heyl riß, Herr, dich in den Krieg,
Der Anfang war gerecht, das Ende war der Sieg.
Du liebst, indem du schlägst, die Tugend auch am Feinde,
Durch deine Tapfferkeit wird Carl zu deinem Freunde,
Der, ob dein blosses Stahl gleich seine Macht verletzt,
Dein scharffes Schwerdt gelobt, dich dennoch hochgeschätzt.
Man sah dein schwimmend Heer auch in den Fluthen brennen,
Wie es bey Usedom das Wasser muste trennen,
So trennt es auch den Feind, als es das feste Land,
Als es die letzte Krafft der Schweden überwand.
Held! so verknüpffest du, was man dir abgerissen,
So muß Strahlsund dein Schwerd, das Land den Scepter küssen.

Darum kehrt Wilhelms Bild sein freudiges Gesicht
Zur aufgeführten Burg, er darf sein Auge nicht,
Weil ihn der Anblick schreckt, erzürnt zurücke drehen,
Er kan, was er gewünscht, den Glantz der Hoheit sehen,
Er sieht den stoltzen Bau, und die vermehrte Pracht,
Und die Vergrösserung der ausgespannten Macht,
Weil das wohin sich sonst der Leue ausgestrecket,
Der Adler Brandenburgs mit starckem Flügel decket.

O Friedrich! welchem sonst der Tag geweyhet ist,
O Friedrich! dencke nicht, daß man dein Lob vergist,
Dein Königliches Lob kan niemand höher tragen,
Als wenn wir von dem Ruhm des theuren Sohnes sagen,
Bey dem auf deinem Stuhl gerechte Sanfftmuth sitzt,
Der den gebauten Thron durch neue Staffeln stützt,
Wenn Noth und Mangel ihm die Vater Sinnen rühren,
Ist wie sein offnes Hertz, sein Kornhauß ohne Thüren,
Wenn er dem Hunger steurt, dem Volck entgegen eilt,
Und wie Augustus pflegt, die Nahrung ausgetheilt.

So ist mit Friedrichs Ruhm des Volckes Heyl gerathen,
Der Sohn den du gezeugt, sind deine gröste Thaten,
Entseelter Friederich! Er reist dich aus der Nacht,
Du stirbst, und dieser ist der dich unsterblich macht,
Man darf nicht deinen Ruhm in Ertzt und Marmor sencken,
Sein Werck verewigt dich in unserm Angedencken.

Drum füllt dein hohes Lob nicht dieses Blat Papier,
Der Scepter macht dich groß, was soll die Feder hier?
Dein Königlicher Sohn wird deinen Ruhm verneuern,
Und diesen grossen Tag mit Helden Thaten feyren.

Die Der Hohen Gnade Ihres Königes sich rühmende Musen, Als An. 1720. den 14. Aug. zum drey und dreyßigsten Mahl Der Geburths-Tag Sr. Königl. Majest. in Preussen Auf der Albertinischen Universität celebriret wurde.

DEr unerforschte Ruff bleibt ewig ohne Krafft:
Der Preussen hohes Haupt liebt nicht die Wissenschafft,
Der stumm gemachte Neid muß (wenn wir reden) schweigen,
Denn unsre Muse soll bey frembden Völckern zeugen,
Daß Friedrich Wilhelms Schooß die freyen Künste nährt,
Daß seiner Gnaden Glantz auf unsre Höhen fährt,

Daß

Daß sein beruffnes Schwerdt sich darumb schärfft und spitzet
Weil es den Helicon so wohl als Schantzen schützet.

Sein ungetheilter Strahl fällt auf das gantze Land,
Mein König wird geliebt, und liebt auch jeden Standt;
Nichts was dem Reiche nützt hat seine Huld verlohren,
Denn sein Geburths-Tag hat ihn allem Volck gebohren.

Zwar der Pedanten Zunfft, der Königreiche Last,
Das unbrauchbahre Volck ist ihm mit Recht verhast.
Weil es ein tummes Thier mit klugen Nahmen nennet,
So nicht die Welt, nicht Gott, nicht Pflicht, nicht König keñet,
Das den verlachten Stoltz mit falschen Titteln deckt,
Und in der Dunckelheit auch finstre Grillen heckt,
Daß gar (wie Canitz schertzt) durch den verkehrten Orden,
Der Dornichte Parnaß zum Blocksberg ist geworden.

Doch dies Verderben reist nicht aller Wohlfahrt ein,
Weil alle durch dies Gifft noch nicht beflecket seyn,
Indem ja viele noch ihr rechtes Ziel bedencken,
Und die Bemühungen zum Heyl des Landes lencken,
Drum straffet sie auch nicht der frembden Thorheit Schuld,
Sie sind der Gegenstand der Königlichen Huld,
Weil ihrer Arme Fleiß ihm solche Seulen schnitzet,
Auf die sich das Gewicht der schweren Aempter stützet.

Deswegen blühet auch durch Wilhelms Gnaden-Blick
Noch mehr als ehemahls der Albertine Glück,

Die Schultern dürffen nicht gemeine Lasten drücken,
Sie darff ihr Straff-Geld nicht zu deinen Schätzen schicken *
Du schenckst uns, milder Held, dies was dir zu gehört,
Dies was dein hohes Lob und unsern Zufluß mehrt,
Dies, Wilhelm Friederich, soll meinen Satz bestärcken,
Die Worte gelten nicht, du liebest uns mit Wercken.

Held, so erhebt dein Reich Muth und Geschicklichkeit,
Dies brauchst du in dem Rath, und jenes in dem Streit,
Durch beyde konte Rom zur Königin der Erden,
Und mächtig durch den Krieg, groß durch den Frieden werden.

Bellonens tapfre Brust hast unsren Phöbus nicht,
Die offt den Sieges-Krantz von seinen Lorbern flicht,
Mars ist, indem er kämpfft, dem Musen-Chor verbunden,
Sein Arm führt dieses aus, was jener Kopff erfunden,
Was in der Ruhe Schooß der Circkul vorgestellt,
Was man auf Blättern zeigt, erschüttert offt das Feld,
Wenn Cohorns strenge Kunst das feste Bonn erschrecket,
Und sich der stoltze Wall vor seinem Donner strecket.
Wenn der berühmte Blitz, den Preussens Adler trägt,
Nach Stellung Maaß und Ziel aus beyden Klauen schlägt,
Und Pommerns Krieges-Bau zum andernmahl erschüttert,
Der vor dem Churfürst bebt, und vor dem König zittert.

* Se. Königl. Majestät haben die Universität nicht allein von Zahlung der Servis-Gelder eximiret, sondern ihr auch die Straff-Gefäle, welche sonst das Officium Fisci eingezogen, aus Hohen Gnaden zufliessen lassen.

Wir

Wir aber sammlen nun des Friedens süsse Frucht,
Bey uns treibt dieser Tag den Kummer in die Flucht,
Der Tag, der dich uns schenckt, ist unserm Jauchtzen eigen,
Ein Wunsch, kein Seufftzen, soll aus unsern Lippen steigen.
Der Feind entsetze sich, Held, wenn dein Donner knallt,
Uns wallt das Blut von Lust, weñ Wilhelms Nahmen schallt.
Der Himmel lasse dir nach drey und dreyßig Jahren,
Erst eine neue Krafft in Reich und Glieder fahren.
Dein Printz, der Völcker Lust, sey erst nach späther Zeit
Ein Erbe deines Stuhls, wie deiner Tapfferkeit.
Wird Albertine dir ein jährlich Opffer bringen,
So soll ihr heller Thon, wie meine Lieder klingen:
Wenn von Friedrich Wilhelms Kriegen
Mein Gedichte zeugen soll,
Sey es angefüllt mit Siegen,
Meine Brust ist Freuden voll.

Die
Auf Se. Königl. Majest. fortgepflantzte Gerechtigkeit
Friedrichs des Ersten
Königes in Preussen,
Bey dem An. 1721. 18. Jan. glücklich einfallenden Salbungs-Feste.

WEnn das gekröhnte Licht mich nicht wie sonst bewegt,
Wenn mein gehemtes Blut sich nicht gewöhnlich regt,

Der Geist den Lauf nicht mehr durch steiffe Sehnen leitet,
Der Fessel schwere Fuß auf keinen Purpur schreitet,
So dencket, die ihr mich entkräfftet singen hört,
Die ihr noch Friedrichs Ruhm, Thron, Kron und Aschen ehrt,
Ein Klagen-voller Mund stimmt nicht zum Helden Liede,
Denn meine Muse wird von ihren Lasten müde.

Fürst, König, Vater, Held, den noch die Nachwelt liebt,
Nimm diese Nahmen an, die dein Verdienst dir giebt,
Nimm diese Nahmen an, ich schweige von den Wercken,
Laß die entzückte Welt auf deine Thaten mercken;
Ein ander schildere den weisen Fürsten-Stab,
Ein ander bilde dich in Kron und Scepter ab,
Der mahle Gold und Hertz in deinen milden Händen,
Und jener Stahl und Gluth, die deine Feinde blenden.

Held, jedes Wort ist dir ein gantzes Lob-Gedicht,
Allein ich wage mich auf diese Höhe nicht,
Ich darff die Seegel nicht zu weit vom Ufer treiben,
Laß mich nur diesesmahl bey deinem Wahl-Spruch bleiben.
Fürst, der du jeglichem das seine zugetheilt
Und mit dem Deinigen der Nothdurfft vorgeeilt,
Ich will was dir gehört dein reiches Lob dir geben,
Doch ein gebeugter Geist kan keinen Ruhm erheben.

Dein Adler, der durch dich biß an die Sonne dringt
Und den gekröhnten Halß durch alle Lüffte schwingt,

Muß

Muß durch den Nebel-Dampff der tieffen Wolcken steigen
Und allem Volcke sich im lichten Kreyse zeigen;
Der niedrige Betrug sieht nach, erschrickt und weint
Weil seiner Blödigkeit dein Strahl zu hefftig scheint,
Er kan die Waffen schon den Rächer in den Klauen
Der Unschuld sichern Schutz und seine Straffe schauen.

Erhöhter Friederich, wenn aus der andern Welt
Der ferne Blick von dir auf Thron und Erben fält;
So sieht dein Königs-Licht mit rührenden Vergnügen
Auf Polstern seines Stuhls das Schwerd u. Scepter liegen,
Ein Scepter, das die Huld nach festen Seelen neigt,
Die nicht der Räncke Wind wie Schilff und Pappeln beugt,
Und bey verwirrtem Recht darff niemand Unrecht leiden,
Dein Schwerdt, so billig theilt, kan auch durch Knoten schneidē.

O Wilhelm Friederich, du hast den Stahl gezückt,
Vor dessen Schärffe sich so Feind als Unrecht bückt;
Der Vater lebt in dir, er kan durch dich regieren,
Das Recht darff nicht den Kampff durch Macht und Gold verliehren.
Mein König! deine Brust umstrahlet Recht und Licht,
Es breche denn dein Arm, was meine Kräffte bricht,
Gieb mir das Meinige, gieb was mir zugehöret,
So wird mein Glück durch dich, dein Ruhm durch mich vermehret.

Die unverbesserliche Armee Friedrich Wilhelms, Königes in Preussen,

An dem An. 1714. den 14ten. Aug. einfallenden Geburths-Feste Sr. Königlichen Majestät.

VErbirgt mein König sich? die Liebe sucht ihn schon,
Hier liegt des Scepters Gold, dort steht der leere Thron,
Kan diese reiche Pracht nicht Friedrich Wilhelm binden?
Verbirgt mein König sich, ich will, ich muß ihn finden.
Verlässet er die Stadt, so will ich aus Berlin,
Aus Mauren, Burg und Hof in offne Felder ziehn,
Hebt er sich aus der Marck, mein Zug wird mich nach Preussen,
Vom Spree und Hawel-Strand zum Haf u. Pregel reissen.
Das Ufer ist entdeckt, allein wo ist mein Held?
Hier thürmt sich Königsberg, dort grünt ein flaches Feld,
Es raucht, drum kan ich nicht die ferne Höhen kennen,
Seht den bewegten Glantz durch das Gefilde brennen,
Es scheinet, daß man hier die blancke Waffen regt,
Das auf ihr helles Stahl der Sonnen Feuer schlägt,
Daß sich ein grosser Strahl in tausend Lichter theilet,
Der mir entgegen fällt, wenn meine Sehnsucht eilet.

Wo die bewellte Fluth der freye Wind erweckt,
Wo sich der falbe Sand mit bunten Hügeln deckt,

Steigt

Steigt der gewelzte Staub durch den verdickten Himmel,
Ja, ja, ich höre schon Spiel, Lermen und Getümmel,
Ich spühre wie die Lust sich durch den Geist vergiest,
Ich weiß, daß dort ein Heer und auch sein Lager ist.

Dies ist der Waffen-Platz, wo Friedrich Wilhelm thronet,
Wo er bey dir o Mars in leichten Hütten wohnet,
Der den Soldaten sich als Haupt und Vater zeigt,
Durch dessen Gegenwart die Kunst des Krieges steigt.
Er kommt, sein Gruß ist Blitz, man donnert ihm entgegen,
Die Crone weicht dem Helm, der Scepter muß der Degen,
Der Küraß Purpur seyn, die Helden-Burg ein Zelt,
Die Mauren sind das Volck, so sich zum Kampfe stellt,
Das dir zu zeigen wünscht, worauf es sich geübet,
Und dich, weil du es liebst, mehr als sein Leben liebet.

Wie viel umschliesset nicht der abgesteckte Raum,
Man sieht, man zehlet sie, allein man glaubet kaum,
Daß auf ein Zeichen sich viel tausend Köpfe rühren,
Die als ein eintzger Mann, Gewehr und Leib regieren,
Sie gehen und man sieht nur einen starcken Schritt,
Der Grund erschüttert sich durch einen gleichen Tritt,
Man sieht in fester Faust zugleich die Waffen blincken,
Zugleich erhöhet stehn, gleich wieder abwerts sincken,
Ein Winck verdrehet sie in einem Augenblick,
Ein Wort verkehrt die Brust, zieht Mann und Pferd zurück,

Es ſcheinet, wenn es fällt, ein ſchnelles Knie zu fallen
Und wenn es Feuer giebt ein eintzig Rohr zu knallen,
Weil das geübte Heer durch einen gleichen Schuß,
Die gleiche Linien mit Flammen zeichnen muß,
So kan der reiche Glantz durch abgelegne Gräntzen,
Mit Königlicher Pracht geſchärffter Schwerdter glåntzen.

Held, ich umſchrencke mich, dies Blatt iſt viel zu klein,
Ein kleiner Umkreiß faſt kein groſſes Lager ein,
Sonſt wolt ich meinen Sinn, und meine Feder ſchärffen,
Ich wolte jeden Mann und jedes Zelt entwerffen.
Held, dieſes iſt das Heer das deine Herrſchafft ziehrt,
Held, dieſes iſt der Tag der dich der Welt gebiehrt,
Dein milder Gnaden-Strahl iſt auch auf mich gefloſſen,
Du haſt dich auf dein Land und auch auf mich ergoſſen.
Doch wird durch deinen Ruhm mein Trieb nicht offenbahr,
Mein Weyrauch dampffet nicht auf deinen Brandt-Altar,
Es blühe dir das Glück, ich will dein Lob verſchweigen,
Ich zeige dir dein Heer, was kan ich gröſſers zeigen.

Der über die preißwürdige Regierung seines Reichs-Folgers und die Sicherheit seiner Länder sich freuende

Friederich der Erste König in Preussen,

Bey dem An. 1722. den 18. Jan. glücklich einfallenden Krönungs-Feste.

Zertrümmre, blasser Held, die Riegel deiner Grufft!
Brich aus der Todten Nacht an die bestrahlte Lufft
Die keinen Schwefel von sich hauchet,
In der kein Donner-Thon aus finstern Wolcken brüllt,
Weil nun der Abgrund nicht mehr rauchet,
Der unsern Himmel sonst mit Gifft und Flammen füllt.

Es darff die Furie nicht aus der Hölle dringen,
Und auf der wüsten Welt die schwartze Fackel schwingen,
Die tausend Funcken von sich spritzt,
Die, was sie nur berührt, ergreifft, verletzt, verzehret,
Und wenn der Zorn den Streit erhitzt,
In eine Feuer-See den Ocean verkehret.

Das Winßlen höret auf, die Mord-Trompete schweigt,
Der Qualm, der aus dem Grauß verbrandter Städte steigt,
Kan

Kar nicht den heitren Tag beflecken,
Den Stahl, den Grimm entblöst, und Wuth geschwungen hat,
Läst Mars in tieffer Scheide stecken,
Sein blutgekränktes Schwerdt ist selbst von Würgen satt.

Das Eysen-freye Haupt wird nun der Helm nicht drücken,
Drum kan der Palmen-Zweig die blossen Schläfe schmücken,
Nur Janus Tempel schliest man nicht.
Man darf ja sein Altar im Frieden nicht verschmähen,
Der Klugheit doppeltes Gesicht
Muß, wenn die List sich regt, nach Süd und Norden sehen.

Wie leicht entzündet sich der halberstickte Brandt,
Wie leicht kan Rache doch mit umgebeugter Hand
Den schon verwahrten Degen zücken,
Und weil uns Sicherheit entwaffnet hingestellt,
Jhn in das offne Hertze drücken,
Wenn uns der sanffte Schlaff des Friedens überfällt.

Doch kan den Frieden gleich ein neuer Krieg zerreissen,
So mag die Welt ihn nur der Waffen Stillstand heissen;
Auch dieses Glück ist ungemein.
Dies wünschte Friederich und hat es nicht erlebet,
Was rührt mich vor ein schneller Schein,
Mich dünckt, daß Friedrichs Haupt sich aus der Asche hebet!

Er lehnt sich an den Thron: der aufgelebte Held,
Sieht die Verwandelung der schon verlaßnen Welt,

Die durch das Schicksahl schnell geschehen.
Denn ihm bleibt nichts verdeckt, doch kan der scharffe Blick
Zwey Dinge nicht verändert sehen,
Den neu-gepflantzten Thron und seines Reiches Glück.

Dies macht, O Friederich! die Krafft von deinen Lenden,
Es mag dein güldner Stuhl der Völcker Augen blenden,
Auf dem dein Friedrich Wilhelm sitzt,
Sein tapffrer Arm verbeut, daß sich kein Feind beweget,
Weil er die Länder zwiefach schützt
Als Friederich regiert, als Friedrich Wilhelm schläget.

Du kennest fast das Heer und seine Stärcke nicht,
Davon der Anblick uns schon halb den Sieg verspricht,
Er mehrt und bessert die Soldaten,
Was Wilhelm überwandt, und Wilhelm auch verlohr,
Besieget er durch neue Thaten.
So Friedrich stellt dein Sohn dir deinen Vater vor.

Ach was vor süsse Lust hat Friedrichs Brust entzüket!
Er rufft: Was ich verlangt, das hab ich auch erblicket.
Das, was mich unvergänglich hält.
Das Reich ist kaum bemüht ihm Opffer anzuzünden,
So sinckt er in die Unter-Welt,
So muß sein Schatten-Bild, doch nicht sein Ruhm verschwinden.

Das

Das sich nach seinem Könige sehnende Königreich,

Bey dem An. 1722. den 14. August. glücklich einfallenden Geburths-Feste, Seiner Königlichen Majestät

Friedrich Wilhelms, Königs in Preussen.

DA sich, gekröhnter Held, dein Lob-Altar erhebt,
Auf dem der reine Brand der süssen Opffer bebt,
Der durch der Flammen Zug die heitre Wolcken trennet,
Und wie der Eyfer Trieb getreuer Seelen brennet,
Den der gewey̆hte Strahl des Festes angesteckt,
Der Feuer in der Brust, Licht in der Lufft erweckt,
Mein König, muß dein Volck der Kummer niederschlagen
Und da die Marck sich freut, muß Preussen sich beklagen.

Der feste Grund der Lust, der Ursprung herber Pein
Ist sonsten nicht verknüpfft, doch du kanst beydes seyn,
Du zeigest uns in dir den Anblick aller Freuden,
Sie kommt, sie flieht mit dir, uns bleibt ein finstres Leyden,
Weil Preussen nur sein Licht aus Wilhelms Augen zieht,
Das zwar des Königs Tag nicht seinen König sieht.
Ach! um die Zeit da dich Charlottens Schooß gebohren,
Da dich die Welt empfing, hat Preussen dich verlohren.

Da

Da, Held, dein Lob-Gedicht aus meiner Feder fleust,
So spühr ich wie sich mir der schnelle Sinn entreist,
Den seiner Flügel Krafft an jene Gründe führet,
Wo Preussens gröster Fluß der Quellen Anfang rühret.
Hier bricht das enge Schloß gepreßter Wasser looß,
Das in dem Kercker tobt, und durch des Meeres Schooß
Biß in den Mund der See mit strengen Rauschen eilet,
Und durch das fette Land die breiten Arme theilet.

Hier liegt der Pregel-Strohm in seiner feuchten Pracht,
Wo fliessendes Crystall sich ihm zum Throne macht,
Die Scheitel Agtstein deckt, dem wie gemeinen Flüssen,
Nicht Schilff und hohles Rohr zur Krone dienen müssen.
Hier füllt der Flüsse Fürst aus der bemoosten Grufft.
Das Land mit Wasser an, und mit Geräusch die Lufft,
Er sprützt mehr Schaum als Fluth aus seinen Wasser-Röhren,
Und läst den Eyfer sehn, und tausend Klagen hören.

Wie! (rufft er) hebt die Spree das kühne Haupt empor?
Der König zieht den Strohm den tieffen Wassern vor!
Wird meines Haafens Ruhm ihm endlich weichen müssen?
Kan sie in ihren Strand die schwere Schiffe schliessen?
Die Seegel brausen hier! Was? ist die Spree mir gleich?
Die Marck ist Wilhelms Land, doch nicht sein Königreich.
Ach! läst er nicht den Thron auf meinem Ufer bauen
Und seiner Krone Glantz im Wasser-Spiegel schauen?

Mein König, schau dein Volck, und seine Sehnsucht an,
Weil dich die Treue mehr als alles binden kan;
Vergnüge doch das Hertz der Eyfer-vollen Preussen.
Laß Königsberg nicht mehr die leere Haupt-Stadt heissen,
Der sonsten kein Gelück als nur ihr König fehlt,
Ach glaube, daß dein Volck die träge Zeiten zehlt,
Den Stunden Flügel wünscht. Es sieht dir schon entgegen
Und wird dir Hertz und Gut zu deinen Füssen legen.

Zeuch ohne Waffen hin. Zeuch durch das sichre Feld,
Nun unsre Treue sich zur Brust-Wehr um dich stellt,
Laß dein geliebtes Haupt auf jedem Schoosse liegen,
Brauch Degen und Geschütz allein zu deinen Siegen.
Ist jemand so wie du beglückter Völcker Lust,
So dient der Harnisch nicht der unbesorgten Brust,
So darff sich nicht ein Fürst mit tausend Schwerdter Spitzen,
Vor der verschwornen Schaar verletzter Sclaven schützen.

Kom̃, Landes-Vater, kom̃! zeuch ein bey dunckler Nacht,
Weil doch dein Königsberg vor deinem Throne wacht,
Es freut sich, ob sich gleich der Schatten um dich leget,
Wenn es den Wagen höhrt, der seinen König träget.
Die Jugend, die das Reich vor dich und sich erzieht,
Die deinen Nahmen kennt, der Väter Eyfer sieht,
Ist lüstern dich zu sehn, und sucht zu deiner Seiten
Den Alten durch den Lauff den Vorzug abzustreiten.

Doch als er dieses spricht, theilt sich die blaue Lufft,
Aus der das Schicksahl selbst mit starcker Stim̃e rufft:

Was

Was reitzet Preussen an das teutsche Reich zu neiden?
Es fordert deinen Held, laß deinen König scheiden!
Sieht ihn Berlin gleich nicht, so denckt er doch an dich,
Sein Geist herrscht doch in dir, sein Scepter zeiget sich.
Er kan den langen Arm durch ferne Gräntzen strecken,
Sein Adler schwebet hoch, er wird auch Preussen decken.

Wirff den gedämpften Schmertz, bestilltes Land, zurück,
Auf und vergnüge dich an deines Königs Glück,
Man soll den sanfften Thron auf Ceder-Seulen Gründen,
Und diesen Tag noch offt im Zeiten-Kreyse finden.
Der Printz nimmt seinen Stahl nach spähten Tagen ein,
Sein tapfres Haupt wird schwehr von Lorber-Zweigen seyn.
Hört! wie das Lust-Geschrey durch hohe Wolcken steiget,
Es jauchtzet alles Volck und das Verhängnis schweiget.

Uber die den 16. Aug. 1722. durch Lösung des Geschützes in Königsberg, bekandt gemachte Erfreuliche Geburth Des Preußischen Printzen.

Was saust der Mörser-Schlag durch die gepreste Lufft?
Hört! wie ihr Feuer-Schlund mit Donner-Stimme rufft:

Heut reist der Preussen Printz die ersten Bande loß;
Und bricht mit frischer Krafft den Königlichen Schooß:
So muß, was er vom Blut der Brennen eingenommen,
Aus seiner Nacht ans Licht vor Wilhelms Augen kommen.

Kaum da der scharffe Knall mir in die Ohren dringt,
So rühret mich die Macht, die mich zum Tichten zwingt,
Was soll der Helicon und sein geflügelt Pferd?
Der Gwelffen weisses Roß ist mehr als dieses werth,
Durch seine Fruchtbarkeit quillt Wasser aus den Hügeln,
Es hebt sich mehr als dies mit Wilhelms Adlers Flügeln.

Geseegnet sey das Licht, da die verlangte Frucht,
Den Ausgang zur Geburth mit eigner Hand gesucht,
Mit eben dieser Hand, die einst der Nachwelt zeigt,
Daß ihrer Sehnen Krafft aus Wilhelms Lenden steigt,
Sie wird (flieht! Feinde flieht!) euch nach vermehrten Tagen
Den Blut-gefärbten Stahl durch kalte Glieder jagen.

Europa sieht im Geist, bey Schwerdtern, Dampff u. Blut,
In dir, behertzter Sohn, des tapffern Vaters Muth,
Der, da du dich kaum regst, schon in den Adern wacht,
Der dich zum Fürsten kröhnt, zum Uberwinder macht,
Zur Waffen Liebe zieht. Drum kommst du wie die Helden,
Drum muß Geschütz und Blitz des Printzen Ankunfft melden.

Es bebet Land und Fluth, es schüttert sich der Wall,
Und Haafen, Strand und Schiff bewegt der Stücke Knall.
So

So bald der Winde Spiel das bunte Zeichen fast,
Dreht sich der Flaggen Flug mit flattern um den Mast.
Heut läst kein Frembder sich vom Unterthan entscheiden.
Denn Beyde sind entzückt bey Friedrich Wilhelms Freuden.

Mein König! zürne nicht, bey deines Hauses Lust
Durchströhmt die Fröhligkeit die dir geweyhte Brust,
Die niemahls freudig ist, als wenn sie dich, mein Held,
Und deines Stammes Glück der Welt vor Augen stellt.
Laß (ich beschwere dich bey deines Printzen Wiegen,)
Mein grünes Lorber-Blat an seinem Haupte liegen.

Ihr Völcker höhrt es an, was meine Muse singt!
Und seht es, wenn die Zeit mehr Krafft und Tage bringt!
Printz! sey des Glückes-Kind, wie Friedrich Wilhelms Sohn,
Verhängniß spricht es nach: der neugestützte Thron
Soll bey Zerdrümmerung der späht zerstöhrten Erden,
Und durch den Fall der Welt, allein zermalmet werden.

Friedrich der Erste
König der Preussen,
Als ein König vor der Kröhnung.
An dem An. 1723. den 18. Jan. glücklich-einfallenden Salbungs-Feste.

EH das entzückte Volck auf Purpur, Kron und Thron,
Die treuen Augen warff, so war der König schon;

So war schon Friederich, was unsre Sehnsucht wolte;
Was sein Verdienst verlangt; was er noch werden solte;
Weil er durch Wunsch und Recht schon längst gekröhnet war,
Wird durch die Salbung nur der König offenbahr,
Als das Verhängniß rieff: das schnell erhabne Preussen
Soll ein beglücktes Reich, und Friedrich König heissen.

Der Purpur hätte nicht den Königs-Stuhl bedeckt;
Das ungeschmiedte Gold war noch nicht ausgestreckt,
Es konte sich noch nicht in stoltze Bogen schliessen,
Noch aus den Wölbungen der Steine Strahlung schiessen;
Und dennoch schimmerte sein Helden Angesicht,
Sein Königlicher Geist war seiner Scheitel Licht;
Mein Fürst war Kronen wehrt, der vor den Salbungs-Tagen
Mehr Gold in milder Hand, als auf der Stirn getragen.

Und wenn vor ihm gleich nicht das breite Reichs Schwerdt blitzt,
Ist sein geerbter Stahl dennoch geschärfft, gespitzt,
Ein Schirm der nahen Noth; ein Schutz bedrängter Freunde;
Der Frechheit Untergang; er raucht vom Blut der Feinde;
Er raucht vom Mörder-Blut; er ist ein Doppel-Streit;
Ein Werckzeug seines Muths, und der Gerechtigkeit.
Und also muß sich, Held, vor deines Degens-Zügen
Im Felde die Gewalt, im Reich die Boßheit schmiegen.

Drum wird das Fürstenthum ein neues Königreich,
Und Churfürst Friederich gekröhnten Häuptern gleich,

Er pflegte diesen nicht an Thaten nachzugeben,
So muß das Schicksahl ihn denselben gleich erheben.
Und geht er Königen an Witz und Großmuth vor,
So hebt sein strahlend Haupt den Königs-Schmuck empor,
So wird, wenn ihn sein Volck mit Freuden-Thränen netzet,
Sein Haar mit Oehl gesalbt, er auf den Thron gesetzet.

Darauf entdeckte sich der Wolcken finstres Hauß,
Der Himmel zog den Flohr der schwehren Nebel aus.
Er ließ den Ungestüm der lauten Stürme schweigen,
Und vor den kalten Schnee, den Seegen abwerts steigen.
Und gleich da Preussen jauchtzt, und Land und Himmel lacht,
Zeigt sich mein Friederich in Königlicher Pracht,
Und wäre nicht der Dampff der Wolcken weggeeilet,
So hätte sie doch itzt das Lust-Geschrey zertheilet.

Kein mattes Jammer-Lied verstimmt den Thon der Lust,
Es steigt kein stummer Fluch aus hartgeprester Brust,
Hier hat kein Thränen-Saltz des Purpurs Glantz verzehret,
Volck, König, Stadt und Land, und Lufft ist aufgeklähret.
Wenn meines Friedrichs Fuß auf Purpur-Staffeln steht,
Denckt jeder sein Gelück ist auch zugleich erhöht,
Die Nacht scheint als der Tag bey tausend Freuden-Kertzen,
Die Gassen brennen fast nebst aller Bürger Hertzen.

O Him̃el! Friedrichs Stuhl drückt kein bezwungnes Land.
Du legst den Grund-Stein selbst. O starcke Wunder-Hand!

Der Friede pflantzet ihn. Kein Krieg wird ihn zerreissen,
Die Spiesse dörffen nicht des Thrones Säulen heissen.
O Himmel! deine Krafft, dein Arm wird gantz allein,
Vor Friedrichs Frömmigkeit des Reiches Stütze seyn,
Vor dir soll jeder Feind den starren Nacken beugen,
Und fällt gleich Friederich, soll Ruhm und Reich doch steigen.

Das bey der Entfernung seines allergnädigsten Königes Traurende Königreich Preussen, An dem 1723. den 14. Aug. einfallenden Geburths-Tage Seiner Königlichen Majestät.

WIe mag des Himmels Schooß nur Guß und Fluth gebähren?
Will sich der Wolcken Hauß in eine See verkehren,
Biß sich der feste Grund zerlöster Erde theilt,
Und der entsprungne Strohm durch Weg und Felder eilt?
So ists; mein König kommt, der Himel weint vor Freuden,
Er weinet (doch vor Schmertz) bey Friedrich Wilhelms Scheiden.

So geht Europens Heyl des Landes Wünschen vor.
Das halb verwänste Reich hebt kaum das Haupt empor,
Und sieht, so viel es kan durch Thränen Wasser sehen,
Der Räder schnellen Zug sich um den Wagen drehen;
An dem der Winde Wuth die rauhe Macht verliehrt,
Weil er des Volckes Schatz, der Preussen Glücke führt.

Dich kan verlangter Held der angetriebne Wagen
Aus Land und Augen ziehn, nicht aus den Hertzen tragen,
Wo du in jeder Brust den sanfften Scepter führst,
Durch Liebe mächtiger als alle Macht regierst.
Dein Vorsatz lässet sich durch Sturm-gemischten Regen,
So wenig als dein Muth, durch Schwerdt u. Feind bewegen.

Der Musen treues Chor erhebt Altar und Hand,
Ihr heisser Eyfer hat das Opfer schon entbrandt,
Nun aber hauchet es statt freudiger Trometen,
Mit unterdruckter Krafft in die gedämpfte Flöthen.
Es sieht des Königs Stern, der in dem Leuen brennt,
Es feyrt sein Wiegen-Fest und ist von ihm getrennt.

Seht Völcker! wie der Trieb des Weyrauchs reine Düffte,
Durch den verklährten Raum der Wolcken-freyen Lüffte,
Wenn Hertz und Flamme bebt, in hohe Kreyse zieht,
Wo dein Geburths-Stern Huld vor allen Sternen glüht.
Es wird von seinem Strahl, dem alle Lichter weichen,
Ein ewig heller Schein auf Hauß und Krone streichen.

Scheut, Feinde Brandenburgs, scheut Friedrich Wilhelms Glück,
Scheut seiner Waffen Glantz, scheut seines Sternes Blick,
Scheut seinen Arm und Schwerdt, die Härtung seiner Glieder
Die allen Wettern trotzt. Werfft Muth u. Hoffnung nieder:
Weil die Geburth in ihm den starcken Helden zeigt,
Der, heissen Sonnen gleich, ins Hauß des Leuen steigt.

An dem An. 1724. den 18. Jan. glücklich einfallenden Salbungs-Feste, Ward Sr. Königlichen Majestät Friedrich der Erste, Als ein auch nach dem Tode von den erkentlichsten Academien gepriesener König vorgestellet.

DEr Glocken lautes Ertz und ihr gewohnter Schlag
Verkündigt nun nicht mehr den Schimmer vollen Tag,
Der Friedrichs Haupt zu erst mit Kronen konte zeigen.
Wer aber redet noch, wenn Stadt und Kirche schweigen?
Wer steckt das Opffer an, wenn in der stillen Nacht
Sich kein erleuchtet Hauß mit Ampeln prächtig macht?

Du

Du bist es, du allein, gerechte Albertine.
Heut öffnet deine Pflicht der Freuden stoltze Bühne,
Auf der Unsterblichkeit ihr Heiligthum entschlüst,
Und dein getreuer Mund des Königs Purpur küst.
So offt der Zeiten Kreyß den Tag wird zu uns drehen,
Läst du sein Helden-Bild in frischen Farben sehen.

Kein Ehren Bogen sinckt, den Pallas Arm erhöht,
Der auf den festen Grund des Musen Berges steht.
Vergessenheit, du darffst den Modder deiner Decken
Nicht auf das Angesicht geweyhter Fürsten strecken.
Sie müssen käntlich seyn, weil sie die späthe Welt
Auf Tempel und Altar, als Erden-Götter stellt.

Was hilfft es Stahl und Arm im Blut der Feinde baden?
Der Wahlstadt fettes Feld mit Leichen überladen?
Von Sieges Kronen schwehr, an Reichen mächtig seyn?
Die Zeit reist alles dies, auch das Gedächtnüß ein.
Kan Pallas nicht ihr Schild zum sichern Schutze leyhen,
Wird man ihr Lob und sie mit Erden überstreuen.

Aeneas pflantze nur den ersten Römer Thron;
Sey von Geburth ein Held und aller Götter Sohn;
Du magst dein Troja nur durch Fluth und Flammen führen;
Halt deine Götter fest; du wirst dich selbst verliehren.
Ich weiß, daß diese Zeit nur deinen Nahmen kennt,
Weil deines Maro Licht durch Todt und Schatten brennt.

Wer so wie Friederich der Weißheit Tempel schützet;
Ihr neue Sitze baut, die alten unterstützet,
Und zu der Länder Heyl, den andern Wilhelm zeugt,
Durch den noch dieses Jahr der Künste Wachsthum steigt;
Der läst sich an die Grufft auf seinem Sieges Wagen,
Und durch die Ewigkeit auf Famens Flügeln tragen.

Die Eyfersucht der Stadt gegen das Land,

An dem Anno 1724. den 14. Aug. glücklich einfallenden Geburths-Feste Sr. Königlichen Majestät

Friedrich Wilhelms, Königs in Preussen.

ES war nicht Tag, nicht Nacht, und war doch beydes schon;
Denn Finsternüß und Licht ließ auf der Zeiten Thron
Getheilte Herrschafft sehn. Die Nacht schien zu regieren,
Weil noch Gestirn und Mond den Silber-Scepter führen.
Der Tag gebiethtet auch, der nach geschwächter Nacht,
Den Lufft-raum heiterer, die Sterne denckler macht.
So läst die Dämmerung den grauen Kreyß der Erden,
Der sich bißher verbarg, den Augen sichtbahr werden.

Auch

Auch Albertine rührt ihr unentschlaffnes Haupt,
Weil sie die Sehnsucht regt und ihr die Ruhe raubt,
Ist der bemühte Fuß auf ihren Berg gestiegen,
Sie läst ein leicht Gewandt um Schooß u. Schultern fliegen,
Ihr Antlitz drückt die Fluth, und Kummer ihren Sinn,
Sie wirfft, mit ihrer Last, sich auf den Hügel hin,
Und da die Augen sich bald hie bald dorthin drehen,
Will sie die Stadt, den Tag, und ihren König sehen.

Sie sieht der Schatten Flucht und das verlangte Licht;
Doch mehrt sich ihre Quaal, sie sieht den König nicht,
Ihr angetriebnes Blut fängt hefftig an zu wallen,
Ihr Blick muß häuffiger auf Burg und Städte fallen.
Der König zeigt sich nicht, der sonsten niemahls fehlt,
Wenn er sich einen Tag zum frohen Einzug wehlt.
Drum wächset Graam u. Furcht in Sehnsucht vollen Hertzen,
So groß die Hoffnung war, so groß sind nun die Schmertzen.

Der Kummer preste noch den Grund der finstern Brust,
Doch bald verklährte sie ein neuer Strahl der Lust:
Die Räder rasselten am Königlichen Wagen,
Die ihn schnell in die Stadt und schnell heraus getragen.
Sie dringet in das Schloß und sucht und rufft den Held;
Allein er eilt vorbey, er liebt das offne Feld,
Das seine Krafft bedeckt, wo seine Heeres Spitzen,
O Königliche Pracht! mit tausend Schwerdtern blitzen.

Ach! rieff sie: König, ist dir Stadt und Burg verhast?
Zwar wird durch deinen Glantz die Hütte zum Pallast,
Der kleineste Bezirck zum Hofe ausgedehnet;
Der Stuhl wird bald zum Thron, an den dein Arm sich lehnet.
Wenn sich gleich über dich kein güldner Himmel streckt,
Und dein gekröhntes Haupt vor Brand und Sonne deckt,
Muß doch die Welt von dir, wie deinen Ahnen sagen:
Der Adler scharffer Blick kan Strahl und Licht vertragen.

Dir, Held, ist alles gleich, nicht der betrübten Stadt,
Die nur ihr wahres Heil von deinem Einfluß hat;
Aus deinen Augen hat sie allen Glantz genommen,
Ihr Glücke muß mit dir in ihre Thore kommen.
Das Feld empfindet schon, was deine Ankunfft nützt:
Der Aecker dürren Grund, der sich zu sehr erhitzt,
Erquickt dein sanffter Blick. Dein Wunsch bringt Thau und Regen,
Und schenckt der Erden Schooß des milden Himmels Segen.

Zeuch doch in unser Thor, o Landes Vater, ein.
Verklähre doch die Stadt. Dein Schutz ist allgemein.
Die Stadt hat wie das Land dir Eyd und Treu geschworen.
Der Tag, der dich gebahr, hat dich vor uns gebohren.
Dies ist der grosse Tag und unser höchstes Fest,
Das GOtt durch deinen Schutz uns glücklich feyren läst;
Und ob die Götter gleich nicht unsren Weyrauch brauchen,
Soll doch dein Tempel stets von tausend Opfern rauchen.

Das

Das glühende Altar schickt seinen Brand herauf.
Der ofne Himmel nimmt des Volckes Seufzen auf:
Das, wenn der süsse Dampf biß durch die Wolcken steiget,
Vor dich und deinen Thron die treuen Knie beuget.
Der Himmel liebe dich mit diesem Unterscheid,
Und dein gerechtes Glück erhöhe dich so weit,
Als dein erlesnes Heer der andern Ruhm verdringet,
Und deine Tapferkeit sich über andre schwinget.

Der von

Friedrich dem Ersten

Könige in Preussen,

Auf seinen glorwürdigen Nachfolger geerbte Eyfer sich der Glaubens-Genossen anzunehmen.

Bey dem An. 1725. den 18. Jan. glücklich einfallenden

Kröhnungs-Tage.

ROm ist erstaunt, wenn sich Lucan bemühet,
Den Nero selbst biß an den Himmel ziehet,
Doch Preussen jauchtzt, indem sein Vater sich,
Und ihre Lust der König Friederich
Zur Sternen-Burg erhebt, und weil er sich verklähret,
Durch sein beherrschtes Land auf lichten Wolcken fähret.

Ein

Ein solcher Held dringt durch die leere Grüffte,
Und schwinget sich in die durchschnittne Lüffte,
In dessen Brust die Gluth des Himmels flammt,
Eilt durch dahin, woher sein Uhrsprung stammt,
Sein Stern-umbkräntztes Haupt läst solche Strahlen schiessen,
Daß unsre Augen sich vor seiner Krafft verschliessen.

Wie sonst der Sieg, so den Triumff erhöhet,
Von Elfenbein auf güldnen Rädern stehet,
Und auf das Haupt der Helden Palmen streckt,
Das schon der Schmuck geflochtner Lorbern deckt,
So hält des Glaubens Hand ihr Creutz auf Fridrichs Wagen,
Und läst sich durch die Bahn der Morgenröthe tragen.

Warum? Sein Arm hat Gläubige geschützet,
Die, weil sie nicht der Taumelkelch besprützet,
Der Grausamkeit ein Schauspiel worden sind,
Durch die das Blut durch Christen Felder rinnt,
Durch die der Vater selbst das lange Schwerdt gezücket,
Und mit der Schärffe Zug der Kinder Brust zerstücket.

Den Flüchtigen winckt er in seinen Thoren,
Sein Land gewinnt, was Gallien verlohren,
Es wächst das Glück, wie sich das Volck vermehrt,
Das seinen GOtt, und den Gesalbten ehrt,

Man

Man zwingt den Glauben nicht mit Flamen, Strick u. Eysen,
So kan die Andacht GOtt mit freyeu Lippen preisen.

Preißwehrte That! du Ruhm gekröhnter Helden,
Die Nachwelt wird mit tausend Zungen melden
Die That, so dich, da du den Todt besiegt,
In Ewigkeit durch süssen Lohn vergnügt.
Die durch des Seegens Krafft den Stambaum festgesetzet,
Den aller Völcker Wunsch erhaltens würdig schätzet.

Ach Friederich! der Geist der dich getrieben,
Ist wie dein Blut im Helden Sohn geblieben,
Ach freue dich, sein Arm wirfft so wie du
Den Seufftzenden den Schild der Hülffe zu:
Wenn Geitz und Eyfersucht wie blinde Stürme blasen,
Und auf den nackten Halß verfolgter Unschuld rasen.

Ein Tropffen Blut, das man ihr ausgeleeret,
Hat sich bereits in einen Strom verkehret,
In dessen Fluth der Bösen Schwarm ersäufft,
Der Mord mit Mord und rother Blut-Schuld häufft;
Dies siehet Friederich. Er giebt ein hohes Zeichen,
Sein Sieges-Bogen steigt, dem alle Wolcken weichen.

Die

Trauer= und Leichen= Gedichte.

Die

Ruhm- und Andenckens-würdige Verdienste

Des Hoch-Gebohrnen Herrn,

Hrn. Carl Heinrich

Des Heil. Röm. Reichs Erb-Truchsessen und Grafen

zu Waldburg,

Sr. Königl. Majestät in Preussen hochbestalten würckl. Geheimbten Etats-Rath und Preußischen Ober-Præsidenten, Erb-Herrn der Litschenschen und Schrammischen Güter ꝛc. ꝛc.

Welcher den 19. Octobr. 1721. in dem 35ten Jahr seines Alters durch einen frühzeitigen Tod dem Vaterlande und dieser Zeitlichkeit entrissen, und den 15. Novembr. Standesmäßig zur Erden bestätiget wurde.

Ihr, die ihr unsern Geist mit hohen Trieben rührt,
Und auf der Trauer-Bahn die matten Tichter führt,
Das Schrecken bindet mich, wie kan ich Worte binden?
Mein Schmertz verliehrt die Kunst, helfft sie mir wieder finden!
Ein Irrthum der Natur vermischet Tag und Nacht,
Weil ein Gewölcke schon den Mittag finster macht.
Wie? läst der Frühling auch Eyß um das Hertze fühlen,
Wenn Blut und Jugend noch in allen Adern spielen?

Hat, wo der stoltze Bau der Ehren-Bogen steht,
Zugleich der rauhe Todt sein Sieges-Mahl erhöht?
Der, wenn sein Mord-Altar von trüben Flammen glühet,
Auch von der Fürsten Schooß die fetten Opffer ziehet.

Doch wer mit eitlem Sinn dies nicht begreiffen kan,
Carl Heinrich! sehe dich und deine Hülsen an,
Er wird das Zeugnüß bald am Traur-Gerüste lesen;
Was bistu doch jetzund? was bistu sonst gewesen?
Der Löwe liegt gestreckt! die kurtz-verstrichne Zeit
War Zeuge seiner Krafft, wie seiner Tapfferkeit.
Doch der erwachte Neyd, der seine Wuth beweget,
Wenn der entrißne Geist nicht mehr die Glieder reget,
Der Neyd, der kein Verdienst in der Verwesung kennt,
Und nur mit blödem Zorn auf kalte Leichen brennt,
Hat sich den blassen Leib zum Gegenstand erwehlet,
Dem Blut, Empfindlichkeit, Krafft, Wort und Seele fehlet.
Ja mancher, der sich bloß vor Macht und Vortheil neigt,
Der, wenn er steigen will, sich nur am tieffsten beugt,
Hat sein erlauffnes Glück durch Waldburgs Schutz besessen,
Doch war der Graf kaum kalt, so war er schon vergessen.

An meiner Muse spührt man jetzt das Gegentheil,
Es ist ihr ernstes Lob um kein Geschencke feil,
Ein schwacher Eigen-Nutz hat mich nicht angetrieben,
Ich bin dem Lebenden ein Lob-Lied schuldig blieben.
Nun es mir nicht mehr nutzt, ja fast noch schaden kan,
Greifft meine Poesie die lauten Seyten an,

Und läßt durch Hof und Stadt, bey Freund u. Feind erschallen,
Und Preussen rufft es nach: Ein Grosser ist gefallen.

Er selbst, er selbst war groß: der ist umsonst bemüht,
Der aus der Väter Grufft die grauen Helden zieht,
Durch der Geschichte Licht die Todten-Nacht erhellet,
Um den bejahrten Stamm noch Ehren-Seulen stellet.
Die Staffeln seines Glücks baut sein Verdienst allein,
Er würde durch sich selbst so hoch erhaben seyn,
Wenn sein Geschlechte nicht der Ahnen Menge zehlte,
Und ihm Geburt und Stam̃, Gut, Helm und Wapen fehlte.

Denn was erreichet nicht ein Feuer-reicher Geist?
Der, hellen Flammen gleich, sich in die Höhe reist,
Der in die Ferne sieht, durch das Verborgne dringet,
Durch seiner Schärffe Krafft den Wiederstand bezwinget,
Der unbeweglich daurt in Arbeit und Gefahr,
Ein Geist, der deinem Geist, Carl Heinrich, ähnlich war.
Der bald sein Ziel erreicht, dem nichts unmüglich düncket,
Der kein Verhängnüß scheut, der niemahls nieder sincket.
Der das, dem er gebeut, als seinen Cörper rührt,
Daß jedes Glied davon den schnellen Einfluß spührt,
Der vor des Reiches Heyl sich endlich selbst verzehret,
Und als ein reiner Geist zu seinem Ursprung kehret.

Dies ist es, was der Neyd, den sein Gelück erweckt,
Zwar ingeheim gesteht, doch öffentlich verdeckt,

Dies ist sein Lob-Gedicht! ist alles dies zu wenig,
So rühmet ihn, und wer? der Preussen grosser König.

Was will der Pöbel denn? der nicht zu tadeln weiß;
Hat ihn der Zorn erhitzt? Sein wallend Blut war heiß;
Beklagt ihr, daß er euch nicht stets entgegen lachte?
Hier liegt der sieche Leib, der ihn empfindlich machte.
Wer seine Mildigkeit in enge Schrancken schließt,
Kennt nicht den Tropffen Blut, der von den Ahnen fließt.
Denn allen Truchsen sind Kopff, Hertz und Hände offen.
Noch mehr, die Jugend ließ ihn späte Jahre hoffen.
Wer nicht verblendet ist, und dies begreiffen kan,
Sieht alles, was sich zeigt, mit andern Augen an.
Er sieht die sichre Frucht vom fortgesetzten Leben,
Und wird dem Tode Schuld, und nicht dem Todten geben.

Wer sich aus Eigen-Nutz nicht freuet noch beklagt,
Und nicht die freye Brust mit Geitz und Rache plagt,
Weiß auch wozu der Graf mit seltner Krafft gebohren,
Was Preussens Thron an ihm, was Stadt u. Land verlohren.
Die That spricht selbst hievon. Als man zum Abzug bließ,
Und Friedrich Wilhelms Fuß den Lager-Platz verließ,
Wo sein geübtes Heer mit hellen Waffen blitzte,
Als ihn der Liebe Trieb auf seinen Muth erhitzte,
Warff der vergnügte Fürst den Degen aus der Hand,
Griff seinen Scepter an, gieng in das tieffe Land;
Dort sieht sein feurig Licht das Werckzeug seiner Siege,
Hier wendet er den Blick auf Acker, Volck und Pflüge.

Der

Der Graf der schon den Todt in allen Gliedern trug,
Erweckte seinen Geist, der Treue starcker Zug
War grösser als der Schmertz und seiner Kranckheit Bande,
Man lebt dem Könige und seinem Vaterlande,
Und stirbt vor sie mit Ruhm, wenn man schon sterben muß.
Die Ohnmacht unterbrach nicht den gefasten Schluß;
Er ließ sich Pflicht und Trieb aus seinem Lager leiten,
Und gieng dem Könige den letzten Schritt zur Seiten.

Wenn Rom den Marcius ins Buch der Helden schreibt,
Und sein unsterblich Lob biß auf die Nachwelt treibt,
Weil er, da kaum die Gluth des Sohnes Leib zertheilet,
Schon von der Asche tritt und auf das Rathhauß eylet;
So richtet, ob der Graf den Römer übertrifft,
Und wer von beyden sich ein höher Denckmahl stifft,
Ob, der an Rom gedenckt, wenn er den Sohn begräbet,
Ob, der ans Reich gedenckt, indem er selbst kaum lebet.

Er wieß dem Könige das untersuchte Land,
Wo Mißwachs, wo der Todt, wo Hagel, Fluth und Brand
Dorff, Feld und Wald verheert. Er rieth die Last zu heben,
Der milde König rieff: Dem will ich Freyheit geben,
Und diesem Volck und Vieh, dem andern Saat und Geld,
Ich beßre, wie mein Heer, das wohlgebaute Feld.
Der treugesinnte Graf der keine Noth verschweiget,
Macht daß vor Zinß und Schoß des Königs Gnade steiget.

Die Sorge vor das Land, war freylich mehr als schwer,
Doch ihm nicht Last genug: er denckt noch an das Meer,
Und reitzt den König an mit festen Aussenwercken,
Den Haafen dieses Reichs, sein Pillau zu verstärcken:
Indem das Ufer hier nicht mächtig wiedersteht,
Wenn die gethürmte See der Wellen Schaum erhöht,
Wenn Lufft und Wasser braust und an die Erde schläget.
Und den verspühlten Sand in seine Tieffe träget.
Dies macht, wo Schiff u. Mast die Bahn durchschneiden soll,
Den fast versetzten Weg mit Sand und Steinen voll.
Der Flohr der Handelschafft räht dieses wegzuräumen,
Es fordert selbst die Noth, die Wellen zu umzäumen.
Die Königliche Huld hört es, beschliest und spricht:
Ich liebe Volck und Land und meine Schätze nicht,
Wie groß die Kosten sind, so laß ich dennoch bauen,
Und hier zum Trutz der See ein sichres Bollwerck schauen.
Mein Both durch dessen Hand sich Wesels Wall erhebt,
Macht, daß das sichre Land von keinem Wasser bebt.
Dort darff der Krieges-Bau vor keinen Mörsern zittern,
Hier weicht das Ufer nicht, Meer, Wind und Ungewittern.
Was nutzt der halbe Thamm, den man so leicht erzwingt,
Wenn bald der Schlund der See die Kosten gantz verschlingt:
Mit Sand und Binsen schwächt man nicht die Macht der Wellen,
Man führe Steine zu, man lasse Masten fällen.
Doch das Verhängniß sprach: Du bist das Werckzeug nicht,
Du siehst das letztemahl des Königs Angesicht.

Bald

Bald drang der Kranckheit Gifft noch tieffer in die Glieder,
Und warff des Grafen Leib und unsre Hoffnung nieder.
Die Brust entzündete des Fiebers fremde Glut,
Es konte nun nicht mehr das ausgedorrte Blut,
Mit einem frischen Lauff aus seinen Brunnen quillen,
Noch das versiegte Marck die leeren Beine füllen.
Ich spühre, wie mich noch das Schrecken überfällt,
So bald sein Siech-Bett sich mir vor die Augen stellt.
Ich hab ihm selbst gesehn die heitern Augen brechen,
Und noch zuletzt gehört von GOtt und König sprechen.
Die starre Hand war Eyß, Gesicht und Lippen bleich,
Und er, noch eh er starb, entseelten Leichen gleich;
Ich hab ihn selbst gesehn, den Athem schneller ziehen,
Und diesen grossen Geist aus seinem Kercker fliehen.

Wie glücklich ist der Todt, der ihm den Ruhm erwirbt,
Daß er in GOttes Huld und Wilhelms Gnade stirbt,
Die ihren Ausbruch nicht mit Waldburgs Leben schliesset,
Die, wenn der Stamm gleich fällt, noch auf die Zweige fliesset.
Die Todten-Grufft verklährt des treuen Eyfers Lohn,
Der Preussen Salomon und sein erhöhter Thron,
Wo Waldburgs Löwen noch auf Purpur Staffeln sitzen,
Kan schon ihr schwartzes Bild vor List und Anfall schützen.
Seht! weil die Tapfferkeit sie in die Schlachten trug,
Wo trüber Pulver-Dampff um ihre Mähnen schlug,
Hat bey der Mörser Schmauch sich auch ihr Glantz verstecket,
Und was sonst gülden war, ein schwartzer Rauch bedecket.

Nicht Gold, Verdienst und Stahl bringt sie so hoch herauf,
Sie opffern vor den Thron, Schweiß, Blut und Leben auf,
Wer Waldburgs Wapen führt, muß man an Narben kennen,
Und an der edlen Glut, davon die Seelen brennen.
Wer Friedrichs Wunden zehlt, ist völlig überführt,
Daß sich der Ahnen Blut in seinen Adern rührt.
Man zeiget noch das Feld, das Ottens Blut begossen,
Mit dem der kühne Geist aus seiner Brust geflossen,
Der, als er schon dreymahl ins Hertz der Feinde drang,
Die Spitzen umgestürtzt, im Sieg zu Boden sanck.
Carl, deine Stirne trug ein schwartzes Helden-Zeichen, *
Macht dich der Feinde Schwerd im Harnisch nicht zur Leichen,
So stirbst du doch voll Muth, wie du behertzt gelebt,
Daß dein gerechter Fürst dich als Soldat begräbt.
Denn, das gedämpffte Spiel rührt man dein Grab zu ehren,
Man führt die Fahnen nach, die Stadt läst Seufftzer hören.
Die Musen die du kennst, und liebst, beklagen sich,
Noch mehr, dein König selbst, O Carl, bedauret dich.
Ich aber will mich noch vor deiner Asche neigen,
Und kröhne Haupt und Sarg mit diesen Lorber-Zweigen.

* Dieses war eine grosse Narbe, von einer, in denen Niederländischen Kriegen, empfangenen gefährlichen Wunde.

Die

Die
Von Sr. Hoch-Wohlgebohrnen
Excellence
Herrn Sigismund von Wallenrodt,

Seiner Königl. Majestät in Preussen zu
Dero Preußischen Regierung hochverordnet
gewesenen würcklich geheimten Etats-Ministre
und Ober-Marschallen, Erb-Herrn der
Carmittischen und Kloschenischen
Güter,
Durch Verdienst und Bemühung in seinem
Vaterlande

Erlangte Würden,

Wurden, als Se. Hoch-Wohlgebohrne Excellence
den 26. Nov. 1723. dieses Zeitliche im 71. Jahr 2. Tage
Dero rühmlich geführten Lebens verlassen,
vorgestellet.

ERschrockne Sterbliche, die ihr die Sterblichkeit,
Der Schande schwartze Nacht, und die Vergessenheit,
Und was den Untergang verlöschten Nahmen dräuet,
Sowohl als wie den Fall der spröden Glieder scheuet,
Ihr sucht voll Gram u. Schweiß diß was euch selbst verletzt,
Und fliehet, was ihr doch der Sehnsucht würdig schätzt,

Ihr

Ihr schwächt und schändet selbst eur abgekürtztes Leben:
Dann soll, was ihr euch raubt, ein Fremder wiedergeben.

Woher entspringet doch der Menschen Unglück?
Streut etwan ein Gestirn mit einem schielen Blick
Das Gifft durch trübe Lufft? Sieht man bey Sturm und Knallen
Den Auswurff der Natur vom Himmel niederfallen?
Kan diese Natterzucht wohl von ihr selbst entstehn?
Kan, was die Erde quält, wohl aus der Erden gehn?
Läst uns die Unterwelt die Brut zum Trotz erzeigen,
Und aus Avernus Schlund die Plage Geister steigen?

Nicht Himmel Erd und Lufft, auch nicht des Abgrunds Schooß
Läst seine Furien aus finstern Banden looß;
Denn diese Mißgeburt, der Folter-Geist der Erden,
Muß von uns selbst gezeugt, aus uns gebohren werden.
Die Brut wird, wann man nicht die erste Krafft erstickt,
Und vor dem Wachsthum noch mit starcker Hand zerdrückt,
Indem sich Brust und Arm in ihren Klauen schmiegen,
Bald über Geist und Leib und Ruhm und Leben siegen.

Daß dieser Anblick uns nicht schüchtern machen kan,
Nimmt dieser Höllen Geist ein frembdes Wesen an:
Die Larven kehren sich in liebliche Gestalten.
Bald läst die Furie sich vor den Bachus halten,

In

In ihrer rechten Hand spielt der gemischte Wein,
Sie sprützt den kalten Schaum von Lethens Fluth hinein,
Davon die Sterbliche, wenn sie den Mordkelch trincken,
Theils halb erstarret stehn, theils todt zu Boden sincken.

Und dort verstecket sie, sobald man sie beschaut,
Den Flecken-vollen Leib in eine Schwanen-Haut.
Wer kan wohl in der Faust die Höllen-Fackel kennen?
Man sieht in weisser Hand ein feurig Hertze brennen.
Das Haupt, worauf der Schmuck ein Nest voll Nattern war,
Verhüllt die Gräßligkeit durch ein gekräuselt Haar,
Der Beulen Spitze muß, trotz hellen Edelsteinen,
So wie ihr trübes Licht mit Sonnen-Strahlen scheinen.

So wird durch Zauberey die Schrecken-Larve schön,
Wie ihrer Töchter Paar, die ihr zu Diensten stehn,
Die, was sie selbst nicht kan, bemüht sind zu verrichten,
Die, was man gutes schliest, schon vor der That zernichten.
Die erste ihrer Zucht nennt sich Unwissenheit,
Nechst dieser folget ihr die Räuberin der Zeit,
Die Trägheit folget ihr mit halbgelähmten Füssen,
Und läst aus ihrer Brust den schwehren Schlaftrunck fliessen.

Das Fallbrett unsres Glücks liegt auf der Jugend Grab,
Und alle beyde stürtzt ihr Mörder-Arm hinab.
Flieht, wenn dies Irrlicht euch mit Todten-Fackeln blendet,
Durchdringt die rauhe Bahn, die sich auf Rosen endet.

Den

Den Hercules macht nicht der Wollust Reitzung weich:
Er siegt, indem er flieht, und macht sich Göttern gleich,
Biß er mit Schweiß benetzt sich an den Ort erhöhet,
Wo, bey der Burg des Heils der Ehren Tempel stehet.

So theurer Wallenrodt, streckt dein erlauchtes Hauß
Der Jahre weites Ziel, das Maaß der Ehren aus,
Du zeigst die Staffeln an, so die Geschlechter heben,
Wie man verdienten Ruhm, wie man ein langes Leben
Und einen edlen Todt beglückt verbinden kan.
Ich greiffe zwar dein Lob mit schwachen Händen an,
Doch wird, ich spühr es schon, mein Vorsatz mir gelingen,
Dein reiner Nachklang wird auch ohne Reime klingen.

Ihr Musen kennet noch der ersten Jahre Fleiß.
Ihr wißt es, wie sein Mund offt euren dichten Kreyß
Mit Krafft gerühret hat, biß mit beredter Zungen
Er vor das Land gekämpfft, des Fürsten Hertz bezwungen.
Und du o Preussen! hast, weil du ihn werth geschätzt,
Ihn auf den höchsten Stuhl der Würdigkeit gesetzt,
Wo deine Mächtige nechst an dem Throne sitzen,
Der Boßheit Rächer sind, der Unschuld Rechte schützen.

Der ist nur halb beglückt, von dem man sagen kan:
Den kröhnt ein blindes Glück, das ihn nicht sehen kan:
Es hätt ihn nicht gesucht, es hätt ihn nicht gefunden,
Wenn ihm ein Zufall nicht die Augen zugebunden.

Der

Der Ruhm spriest aus der That; schmäht uns das Vaterland,
Und drücket uns der Fluch, so hebt uns nicht der Stand.
Was hilfft ein blöder Geist, der unsre Macht verehret,
Wenn der gemeine Ruff sich wieder ihn empöret.

Man preisete bey dir dein billiges Geschick,
Dein gütiges Gestirn und dein gerechtes Glück:
Hier war kein eintziger den es betrüben könnte,
Der dir, wie groß es war, nicht etwas größres gönnte.
Kein Hertz verdorrte hier vom Brand geheimer Quaal,
Der Neid schien selbst vergnügt bey deiner Ehren-Wahl;
So muß mit jedes Wunsch dich auch dein Glücke wehlen,
Weil ihm die Augen nicht dir nicht Verdienste fehlen.

Denn es erblickte dich sein aufgedecktes Licht,
Bemühter Wallenrodt, auf weichen Polstern nicht,
Wo man vor Zärtlichkeit den Hauch des Windes scheuet,
Und Müßiggang den Schlaff mit Rosen überstreuet.
Nein, deines Geistes Zug, dein angeerbter Muth
Trieb dich bey Sturm und Nacht durch die beschäumte Fluth,
Und ließ dich manches Jahr den unbedeckten Wagen,
Bey Schlossen, Guß und Blitz durch rauhe Wege tragen.

Wo Tagus Silber-Fluth auf güldnem Sande fleusst,
Wo sich der Seine Strohm durch Franckreichs Felder reisst,
Der Thems und Amstel Fluß, durch grosse Städte dringet,
Wo sich der Tiber Arm um sieben Berge schlinget,

Wo Aetnens Schwefel Schlund sich in sich selbst erhitzt,
Und Flammen, Stein und Rauch aus weitem Rachen sprützt,
Wo Maltens Helden-Schwerd der Türcken Blut benetzet,
Erfahrner Wallenrodt, hast du den Fuß gesetzet.

War Preussen denn dein Ziel? Zwar weiß es jedermann
Daß ausser Preussen uns noch was gefallen kan:
Wie leicht hätt andre wohl die Anmuth frembder Sitten,
Der Gegend Paradieß, der Höfe Pracht bestritten;
Doch riß sich deine Brust von allen Banden loß,
Das Vaterland allein war deiner Ruhe Schooß,
Dem woltest du entfernt, ein nahes Angedencken,
Ihm lebend, Geist und Witz; todt, deine Glieder schencken.

Nun so bewahre denn danckbahres Vaterland
Den anvertrauten Schatz! laß deiner Künstler Hand
Des Griffels scharffen Stahl in festen Marmor drücken,
Und unsre Poesie sein Grab mit Lorbern schmücken.
Es weicht die Todten-Nacht vor seinem Ehren-Strahl.
Der Klagen rauher Thon verstumme diesesmahl:
Der Blick der Herrlichkeit kan, bey entzückten Freuden,
Nicht Schmertzen in der Brust, in Augen Thränen leiden.

Zerreisse denn den Flohr, der seinen Stuhl umschliesst,
Weil der nicht leere Sitz, noch unverlassen ist,
Sein fortgeführtes Ambt annoch dem Volcke nützet,
Und Wallenrodt vergnügt auf seinem Sessel sitzet.

Der

Der mit dem alten Ruhm auch neue Kräffte zeigt,
Und, wie der Phönix pflegt, aus seiner Asche steigt.
Der nach der Engel Land den letzten Flug genommen,
Wird bald aus Engelland verwandelt wiederkommen.

Der
Durch eigene Verdienste erworbene Ruhm,
HERRN
Johann Reyers,
Weyland Königl. Preußis. hochbetrauten Hof- und Legations-Raths 2c.
Als selbiger den 16. Mertz des 1718. Jahres im 76. Jahre seines rühmlich erlebten Alters seelig im HErrn entschlaffen war.

Flieht nicht Lebendige! der Todten-Höhlen Dufft,
Folgt dieser Bahre nach, umringet Sarg und Grufft!
Verzagte, die ihr nur auf stumme Götzen trauet,
Und eur vermeyntes Glück auf Silber-Gründe bauet,
Seht Reyers blassen Leib mit hellen Augen an,
Lernt, wie Verstand und Fleiß dem Glücke trotzen kan;
Der alles von sich wirfft, was ihn zur Erden dringet,
Und sich mit reger Krafft zur Ehren-Höhe schwinget.

Der, welcher ihn gezeugt, ward nicht von ihm gekandt,
Sein Lebens-Draht zerriß, als dieses Zungen-Band
Noch nicht gelöset war; Er konte noch nicht lallen,
So rieff die Mutter schon: Der Vater ist gefallen!
Der Vater winckete, die Mutter folgte bald,
Sie wiech, sie trennte sich mit schmertzlicher Gewalt.
Den Arm, der ihn sonst trug, muß sie dem Tode reichen,
Der führte sie zu schnell die finstre Bahn der Leichen.

Wie nun der Wolcken-Flor den Leit-Stern uns versteckt,
Und die bewegte Lufft das stille Meer erweckt,
Ein ungewisses Schiff die wilde Fluth durchstreichet,
Und mit Gefahr, doch schnell, den fernen Port erreichet,
So wird das Unglück uns eine Führerin,
Es treibt ihr scharffer Sturm uns offt zum Glücke hin,
Wenn Mast und Seegel sich gleich in die Wellen legen;
Den meisten aber ist die Stille selbst entgegen.

Wer ehrt den Kämpffer nicht, wenn er mit Schweiß durchnetzt,
Auf sein noch rauchend Haupt die Sieges-Krone setzt?
Der Edle Reyer hat dies Kleinod auch errungen:
Ihr Musen singt sein Lob mit den gerechten Zungen!
Weil sein bemüther Arm die Hinderniß durchbrach,
Folgt sein erlangter Ruhm ihm biß zur Gruben nach;
Er stieg durch sein Verdienst auf hohe Ehren-Bühnen,
Wenn Glück und Reichthum ihm gleich nicht zu Stuffen dienen.

Wie mancher, der vom Dunst der eitlen Hoffarth schwillt,
Hat seinen Kopff mit Bley, die Hand mit Gold gefüllt;
So träg er sonsten ist, sieht man ihn dennoch lauffen,
Und vor sein volles Geld den leeren Titel kauffen:
Er kennet keinen Freund, er kennt sich selbsten nicht,
Er meynt die Erde bebt, wenn er im Eifer spricht,
Und alles zittere; ob gleich die Klugen lachen
Und aus der Ehre selbst ihm eine Schande machen.

Mein Hochgepriesner Rath, dein Titel war die Frucht
Der tieffen Wissenschafft, du hast ihn nicht gesucht,
Die Ehre suchte dich, und hat dich auch gefunden,
Dein Fleiß, und dein Verdienst hat sie dazu verbunden;
Erfahrung, Treu und Witz zog' dich noch mehr empor,
Und stellte deinen Ruhm dem Brennus-Helden vor,
Der Preussen durch sein Schwerdt von Pohlen abgerissen,
Dem Ludwich, Casimir und Gustav weichen müssen.

Wie glücklich führtest du, vor sein erlauchtes Hauß,
Ein uns geheimes Werck so schnell bey Schweden aus?
Sein Auge ließ auf dich viel Gnaden-Blicke fliegen,
Sein Arm war gleich geübt im Herrschen und im Siegen,
Doch endlich riß der Tod ihn in ein höher Reich,
Ihm folgt ein grosser Sohn, dem grossen Vater gleich,
Der durch des Himmels-Trieb den Chur-Hut abgeleget,
Und Preussens-Adler krönt, der Schwerdt und Scepter trägt.

Er setzt sich auf den Thron, und auf des Glückes-Schooß,
War Wilhelm durch den Krieg, er war im Frieden groß;
Er faßte gleich den Schluß, sich Moscau zu verbinden;
Und wie ein weiser Fürst auch Diener kan ergründen,
So kennt er Reyern auch und seine Wissenschafft,
Des treuen Eyfers Trieb, der Zungen scharffe Krafft,
Und läßt den Würdigen in den entfernten Gräntzen,
Durch seinen Gnaden-Strahl, als Abgesandten gläntzen.

Es scheinet, daß mein Sinn von deiner Einzugs-Pracht,
Beglückter Reyer, mir noch einen Abriß macht,
Man sagt, die Wolga sey den Tag zu schnell gegangen,
Um durch ihr Rauschen Dich in Moscau zu empfangen.
Das Volck, das Ströhmen gleich, aus allen Häusern bricht,
Sieht unverwandt nach dir, und siehet dich doch nicht,
Weil von der grossen Zahl der Edlen und Bojaren,
Du und die deinigen fast überdecket waren.

Die Herrschafft wird dir hold, indem sie dich kaum sieht;
Wie ist sein treuer Geist nicht Tag und Nacht bemüht,
Was Friedrich dir gebeut, beglücket auszuführen,
Und den entfernten Zweg des Nutzens zu berühren?
Ja du erreichest ihn, der Hof stimmt mit mir ein,
Dein froher Auszug muß dem Eingang ähnlich seyn,
Und endlich kehrest du, bekröhnt mit Ruhm und Glücke
Nach weichender Gefahr, zu Friedrichs Thron zurücke.

Ach, hochbetrübte Frau! so groß als dazumahl
Die schnelle Freude war, so groß ist itzt die Quaal,
Weil deines Unsterns-Grimm sich wieder dich verschworen,
Und was du treu geliebt, schon zweymahl hast verlohren,
Durch Kranckheit, durch den Todt; ein ungewohnter Schmertz
Dringt, als ein schneidend Schwerdt, durch dein entseeltes Hertz!
Allein des Balsams-Krafft, vor solche tieffe Wunden,
Wird nur in Gilead, und nicht bey mir gefunden.

Es triefft ein süsser Trost aus frommer Priester-Mund,
Ja deine Gottesfurcht macht dir die Mittel kund,
Dadurch des Höchsten Hand den Schaden will verbinden
Und aus der bangen Brust der Kummer muß verschwinden.
Verzeihe daß mein Reim, da dieser Fall dich kränckt,
In deinen bittern Kelch dir keinen Nectar schenckt,
Und kein verhoffter Trost aus meiner Feder quillet;
Denn Reyers Leben hat dies enge Blat erfüllet.

Ihr, die ihr nicht vor euch und vor das Vaterland,
Nicht Arbeit, keine Zeit, nicht Schweiß und Blut verwandt,
Das man, wie Cäsar glaubt, nicht rühmlicher vergiesset,
Als wenn es vor das Heyl des Vaterlandes fliesset;

Geht hin an diese Grufft, seht den verdienten Greiß,
Der nichts vom Untergang auch selbst im Tode weiß,
Geht hin, und lernet euch bey dieser Bahre schämen,
Und einen rauhen Weg zur Ehren-Pforte nehmen.

Der
Bey dem Grabe seines Vaters,
Des Wohlgebohrnen
HERRN
Friederich Lupner,
Sr. Königl. Majestät
Hochbetrauten geheimten Cammer-Raths, Kriegs-Commissariats- und Ober-Zoll-Directoris im Königreiche Preussen,
Aus Kindlicher Pflicht
Klagende Sohn.

Ihr trüben Augen brecht! Brecht bey gerechtem Schmertze!
Des Vater Hertze bricht des Todes kalte Macht,
Sein Lebens-Licht verlöscht, mich decket Flohr und Nacht,
Der Stoß, den er gefühlt, erschüttert auch mein Hertze,

Was mich zum Kummer treibt, hält meine Seuffzer an,
Mein Leyden selbst ist schuld, daß ich nicht klagen kan:
Denn da mein erster Geist vom Vater ist gekommen,
Hat auch sein Abschied mir die Kräffte mitgenommen.

Jch mag die Blumen nicht zu Traur-Cypressen tragen,
Ein ausgedachtes Leid ist prächtig ausgeschmückt,
Mein Leid wird in der Brust nicht auf Papier erblickt,
Kein Geist erhöhet sich, den Schmertzen niederschlagen,
Und dein bestürtzter Sohn schreibt dir kein Lob-Gedicht,
Es gräntzt der Eltern Lob nicht an der Kinder Pflicht,
Sie baut kein Ehren-Mahl aus ihren Grabes Steinen,
Das Leben rühmt sie nicht, sie muß den Todt beweinen.

Doch will ich dein Verdienst in wenig Worte schliessen,
Es stehet Kindern auch der Wahrheit Zeugniß frey,
Du liebtest deinen GOtt, und bliebst dem König treu,
Und aller Wercke Frucht war dir ein gut Gewissen.
GOtt, dem du in der Welt dich aufgeopffert hast,
Erleichterte dir selbst der Arbeit eitle Last,
Denn wenn die Aemter nicht auf fremde Sorgen leiten,
Weyht man dem Himmel recht den Rest der letzten Zeiten.

Verfiel dein Angesicht, verdorten Marck und Knochen,
War gleich die Lagerstatt mit Dornen überstreut,
Der Ursprung deiner Lust, ist diese Traurigkeit,
Dein Auferstehungs-Fest folgt auf die Marter-Wochen,

Durch deine Schatten bricht ein Sonnen-heller Strahl,
Das Creutz das dich beschwert, ist dir ein Ehren-Mahl,
Zeigt dir das Todten-Meer den Abgrund schwartzer Wellen,
So führt dich diese Fluth an deine Lebens-Quellen.

So ist dein Lebens-Schluß ein Ende deiner Plagen,
Wie seelig ruhest du auf einen schweren Lauff?
Den aufgelösten Geist giebst du zwar freudig auf,
Doch meine Schwachheit will noch deinen Todt beklagen.
Die reinen Thränen sind verknüpffter Liebe Zoll.
Ich weine, weil ich Dich als Kind beweinen soll,
Wer tadelt meinen Schmertz, wenn diese nasse Zeugen
Mehr aus der Seele gehn, als aus den Augen steigen.

Doch nein, ich freue mich; es sind nur Freuden-Thränen,
Der Glantz der Herrlichkeit verblendet mein Gesicht,
Dein Kronen-reiches Haupt umzirckt der Sterne Licht,
Selbst mein gerührter Geist will sich nach Zion sehnen.
Ich jauchtze; du besteigst der Seligkeiten-Thron,
Wie stimmt der Engel Lied zu meinem Klage-Thon?
Ein ander zeige sich mit traurigen Gebehrden,
Hier soll die Freudigkeit der Liebe Zeugniß werden.

Cantata,
Bey dem vom Academischen Senat gefeyreten Actu, welchen Er das
Bläsingische Gedächtnüß
zu erneuren angestellet, aufgesetzet.

ARIA.

Lasst die vermischte Thöne streiten,
Und unsre Seelen-Sprache seyn.
Wo Phöbus selbst die Laute schlägt,
Wird das gerührte Hertz bewegt,
Und alle Adern mit den Seiten.
Ihr Klang und unsre Pflicht ist rein.
Lasst die vermischte Thöne streiten, 2c. Da Capo.

Rec. Du ewiges Geschicke,
Das du uns selbst unsterblich hast gemacht;
Der Todt wird nicht allein von uns verlacht,
Wir können auch, was andre schon beweinen,
Die schon ihr Haupt mit Grabes-Steinen,
Und Ruhm und Leib mit Nacht bedeckt,
Wir können, was des Todes Reich versteckt,
O unschätzbahres Glücke!
Ins Land der Lebenden erheben,
Und den Verstorbnen Licht und Nahmen geben.

Seht unsern Bläsing an:
Er darff ja nicht in unbekanntem Schatten sitzen,
Er blüht auf unsern Spitzen,
Und die Belohnung stimmt mit seinen Wercken ein;
Denn sein Verdienst und Ruhm ist ungemein

ARIA.

Stelle dich, zerrißner Flohr,
Nicht bethränten Augen vor.
Unser Bläsing soll sich zeigen:
Denn er stehet nach dem Fall,
Und sein Ruhm soll, wie der Schall
Wohlgestimmter Säyten steigen.
Stelle dich ꝛc. Da Capo.

ARIA.

Wüthe nicht,
Rauher Sturm der Zeit:
Rec. Denn Bläsings Lob trotzt der Vergeßlichkeit.
Sein Angedencken kan
Sich nicht verliehren.
Ach fallet nicht den hochverdienten Nahmen an,
Weil Seulen seines Ruhms des Pindus Spitzen zieren.
Ein ungewöhnlich Werck
Gebiehrt auch ungewohnte Ehren,
Die vor den Pöbel nicht gehören.
Entfernet euch, ihr Knechte vom Metall;
Ihr seyd zu taub, wo man verdienten Ruhm besingt.
Es ist vor euch kein angenehmer Schall,
Als wo geschlagnes Silber klingt.

Aus

Aus Euren Augen blickt der Neid;
Ihr seyd
Arm an Verdienst, und doch am Gelde reich.
Entfernet euch,
Ihr, die der Geitz an Ketten leget,
Wißt, daß der Ort euch nicht verträget,
Euch, wo des Geldes Last die Seelen nieder drückt,
Euch, welcher Hertzen Ertz und Stein,
Und unempfindlicher als dieser Klumpen seyn,
Vor dem es sich als einem Götzen bückt,
Und zitternd sein Altar umfasset,
Dem es sich selbst zum Opffer giebt,
Den es mit blindem Eyffer liebt,
Und dennoch Lust und Ruhm, und sich, und andre hasset.
Entfernet euch.
Ihr Milden kommt herbey, ihr seyd dem Bläsing gleich;
Verehret ihn, denn das ist unser Pflicht.

ARIA.

Wüthe nicht,
Rauher Sturm der Zeit:
Denn der Musen Danckbarkeit
Hat ein Ehren-Mahl erhöhet,
welches unbeweglich stehet.
Wüthe nicht,
Weil der Helicon es trägt,
Laß es deine Macht nicht fällen,
Biß kein naher-Fluß die Wellen
Um die Pregel-Insul schlägt.
Wüthe nicht,
Rauher Sturm der Zeit.

Kindliche Liebe, ohne Eigen-Nutz, als das unbetrüglichste Kennzeichen wahrhaffter Traurigkeit,

Ward

Bey dem tödtlichen Hintritte

Frn. Sophia Vietor

geb. Ramsey,

Herrn Johann Heinrich Vietors,
Sr. Kön. Maj. in Preussen Tresoriers und
geheimten Cammer-Secretarii,

Nachgelassenen Frau Wittibe,

Zur Beruhigung

Des nachgelassenen einigen Sohnes,

des Hoch-Edelgebohrnen

Herrn Johann Heinrich Vietors,
Sr. Königlichen Majestät in Preussen Hoff-Raths und Ober-Secretarii &c.

vorgestellet.

AEneas dem die Gluth um Brust und Arme schlug,
Der den geschwächten Leib des grauen Vaters trug,
Die Götter seines Volcks durch Grauß und Leichen brachte,
Da Trojens Herrlichkeit in lichten Funcken krachte;

Der

Der Stadt und Schloß und Schatz den Feinden überließ,
Und nur die süsse Last durch Rauch und Schwerdter riß,
Läst noch der späten Welt durch seinen Maro sagen:
Die Liebe kan so hoch als Trojens Flamme schlagen.

Der Zunder der Natur nährt die berühmte Glut,
Was aus dem Blute quillt rührt und bewegt das Blut,
Es stammet diese Pflicht aus ewigen Gesetzen,
Wer sie verletzen will muß die Natur verletzen,
Weil keine Tyger-Brut dis weite Band zerreist,
Das auch den freyen Wald in seinen Umfang schleust.
Der Mensch und seine Wuht hat es allein zerrissen,
Tritt Tafel und Gebot und die Natur mit Füssen.

Der Geitz der die Natur und ihre Züge zwingt,
Dem sich das Schlangen Haar um tieffe Schläffe schlingt,
Aefft die Bezauberten durch mißgebohrne Triebe,
Zerlöst das nahe Blut, erstickt den Reitz der Liebe,
Hebt sein bestäubtes Haupt aus Eigennutz empor,
Und pfeift den Eltern offt aus fremden Thönen vor,
Wozu noch ein Tartüff mit seinem Mantel spielet,
Und durch den falschen Wind den Rest der Neigung kühlet.

Dadurch versteinert sich verführter Eltern Brust,
Sie suchen den Gewinn im Kindlichen Verlust,
Drum kan ihr Glücke selbst ihr hartes Hertz betrüben,
Sie hassen Fleisch und Blut, weil sie den Goldklump lieben.

Saugt

Saugt ein mißrathner Zweig den Safft der Wurtzel ein,
So muß die herbe Frucht dem Stamm-Baum ähnlich seyn,
Dis macht, daß offt ein Sohn der Mutter Tage zehlet,
Den, eh ihr Abend kommt, der lange Mittag quälet.

Ihr, die ihr auf den Flohr die Richter-Augen werfft,
Und erst den kühnen Blick, hernach das Urtheil schärfft,
Entdeckt offt innre Lust, bey äusserlichen Schmertzen,
Ihr trefft, ihr fehlet auch, ihr seht nicht in die Hertzen;
Nehmt diesesmahl von mir dies ächte Zeichen an,
Daß niemand seinen Freund mit Krafft beweinen kan,
Der in sein Heiligthum nur todte Götzen setzet,
Und einen Beutel mehr, als hundert Menschen schätzet.

Bannt alle Farben weg, beschwärtzet Leib und Hauß,
Löscht alles Freuden-Licht mit Thränen-Wasser aus,
Steckt Trauer-Fackeln an, zerreisset Kleid und Haare,
Heult, laufft zur Leichen hin, fallt auf die Todten-Bahre,
Rührt durch der Glocken-Schall die angeschlagne Lufft,
Führt auch die halbe Stadt in Mänteln an die Grufft,
Tragt ein beschlagnes Sarg, beschweret die Gebeine,
Mit einer Seulen Last durchgrabner Marmor-Steine.

Streut tausend Blätter aus, prägt seinen Ruhm in Ertzt,
Zeigt was ihn götttlich macht, was Eure Seele schmertzt,
Dies alles kan noch nicht ein unverfälschtes Leyden,
Und den verstellten Graam der Heuchler unterscheiden.

Rühmt

Rühmt, klaget und beweint doch ein Tiberius
Den fallenden August; wer aber macht den Schluß?
Daß des Tyrannen Hertz, des Käysers Asche kräncket,
Dem er den Todt gewünscht, auf dessen Thron er dencket.

Dies alles, dies betrügt, die reiche Trauer-Pracht,
Hat der Verwandten Stoltz und nicht ihr Schmertz erdacht,
Die ihres Todten Leib in ein Gewölbe stecken,
Und sein Gedächtniß offt so wie den Sarg bedecken.
Doch wenn ein edles Hertz kein Eigennutz erfüllt,
Wenn die gesunde Brust nicht von der Geldsucht schwillt,
Denn kan ein Traurender mit ungemischten Thränen,
Sich nach dem Todten mehr, als seinen Gütern sehnen.

Betrübter Victor, zwar meine kühne Hand
Greifft deine Wunden an; doch sie macht auch bekandt,
Wie dein befestigt Hertz, das allen Sturm verträget,
Der Mutter Todt gerührt die deinen Geist beweget
Der sonst so ruhig war. Der Schmertzen, der dich beugt,
Wird mehr in dir gefühlt als äusserlich gezeigt,
Du suchst, wenn manche sich nach fremdem Urtheil schmiegen,
Dich, Liebe, Pflicht uud Schmertz, nicht andre zu vergnügen.

Wer deine Seele kennt spricht dich von Heucheley
Und von Verstellungen, spricht dich dein Wesen frey,
Denn diese Larven sind nur solchen zugeschrieben,
Die Fleisch und Blut nicht mehr als ihre Kasten lieben.

Du

Du zollst der Mutter Grufft der Thränen bittre Fluth,
Weil du nach ihr dich sehnst vergisst du Hauß und Guth,
Ihr Leben hat dir Lust, ihr Todt nur Gram gebohren,
Was soll dir der Gewinn? du denckst was du verlohren.

Dein Feind der Eigennutz stellt dir nicht, durch den Flohr,
Wie Niederträchtigen ein fettes Erbe vor,
Der Todt verändert nichts, es war schon dein im Leben;
Die dir ihr Hertze gab hat dir ihr Gut gegeben.
Sie gab es dir mit Lust eh' du es noch begehrt,
Sie hielte nichts so sehr als deine Freude wehrt,
Du nichts so sehr als Sie. Drum macht dich vor dem Sterben,
Die Krafft der Mutter Huld mit warmer Hand zum Erben.

So groß als diese war, so groß ist auch dein Leid,
Die Liebe fordert es und die Gerechtigkeit,
Die Wehmuth rühret ja die fernesten Verwandten,
Die ihre Redligkeit aus ihren Thaten kandten.
War ihre Munterkeit nicht aller Freunde Lust?
Das Hertze blieb ihr frey in der gepreßten Brust;
Es druckte diese Last allein die siechen Glieder,
Denn der erhöhte Geist trat Gram und Bürde nieder.

Kein Glück war ihr zu starck und auch kein Ungelück,
Der fürchterliche Todt, der jedes Augenblick
Ihr vor den Augen stand, hat sie niemahls erschrecket,
Noch ihre blasse Stirn mit Angst-Schweiß überdecket,

Sie nahete sich ihm mit einem tapffern Lauff,
Die Andacht hebet sie mit reinen Flügeln auf,
Und da die Sinne sich vom Irdischen entfernen,
Reißt sich die Seele loß und schwingt sich zu den Sternen. *

Dies ist das schöne Ziel! das ihr der HErr bestimmt,
Der, da sie ihn verehrt, den Othem von ihr nimmt,
Ihr ausgespannter Geist läst Joch und Cörper fallen,
Um ungehinderter nach Salem hinzuwallen.
Umflohrter Victor, verklähre dein Gesicht!
Die Mutter ist verklährt, ihr Ruhm verdunckelt nicht.
Drum laß ich sonst nichts mehr auf ihrem Grabstein lesen,
Als dies: Die Mutter ist dem Sohne gleich gewesen.

* Es ist die Seelige die sich ziemlich munter befunden und zum Genuß des Heil. Abendmahls angeschicket, unter Lesung einer Communions-Andacht und Vorbereitungs-Predigt, aufgelöset worden.

Bey dem

Betraurens-würdigen Todes-Falle

Hn. Bernhard v. Sanden,

S.S. Theologiæ Doctor. und Prof. Ord. Primi, wie auch der Theologischen Facultät auf hiesier Academie Senioris, Sr. Königl. Majest. in Preussen Ober-Hoff-Predigern und Samländischen Consistorial-Raths,

Ward das Amt eines Lehres unter dem Bilde einer Uhr

vorgestellet.

Seht ein erhabnes Uhr durch Schlag und Fall zerstückt,
Die Unruh ruhet schon und wird nicht fortgerückt,

Der angehaltne Trieb kan nicht die Räder rühren,
Noch das verbeugte Speer um seinen Circkel führen,
Das abgenützte Stahl der schwachen Kette bricht,
Der laute Hammer trifft der Glocken Umkreyß nicht,
Kein Zeiger kan den Ort verlöschter Zahlen zeigen,
Und ein verstummtes Uhr muß auch die Zeit verschweigen.

Entseelter Sanden, ach! so stellest du dich vor,
Dein ausgelauffnes Uhr erscheint uns durch den Flor.
Hier kan kein Wunderwerck, als in Hiskias Tagen,
Den Zeiger deiner Zeit zehn Stuffen rückwerts schlagen,
Drum führt dein Todt und Ruhm mich eine fremde Spuhr,
Es schildert meine Hand dein umgestürtztes Uhr,
Ob ich gleich sonst nicht gern auf Wort und Gleichnüß ziele,
Und nicht das Trauer-Spiel mit Schatten-Bildern spiele.

Mich dünckt ich höre dort den Abgott Epicur,
Er schreyt: was ist der Mensch? ein wohlgebautes Uhr,
Ein blinder Zufall hat ihm Stoß und Trieb gegeben,
Des Blutes Circkel-Fluß ist dieser Cörpers Leben,
Dies ist das gantze Rad, so die Maschine treibt,
Die endlich stillesteht, verdirbt, zerfällt, zerstäubt,
Und wie von ohngefehr sein Treibwerck angefangen,
So ist sein Wesen auch mit seinem Lauff vergangen.

Hier seh ich unbewegt, wie der verkappte Neid
Sein scharffes Gallen-Gifft auf meine Lorbern speyt,
Der Pöbel welcher sich durch Weißheit dummer machet,
Denckt, weñ man ihn verlacht, daß man GOtt selbst verlachet,
Weil

Weil ihm sein toller Wahn des Himmels Ausspruch ist,
Wird ihm ein Gläubiger ein frecher Atheist,
Den sein verkehrter Zorn mit Fluch und Flamme schrecket,
Wenn er der Gleißnerey umzäunten Pfuhl endecket.

Nein, nein, ich kenne dich unsterblich-grosser Geist,
Dich, den der enge Leib in sein Gehäuse schleust,
Dich, der aus hoher Krafft die starren Cörper reget,
Dich, der das runde Rad um seine Axen träget,
Des Hertzens Unruh wirfft, der Sehnen Ketten zieht,
Der, wenn der Kercker bricht, aus seiner Wohnung flieht,
Der, ob er gleich nicht mehr verderbte Glieder lencket,
Doch unverändert bleibt, bewegt, empfindet, dencket.

Erstaunende Vernunfft! des HErren Wunder-Hand
Macht durch die Menschen sich den Menschen recht bekandt,
Die Kunst weiß der Natur nur krafftloß nachzuäffen,
So muß das Lebende das Todte übertreffen!
Weil auch der kleinste Wurm, der nur den Punct bedeckt,
Offt mehr Verwunderung dem Augustin erweckt,
Als wenn der Sonnen Rad die letzte Nacht zertrennet,
Das seinen Thier-Kreyß nicht aus eigner Macht durchreñet.

Ach Stoß! der unverhofft in Hertz und Ohren fällt,
Der den berühmten Bau, und unsre Lust zerschellt!
Soll denn die Kirche nicht mit Wort und Seufftzen klagen,
Nun ihres Sanden Leib des Todes Faust zerschlagen,

Den jeder noch weit mehr als jenes Uhrwerck schätzt,
Das ein bemühter Arm auf einen Ring gesetzt,
Der sich dem fünfften Carl um seinen Finger beuget,
Und eine grosse Kunst im kleinen Umkreyß zeiget.

Es reget sich kein Feind der ihm den Nachruhm raubt,
Der Fleiß trieb alles dies in sein gelehrtes Haupt,
Was Plato, dessen Satz die Kirchen-Väter ehren,
Und was ein Stagirit die Griechen pflegt zu lehren,
Was zu der Wahrheit Schimpff ein Scepticus erdacht,
Wodurch ein Stoicker sich unempfindlich macht,
Wie weit Cartesius das Vorurtheil beschämet,
Was die Vernunfft verklährt, den rohen Willen zähmet,

Drum greifft der Klugen Hand die Feder stündlich an,
Daß sie mit Linien die Zeit bemercken kan,
Sie sind wie Tag und Licht, die niemahls weiter gehen,
So muß ein neuer Strich auf Sonnen-Uhren stehen,
Des Lebens kurtzes Maaß gründt nicht die Wissenschafft,
Sie fordert langen Fleiß, sie fordert Lust und Krafft.
Die Arbeit ließ den Schweiß von Sandens Stirne fliessen,
Wie sich die Tropfen stets aus Wasser-Uhren giessen.

Sein erster Eifer hat ihn an ein Werck gelenckt,
Wo man die weite Schrifft in ein Systema drengt,
Er lernte, wie der Fleiß allmählig weiter schreitet,
Wie man den klaren Sinn aus duncklen Texten leitet,

Wie die geprüffte Kunst Vernunfft und Zweiffel bricht,
Wenn sich den Klüglingen die Bibel wiederspricht,
Wie sich von diesem Ziel der Irrthum abgerissen,
Wie man die Ketzer kan in ein Register schliessen.

Wie gründlich war ihm nicht das Judenthum bekandt?
Der alten Sprache Krafft und das gelobte Land,
Wo der Prophete brennt, der Volck und Thronen dräuet,
Wie GOtt im Griechischen ein alt Gesetz verneuet.
Dann schweigt ein Lehrer nicht der Wahrheit Feinden still,
Wenn Crellius mit ihm auf Griechisch kämpffen will,
Wann gleich ein Benedict die Schrifft verlohren schätzet,
Wird mit versetztem Punct die Lehre nicht versetzet.

Doch schwache Wissenschafft die nicht das Wort beſtärckt,
Wo die Vollkommenheit kein reiner Schall bemerckt,
Wo die Gelehrsamkeit in enger Stuben Wänden
In stillen Kerckern liegt. Dies heist die Zeit verschwenden.
Man kennt ja nicht die Uhr, die niemand klingen hört,
Wenn Nebel und die Nacht den scharffen Anblick stört,
Drum muß man, was man weiß, auch wissen vorzutragen,
Denn eines Tempels-Uhr soll alle Stunden schlagen.

Wie sich nun jede Uhr durch fremdes Stellen regt,
Ward unser Sanden auch durch Zeidlers Hand bewegt,
Eh sein Getriebe sich durch eignen Lauff gerühret:
Er forschte wie den Text sein Vater ausgeführet,

Wie Carpzov, dessen Schrifft der Sachsen Zungen lenckt,
Die schwere Lehrer-Kunst recht zu erleichtern denckt.
Doch Sandens Geist ward nicht durch Regeln angebunden,
Was man bey andern sucht, hat er bey sich gefunden.

Die ihr den Predigt-Stuhl nur mit Methoden stützt,
Die Ordnung hilfft euch nichts, weñ ihr nach Regeln schwitzt.
Schmückt das Geripppe nur durch angebrachte Sachen,
So wird es Fleisch und Blut erst recht gefällig machen:
Denn in das Todten-Bild der Disposition
Fliest durch den Einfall Geist, der Ausdruck giebt den Thon.
Es wird kein Uhr umsonst die innre Glieder treiben,
Man setzt ein güldnes Speer und Zahlen auf die Scheiben.

Indessen blendet doch der Priester nicht allein,
Das anvertraute Volck, durch äusserlichen Schein,
Er wird nicht vor den Glantz entlehnter Zierrath sorgen,
Ein Uhr hält in sich selbst das trefflichste verborgen,
Ob es der Pinsel gleich mit Farben überfährt,
Ist, wenn das Rad nicht taugt, das Uhrwerck wenig werth.
Das Brüsten macht nicht groß, weil jeder Kluger meinet,
Daß der sehr wenig weiß, der viel zu wissen scheinet.

Denn manchen hält man offt auf seinem Kirchen-Thron,
Der so viel Väter nennt, vor aller Väter Sohn,
Cyrill und Cyprian sind bald auf seiner Seiten,
Doch dem Origenes will er die Meinung streiten,

Gre-

Gregor, Lactantz, Justin und Athanasius
Bestärckt den ersten Satz, Tertullian den Schluß:
Und endlich findet sich bey diesem bunten Wesen,
Daß der gelehrte Mann nicht einen hat gelesen.

Kein Pater kennet ihn, die Väter die er kennt,
Hat Gerhard ihm gezeigt und Novarin genennt,
Was sie aus jener Schrifft mit vielem Fleiß gezogen,
Zeigt ihr Register ihm im Schlaff auf wenig Bogen.
Dem der den Fußsteig kennt, ist dieser Weg nicht schwer;
Hier wird was ausgelegt, reicht ihm den Polus her,
Das ungebrauchte Buch der Schrifft deckt Staub und Schimmel,
Sein meister Wandel ist in Janus Sternen-Himmel.

Der Kirchen Besserung mein Sanden war dein Ziel,
Dein Wort, das mehr ins Hertz als in die Ohren fiel,
Erbauete das Volck durch unverfälschte Lehren,
Ob manche Seelen gleich gelehrten Irrthum ehren,
Trifft doch der Hammer nicht den rechten Punct der Zeit,
Ihm fehlt sein bester Wehrt in seiner Richtigkeit,
Den doch der Unverstand aus Einfalt höher treibet,
Wenn nur das Glocken-Spiel sein juckend Ohr betäubet.

Doch schliest die Cantzel nicht die Pflicht des Priesters ein,
Sein Hauß muß unbefleckt, so wie sein Tempel seyn:
Mein Sanden hat im Thun die Tugenden gewiesen,
Die sein beredter Mund in Predigten gepriesen.

Das Speer verräth den Schlag, wenn uns die Glocke lügt,
Die Glocke mercket auch, wenn uns das Speer betrügt:
Der Priester Leben zeigt was ihre Lehren sagen,
So wird ein echtes Uhr gleich zeigen und gleich schlagen.

Ein ungezähmtes Hertz durchströmt vergällter Neyd;
Doch von den Lippen triefft der Liebe Süßigkeit.
Offt schreyt der milde Mund vom Christlichen Erbarmen,
Und säugt doch selbst das Blut, u. nagt das Fleisch der Armen.
Der ausgespannte Wanst, den Hochmuth aufgebläht,
Strafft offt ein hangend Haupt das Ruhm und Pracht verschmäht,
Auf Sandens Stirne ward der Seelen Bild gesehen,
Es muß das innre Rad den äussren Zeiger drehen.

Dich zehrte nicht das Gifft der dürren Eifersucht,
Ein unerlauffnes Lob war deiner Demuth Frucht.
Dir hat die Niedrigkeit nicht Ehr und Amt benommen,
GOtt ließ dich allgemach auf deine Stunde kommen:
Dein Wandel war sein Weg, Er deine Zuversicht.
Das über eilte Speer braucht unsres Schaubens nicht;
GOtt hebt, wenn Demuth sich bey hohen Gaben zeiget:
Ein sinckendes Gewicht macht, daß das andre steiget.

Aus rauhem Hochmuth quillt zum Zancken Trieb u. Lust,
GOtt haßt die Wallungen der ungestühmen Brust,
GOtt wohnt, wie Moses spührt, bey sanffter Winde Sausen,
Nicht, wo die Erde bebt und Sturm und Flamme brausen:

Drum

Drum dröhnt die Kirche nicht von Waffen, Fall u. Schlag,
Hier feyrte Sandens Geist des HErren Ruhe-Tag,
Er war ein Sonnen-Uhr das sich nicht treibt, nicht schläget,
Nur still, gleich, unvermerckt und unbewegt beweget.

Die ihr durch Müßiggang der Ruhe Nahmen raubt,
Nebst dem verwehnten Arm das Schlaff-beschwerte Haupt,
Mit Küssen unterstützt, mit Rosen überstreuet,
Euch selbst auf Pfühle werfft, der Krancken Bette scheuet,
Seht, hier beschämet euch Catheder und Altar,
Wo Sandens treuer Fleiß so hoch erhaben war,
Kein Uhr und Priester taugt, die beyde stille stehen,
Weil durch Gewicht und Last des Amtes Räder gehen.

Zuletzt hat dir der HErr ein eigen Creutz erwehlt,
Weil Christen ohne das ihr bester Zierrath fehlt.
Dies Zeichen seiner Huld, dies Merckmahl deiner Würde,
Ward andern schwer genug, doch dir zur süssen Bürde.
Du öffnetest den Mund und schlossest deine Hand,
Du wurdest zum Gebeth und nicht zum Zorn entbrandt.
Ein Priester bleibt ein Uhr, man kan von beyden sagen,
Wenn man sie hören soll, wird Glock und Hertz geschlagen.

Wie wenig schützt ein Uhr, Schlag, Zierrath, Richtigkeit,
Ihr eigner Zeiger weist die Zahl der letzten Zeit,
Der Todt erschüttert es, reist die zerlöste Glieder,
Zerdrümmert seinen Bau und wirfft die Stücke nieder.

Hier liegt was Kunst und Fleiß so hoch erhöhet hat,
Die halbe Scheibe rührt dort an ein halbes Rad,
Gewicht und Glocke fällt. Ach ist denn nichts zu retten!
Das abgebrochne Speer liegt bey zersprengter Ketten.

Von diesem Untergang bebt der Betrübten Brust,
Mann, Vater, Bruder fällt, o schmertzlicher Verlust!
Mit unsrer Freude muß auch unsre Hoffnung fallen;
So schallt das Trauer-Hauß, dies muß zurücke schallen,
Wenn der gebrochne Thon an Kirch und Schulen schlägt,
Der selbst beweglich klingt und Königsberg bewegt.
Ihr seufftzet Traurige, es seufftzen die Gemeinen,
Die, da eur Auge weint, um ihren Lehrer weinen.

Was rühret? was umstrahlt mich vor ein plötzlich Licht,
Das durch die Finsterniß der groben Sinnen bricht?
Was vor ein himmlisch Licht wird kräfftig auf der Erden,
Vor dem auch Sonnen selbst zu Nacht und Schatten werden?
Kehrt eur gesencktes Haupt, kehrt es von Sandens Grab,
Blickt auf, es fähret dort des HErren Stadt hinab,
Hier glänzt Jerusalem, die Stadt die GOtt erbauet,
Die dort Johannes sieht und hier eur Auge schauet.

Der Jaspis-Mauren Bau umschleust die güldne Stadt,
Und dorten spiegelt sich ein unverweßlich Blatt
Vom nahen Lebens-Holtz, in fliessenden Crystallen.
Seht von des Lammes Stuhl lebendig Wasser wallen,

Seht

Seht wie durchscheinend Gold die Gassen überzieht,
Der Grund blitzt von Saphier, Schmaragd und Chrysolith,
Dahin wird Sandens Uhr ergäntzt hinauf gerücket,
Der als ein Edelstein die Perlen Thore schmücket.

Als

Fr. Anna Dorothea
geb. Hellwichin,
Herrn M. George Thegen,
Phil. Pract. wohlverdienten Professoris Ordinarii der Königsberg. Universität und der Philosophischen Facultät hochansehnlichen Senioris

Hochgeliebte Ehegattin.
abgeschieden.

WEr durch die Wolcken steigt, blickt nach der Erden nicht.
Den Adler reitzet nur der Sonnen hohes Licht,
Und nicht ein Schwefel-Dampf der in den Thälern irret.
Wenn um die Cörper noch die Sclaven-Kette schwirret,
Hebt den entstrickten Geist der Flügel Schwung empor,
Der himmlische Beruff hält ihm ein Kleinod vor,
So muß ein Strom ins Meer, als seinen Ursprung fliessen,
Und was vom Himmel stammt, wird Himmel-auf gerissen.

Mein

Mein Thegen ach! daß dich der Schmertz zu Boden drückt,
Da deiner Liebsten Geist durch alle Himmel rückt,
Nach dem, was vornen ist, kan ihre Krafft sich strecken,
Du bleibest hinten stehn, dies muß dir Leid erwecken.
Und mein gerührtes Hertz, das deine Freude liebt,
Ist, weil mein Thegen weint, empfindlich und betrübt.
Verzeyhe, solte mir kein helles Lied gelingen,
Die Seyten sind verstimmt, wie kan die Harffe klingen.

Doch Thegen ist ein Christ, und auch ein weiser Mann,
Er sieht der Liebsten Glück mit freyen Augen an,
Bey ihrer Himmelfahrt muß ihm kein Kummer binden,
Was lässet sie zurück? was kan sie vorwärts finden.
Nur Hülsen, Ungemach, Last, Kummer; kurtz, die Welt,
Wo uns die Eitelkeit im Zauber-Circkel hält,
Wer wolte Quaal und Noth, nicht fliehen und vergessen,
Die Seuffzer aus der Brust, Blut aus den Augen pressen.

Doch wer nicht in der Welt bereits der Welt vergist;
Wer nicht auf Erden schon des Himmels Bürger ist;
Wer aus dem Taumel-Kelch der Sünden denckt zu sauffen,
Kan mit gelähmtem Fuß nicht durch die Schrancken lauffen.
Drum gab die Seelige den GOtt-geweyhten Sinn,
Den sichren Leitungen des treuen Himmels hin;
So muß der leichte Geist von der verhasten Erden,
Weil dort ihr Wandel war, dorthin gezogen werden.

Sie sprach als sie verschied: Getrost! der Himmel rufft,
Ach mich erschrecket nicht der Anblick schwartzer Grufft.
Denn dies versüst den Todt: vom Morgen meiner Jahre,
Von meiner Wiegen an biß zu der Todten-Bahre,
Befleckte mich kein Gifft der Laster-vollen Zeit,
Das eitle war mein Feind, mein Leben war ein Streit,
Der Glaube, Schwerdt und Schild. Nun hör ich auf zu kriegen,
Nun Sünde, Schmertz und Todt zu meinen Füssen liegen.

Mein Thegen, tadle nicht des Höchsten weisen Schluß,
Man weiß daß man einmahl das Licht verlassen muß,
Da deine Liebste nicht unsterblich ist gebohren,
So bist du ja beglückt, daß du sie spät verlohren.
Wenn dich der Todt getrennt als deiner Kinder Paar,
Der Liebe treue Frucht noch unerzogen war,
So hättest du vielleicht, bey deinen tieffen Wunden,
Den Schmertz der dich betrifft viel hefftiger empfunden.

Erkenne dann dein Glück und auch des Himmels Huld,
Bemeistre deine Pein mit männlicher Gedult,
Du kanst den Gegenstand von deiner Freude sehen,
Wirst du dein Auge nur auf Kind und Enckel drehen.
Ist dein geschickter Sohn nicht deiner Augen Lust?
Wohnt nicht die Tugend selbst in deiner Tochter Brust?
Sprich! kanst du bey dem Ruhm des hochverdienten Hessen,
Nich deiner Liebsten Todt, und deinen Schmertz vergessen?

Ihr Thränen fliest nicht mehr, die ihr den Fall beklagt,
Die Thegin hat bereits den Schrancken durchgejagt,
Das vorgesetzte Ziel ist schon von ihr ereilet,
Der Schweiß wird abgewischt, das Kleinod ausgetheilet.
Die Krone schimmert schon um ihr verklährtes Haupt,
Wenn das Verhängnüß ihr gleich Licht und Leben raubt,
Muß der bezwungne Todt ihr doch ein neues Leben,
Und die Unsterblichkeit im Sterben wiedergeben.

Das
Durch einen sechzig-jährigen wohlgeführten Wandel, erworbene Lob,
Fr. Regina Bredeloin,
geb. Schwennin,
Als dieselbe den 18. Decembr. 1717. zur Ruhe gebracht wurde,
vorgestellet.

IN dem der Glocken Ertz mit den betrübten Schlägen
So Lufft als Hertzen rührt, soll ich mich auch bewegen.
Nun wohl, ich folge dann, ich folge meiner Pflicht,
Dann meine Neigung reißt mich zu den Gräbern nicht.
Was hofft dann Königsberg von meinen neuen Säiten?
Die Laute, welche schon zu Wilhelms güldnen Zeiten

Der

Der Preussen Dach besaß, kommt zwar von ihm auf mich,
Nicht aber seine Kunst, davon der Pregel sich
So offt bezwingen ließ, der nebst den andern Flüssen
Vor seiner Lieder Krafft den Lauff vergessen müssen.

Mir klinget ohne dem die Stimme selten wohl,
Mein Reim ist unbeseelt, der Todte klagen soll.
Erblaßte Breßlauin, nun ist der Tag erschienen,
Heut zeiget man der Stadt, dich auf den Trauer-Bühnen,
Daß, weil du wohl gelebt, dich auch ein jederman,
Indem du rühmlich stirbst, aus Pflicht bedauren kan.
Zwar soll ich, o du Bild der Hochbetagten Frauen,
Dein wohlverdientes Lob der Nachwelt anvertrauen,
Doch spür ich daß der Kiel mir aus den Händen sinckt,
Weil mein Gedichte nicht, so wie dein Nachruhm klingt.

Indessen ist vor mich die Tugend aufgestiegen,
Und gräbt der Todten Lob mit ungewohnten Zügen
Dem festen Marmor ein, und hat ihr noch zuletzt
Mit der bethränten Hand ein Denckmahl aufgesetzt.
Man höret sie bereits mit starcker Stimme ruffen;
Diß ist mein eigen Hauß! von dessen schwartzen Stuffen
Man meiner Tochter Leib auf Todtenbahren trägt.
O Tochter! die du mich in deine Brust geprägt!
Die mich in allem Thun zur Führerin erlesen,
Ich schütze deinen Ruhm, muß gleich dein Leib verwesen.

Bey vielen steht der Sarg nicht von der Wiegen weit,
Doch saugen sie das Gifft verbothner Eitelkeit
Mit vollen Ströhmen ein, davon sie taumlend werden.
Dann seufftzet jederman, daß sie der Schooß der Erden
Nicht früher eingeschluckt. Weil sie der Welt zur Quaal,
Sich zum Verdruß gelebt, und ihrer Jahre Zahl
Den vielen Lastern weicht, womit sie sich beflecket,
Und das unsterbliche und helle Licht verstecket,
Das aus geweyhter Grufft verdienter Leichen steigt,
Und noch den Lebenden den Glantz der Todten zeigt.

Beglückte Breslauin, du kanst mit greisen Haaren,
Mit Glück und Ruhm bekrönt, in deine Grube fahren,
Denn ob dein Morgen gleich sehr fern vom Abend ist,
Beklagt man doch den Tag, der gar zu schnell verflüsst,
Man wünschet, daß die Stadt dich noch zum Muster hätte,
So viel du Jahre zehlst, sind deiner Ehren-Kette
Auch Glieder zugesetzt, weil fast ein jedes Jahr,
Ein Zeuge deines Ruhms und edlen Wandels war,
Da vielen Tausenden, von ihrem langen Leben
Die Jahre nur allein, das schwache Zeugnüß geben.

Wie nach zerstreuter Nacht das erste Morgen-Licht,
Bald einen heitern Tag, bald Sturm und Fluth verspricht,
So zeigte sich bereits in deiner Jugend Morgen,
Was GOtt vor einen Glantz in deinen Geist verborgen?
Durch deinen Wandel ward die Hoffnung bald erfüllt:
Kein Laster-Nebel hat der Andacht Schein verhüllt.

Nichts hat die milde Krafft der Strahlen eingeschlossen,
Die auf der Armen Hauß so häuffig sich ergossen,
Was Wunder? nun anitzt dein Lebens-Licht verscheint,
Daß die betrübte Schaar bey deinem Grabe weint.

Zwar das Verhängnüß hat offt Sturm und Blitz erreget,
Doch dein gesetzter Geist bleibt immer unbeweget;
Denn was vom Himmel kam, das war dir alles gleich,
Wenn dich des Höchsten Hand durch einen harten Streich
Das Creutz empfinden ließ. Wenn sie dein Hertz erfreuet.
Wenn sie dir Dornen gab, und Rosen ausgestreuet.
Ach wer erkennet nicht den tieffen Seelen-Schmertz?
Ach wer begreiffet nicht, was dein getreues Hertz
Durch dreyer Männer Fall vor herbe Quaal empfunden,
Die deine Gottesfurcht so standhafft überwunden.

So schliessest du so wohl des Lebens langen Lauff,
Und selbst dein Ebenbild in Kindes Kindern auf,
Die mit der Mutter-Milch die Sitten eingesogen,
Durch die dein Beyspiel sie auf meine Bahn gezogen:
Sie zahlen dir bestürtzt den letzten Liebes-Zoll
Und zeigen, wie man dich, und mich, recht ehren soll,
Dein Nahme kan so leicht in keine Nacht gerathen,
Denn er verklähret sich durch deiner Kinder Thaten.
Die Grufft schließt deinen Leib, nicht dein Gedächtniß ein,
Du stirbest, doch dein Ruhm soll unvergänglich seyn.

Dieß ist das wahre Lob, so zu der Todten Ehren
Die Tugend selber läst aus reinem Munde hören.
Ich setze nichts dazu: Ich rühm und klage nicht,
Weil mir zu jenem Krafft, zu diesem Grund gebricht.
Es wirfft ihr freyer Geist die abgekränckte Glieder
Und Kummer, Furcht und Quaal mit diesen Hülsen nieder:
Betrübte, seht sie nicht mit nassen Augen an,
Und fordert keinen Trost, den ich nicht geben kan.
Ich weiß, daß Sandens Mund, der stets von Honig fliesset,
Euch diesen bittern Kelch, und allen Schmertz versüsset.

Als
Herr George Rast,
Med. Doct. und Prof. Prim. auf der Königsbergischen Academie,
Den Todt seiner liebsten Ehegattin,
Fr. Anna Catharina,
geb. Woseginin,
An. 1723. den 26. Nov. erleben muste.

BEschämte Spötter schweigt, die ihr vergebens lacht,
Den hellen Hochzeit-Saal zum finstern Kercker macht,
Und in der Ehe nur zwey frohe Stunden kennet,
Wenn man das Band geknüpfft und wenn es sich zertrennet;
Und

Und nur zwey Oerter zeigt, wo der geplagte Mann,
Nach vieler Marter sich ein wenig freuen kan,
Am Teppicht, wo die Braut sein Hertz zuerst entzücket,
Am Sarge, wo der Mann die Frau zuletzt erblicket.

Man weiß, stimt gleich der Mund erfahrner Männer ein,
Daß Flecken am Gestirn und manchen Frauen seyn,
Die wie Vesuvius Gluth aus dem Busen blasen,
Von Anfang ihrer Eh biß an das Ende rasen:
Doch wenn ein reiffer Geist die Unglücks-Quellen sucht,
Wird nur die Laster-Brut, und nicht der Stand verflucht,
Sonst müste man bethört den Himmel selber hassen,
Und Höllen-Furien aus Engeln werden lassen.

Wer zweiffelt, sehe dich, du hochbetrübter Rast!
Dich, den der rauhe Schmertz auf scharffe Foltern faßt,
Indem das Schicksal dir dein liebstes Theil entrissen.
Du liessest dich vor sie gern in die Grufft verschliessen.
Die Welt, die Stadt, dein Haus, wird dir zur Wüsteney,
Dein Aug und Antlitz zeigt wie groß der Kummer sey.
Gewiß kein andrer Schmertz vergleicht sich deinem Leiden,
Als dieser, wenn zuletzt sich Leib und Seele scheiden.

Dein langer Ehestand dünckt dir ein Augenblick,
Du kaufftest gern die Zeit mit Gold und Blut zurück,
Und liessest, wenn dein Hertz aufs neue sich verpfändet,
Den Tag den Anfang seyn, den sich ihr Leben endet.

Der unfruchtbare Wunsch verfliegt in tauber Lufft;
Du gehst nicht zum Altar, man führt dich an die Grufft,
Bey der die Treue weint und deine Liebe bebet,
Weil sie der Liebsten Leib und deine Lust begräbet.

Die Wehmuth rühret mich bey deiner Traurigkeit,
Die Feder zeichnet nicht dein überhäufftes Leid.
Wer trifft die Bildungen von gantz zerrissnen Hertzen?
Timantes weise Kunst mahlt nur verhüllte Schmertzen.
Denn ungemeine Pein verträgt die Farben nicht,
Der Musen Hand verdeckt dein nasses Angesicht,
Und wollen, da sie sich von deinem Jammer drehen,
Trost vor die Lebenden, Ruhm vor die Todte sehen.

Verlasse dann die Welt, O Himmels Bürgerin!
Fleuch Fessel-freyer Geist nach Salems Höhen hin.
Auf, auf! die Seegens-Frucht der Mildigkeit zu heben!
Dort wird der Gebenden ein volles Maaß gegeben.
Seht! wie der Armen Wunsch zum Thron des Lam̃es bringt,
Und sich mit ihr zugleich durch ferne Wolcken schwingt.
Was soll die Traurigkeit, die uns zur Erden beuget?
Wenn der Betraurten Geist durch alle Himmel steiget.

Der

Der
Billig verdiente Ruhm,

Frn. Anna Sophia Kastin,

Welche den 16. Decembr. 1722. im 29sten Jahr ihres Alters dieser Zeitlichkeit entrissen wurde,

entworffen.

Ach, Freundin, ach! ich weiß, dein Schatten zürnet nicht,
Ich läugne nicht die Schuld der ausgesetzten Pflicht,
Ich will dein Trauer-Lied, das ich dir selbst, im Lachen,
Vor kurtzer Zeit versprach, zum Thränen-Opffer machen.
Doch meiner Schmertzen Krafft, die mir das Blut durch-
dringt,
Ist Ursach, das mein Mund die späten Klagen singt;
Wie kan ein reiner Klang dich und dein Lob erheben?
Wenn Hand und Finger noch auf jeder Seite beben.

Kaum das mein schwerer Arm noch halbe Regung fühlt,
Und um das stille Reich der bangen Grüffte spielt,
Um dieses Grabes Schlund, der Schrecken von sich hauchet,
Weil sich der Kastin Strahl in tieffe Schatten tauchet,

Der durch des Schicksals Grimm zu schnell verschienen ist,
Der den verkürtzten Tag in enge Gräntzen schliest,
Und eh der Mittags-Lauff des Alters Helffte theilet,
Noch vor der Demmerung mit frühen Nächten eilet.

Mir reißt die Traurigkeit den Schmuck der Lorbern ab,
Und streut ihr falbes Blat auf dein bethräntes Grab,
Die Dampff-gefüllte Glut der bleichen Todes-Kertzen,
Reitzt zwar den starren Mund zum Ausbruch neuer Schmertzen;
Doch weil der Tichter Reim nicht mit den Zähren fleußt,
Bewegt der scharffe Zug nicht meinen kalten Geist.
Mein fester Vorsatz muß dem Anblick deiner Leichen,
Die Ubung der Natur, die Kunst der Wehmuth weichen.

Ach warum führst du nicht, Verhängniß, jene Schaar
Entstellter Furien zu deinem Blut-Altar,
Die bey entbrannter Wuth, ein Scheusal aller Erden,
Ein Brandmahl des Geschlechts, der Männer Hölle werden?
Muß, die im Busen Gifft, im Munde Schwerdter trägt,
Der stets ein Wetter-Strahl aus finstern Augen schlägt,
Muß, die den Donner läst in rauhen Flüchen hören,
Das Ungelück der Welt mit ihren Jahren mehren!

Muß, die dem Ehemann den Himmel auf der Welt,
Muß, die das Paradies den Freunden vorgestellt,
Der Stadt ein Muster war, durch ein unsträflich Leben,
Muß, die, verlassner Rast, dir Hertz und Gut gegeben,

Ein früh-erlauffner Raub des harten Todes seyn?
Wer stürtzt das schöne Hauß der reinen Seelen ein?
Wer bricht den stoltzen Bau der Anmuths-vollen Glieder?
Wer reißt die Schönheit hin, und giebt uns Asche wieder?

Wie, wenn ein rauher Tag der Sonnen-Einfluß dämpfft,
Und in der schweren Lufft mit kalten Winden kämpfft,
Daß, wenn der Somer herrscht, des Winters Eingriff dräuet,
Der auf der Rosen Haupt gefrohrnen Hagel streuet,
Biß die zerstäubte Pracht mit Blat und Purpur fällt;
So hat der Kranckheit Sturm der Rastin Leib verstellt,
Die, da die Jugend noch mit warmen Strahlen spielet,
Schon Eyß verlebter Zeit auf Brust und Lippen fühlet.

Wer hat bestürtzter Rast, die Liebste nicht beklagt?
Wer kennet nicht die Pein, die deine Seele plagt?
Wen schreckt das Schicksal nicht, so sich auf dich verschworen?
Brich, brich in Thränen aus, du weist was du verlohren.
Wer dies nicht billiget, gesteht nicht, was er weiß,
Verdeckt der Todten Ruhm, den unverdroßnen Fleiß,
Mit dem sie noch zuletzt, bestrickt mit Schmertz und Banden,
Dem häußlichen Geschäfft mit Eyfer vorgestanden.

Mehr, sie betrübete den Ehmann nur einmahl,
Da das Verhängnüß sie zur blassen Leichen-Zahl,
Ihn zu den Wittwern rieß. Sie hatte keinen Willen,
Als den errahtnen Wunsch des Liebsten zu erfüllen,

Den sie, noch eh er sprach, vergnügt ins Werck gesetzt,
Die vor das gröste Theil der Frauen Klugheit schätzt,
Wenn sie, indem sie weicht, des Mannes Hertz entführet,
Das Hauß mit Wachsamkeit, sich mit Vernunfft regieret.

Entfärbt euch nicht dies Lob, die ihr euch selbst erhebt,
Von Herrschsucht taumlend seyd, u. nach dem Scepter strebt,
Der, wenn ihn eure Hand mit strengem Vorsatz träget,
In Eisen sich verkehrt, den Mann zu Boden schläget.
Die ihr euch glücklich schätzt, wenn es dem Schatze fehlt,
Dem ihr Geld in die Hand, Brodt auf die Lippen zehlt,
Ihn zum Gehorsam zwingt, und wenn er sich ergiebet,
Verbothne Tyranney an ihm und Kindern übet.

Entfernet euch von hier, die ihr euch witzig dünckt,
Und in die enge Schaar von den Sybillen dringt,
Von Klugheit schwanger seyd, und einen Rath gebähret,
Mit dem ihr niemand dient, und jederman beschweret,
Die ihr von Thorheit voll, voll von verlachtem Neyd,
Voll falscher Zeitungen, leer am Verstande seyd,
Eur denckles Fernen-Glaß nach allen Thüren drehet,
Und weil ihr euch nicht kennt, nach fremden fragt und sehnet.

Weg! Unsre Todte soll ein ander Muster seyn,
Drum bricht die späte Zeit nicht ihr Gedächtniß ein.
Kan ich nicht deinen Ruhm in Ertzt und Marmor treiben,
So wird dein Nahme doch der Stadt gesegnet bleiben.

Folgt

Folgt, folgt ihr Lebende, der Todten Beyspiel nach.
Nimm hin Verhimmelte, was dir mein Mund versprach;
Ich darff dein schönes Haupt mit Rosen nicht umkräntzen,
Weil tausend Sterne schon in deiner Krone gläntzen.

Bey dem Ableben
Frauen Maria,
geb. Poppin,
Hrn. Johann Heinrich Reußners,
Hochverdienten Stadt-Raths- und Cämmerers,
Ward die Gesundheit als eine öfftere Ursache der Kranckheit und des Todes vorgestellet.

WIe schwach ist doch die Kunst, die unser Leben stärckt,
Und aller suchenden entkräfftetes Bemühen,
D. ,ich zu ihrem Zweg ein weites Ziel bemerckt,
Obgleich die Stunden sie schon an die Grube ziehen!
Ach Hygiene! ach! verhülle deinen Sinn,
Wirff deiner Reiche Schatz mit allen Wundern hin,
Laß deinen Balsam-Safft, die Schaalen von Crystallen,
Corall und trinckbahr Gold, wie deine Hoffnung fallen.

Ach schütze, wie du wilst, zuletzt siegt doch der Todt,
Er schickt uns seine Nacht, noch vor den Abend Stunden:
Er kämpft nicht allezeit durch Jammer und durch Noth,
Er hat durch Uberfluß auch einen Weg gefunden.
So muß der Glieder Krafft der Grund zur Ohnmacht seyn,
Der Todt zieht im Triumph durch weite Pforten ein,
Und kan (wer ist noch starck!) Macht u. Gesundheit zwingen,
Daß sie sein Mord-Gewehr aus ihrem Zeughauß bringen.

Des Blutes Lebens-Brunn beseelt uns, wenn er fliest;
Aus seinem Circkel-Lauff muß die Gesundheit quellen:
Doch wenn der Fluß zu schnell, der Safft zu schäumend ist,
Kan das was uns erhält, auch unser Leben fällen.
Der ungestüme Trieb, der durch die Röhren reißt,
Nützt unsre Glieder ab, zerstreut den Lebens-Geist,
Zündt heisse Fieber an: bey schnellen Aderschlägen,
Erstarrt der kalte Leib durch hitziges Bewegen.

So leicht ein dünnes Blut aus seinen Cammern eilt,
So leichtlich kan es auch die zarten Adern brechen,
Und wenn der Lauff sich hemmt und sich nicht gleich vertheilt,
Den ausgespannten Leib durch scharffes Wasser schwächen:
Bleibt gleich das Schwellen aus, so wird man abgezehrt:
Indem der magre Safft die Glieder sparsam nehrt,
Verdorrt der Krancke doch bey tödtlichen Beschwerden,
Und muß, auch eh er stirbt, schon ein Gerippe werden.

Den

Den bringt der Mangel um, den tödtet Uberfluß:
Sobald das reiche Blut sich in den Adern mehret,
So sieht man wie es schon dem Tode dienen muß,
Wenn die Gelieferung des Safftes Umlauff stöhret.
Der Mörder wohnt in uns und reist uns an das Grab,
Durch volles Wachsthum selbst nimmt Krafft und Leben ab,
Und auf der Pfeiler Haupt, so die Gesundheit gründen,
Weiß Mortens schlaue Macht ein Grabmahl zu erfinden.

So wird der Frauen Preiß, die Reußnerin gefällt,
Der meiner Musen Mund ein traurig Grab-Lied singet;
Ihr Eh-Herr seufftzt, und klagt sein Liebstes auf der Welt,
Dem itzt der Thränen Bach aus treuen Augen dringet:
Was Wunder, daß die Stadt sich, wie er selbst, betrübt?
Er liebt das Heyl der Stadt, und wird von ihr geliebt:
Ja Phöbus, der an ihm auch Antheil nehmen müssen,
Läst seinen Castalis zu seinen Thränen fliessen.

Doch auf! das Schicksahl hüllt dich zwar in Trauer-Flohr,
Doch hat sein Donnerkeil dich noch nicht gantz getroffen:
Der Töchter Frömmigkeit stellt dir die Mutter vor:
Was läst dein wehrter Sohn dir nicht vor Früchte hoffen?
Den Albertine schon mit Jauchzen angehört,
Eh seine Reisen noch der Weißheit Schatz vermehrt,
Der deiner würdig ist, weil äusserliche Gaben
Den Werth der Wissenschafft noch mehr erhöhet haben.

Mein Reußner seufftze nicht! die Hand die dich verletzt,
Wie schwer sie dir auch wird, erleichtert dort dein Leiden,
Sie trocknet dir die Fluth die dein Gesicht benetzt,
Und in dem Schmertzen selbst bekröhnt sie dich mit Freuden:
Die Hülffe wird ersetzt die deine Brust verliehrt,
Indem sie deinen Sohn die Bahn der Ehren führt,
Ihm schon ein würdig Glück vor seine Jugend wehlet,
Und ihm das Alter schenckt das seiner Mutter fehlet.

Das viertzig-jährige Lehr-Amt (Tit.) Hn. M. Johann Quandten

Königl. Preußis. Consistor. Raths der Altstädtischen Kirchen Pfarrers und der Schulen Inspectors auch des Dreystädtischen Ministerii Seniorn

Ward A. 1718. den 4. Aug. unter dem Bilde des die Kinder Israel viertzig Jahre führenden Moses vorgestellet.

Ihr Musen stimmet mir die abgespannten Säyten
Nach dem verderbten Sinn der ungereimten Zeiten,
Weil doch kein reines Lied verwehnten Ohren klingt,
Wenn man die Stim̃e nicht nach fremden Thönen zwingt;
Wer liebt wol ein Gedicht? wenn nicht entfernte Sachen
Die vielen Reihen bunt, den Einfall krafftloß machen.

So

So lässet Neukirch auch gerechte Klagen thönen:
Soll ich im Alter mich mit fremden Lorbeern kröhnen?
Sonst trug der Tacitus der Reime schwaches Hauß,
Ich schmückt es noch dazu mit Sinne-Bildern aus,
Dort hatte Seneca, dort Plato was gesaget,
Dort hatt ich einen Spruch dem Plautus abgejagt.

Damahls gefiel ich noch, doch itzt sind meine Lieder
Sehr matt und ohne Krafft, und Schlesien zuwieder,
Deñ mein entlehnter Glantz nahm durch den falschen Schein,
Wie schlecht er immer war, viel hundert Leser ein;
So will auch Königsberg nur solche Tichter hören,
Die ihren eignen Vers durch fremde Nahmen stöhren.

Es sey diesmahl gewagt, ich will mich schon entschliessen,
Die Feder stehet still, die Dinte will nicht fliessen.
Denn diese Schreib-Art hemmt der Verse leichten Fluß;
Doch der gezwungnen Hand geraubte Würtze muß
Der Speise den Geschmack nach andern Zungen geben,
Und eine fremde Fluth den Castalis erheben.

Verwäyстes Israel! Laß bey gerechten Klagen
Dein Traur-Geschrey die Lufft, die Hand die Brüste schlagen,
Weil Moses fester Tritt des Pisga Spitzen drückt,
Und sein verborgnes Grab in Moabs Thal erblickt,
Der auf den Nebo steigt, und eh die Seele scheidet,
An dir, o Canaan! die hellen Augen weidet.

Hier

Hier liegt das fette Land, daß ihm der HErr gezeiget,
Wo Gilead um Dan die krummen Gräutzen beuget,
Das gantze Naphthali, die nahe Palmen-Stadt,
Was dir, O Ephraim! das Loß bestimmet hat;
Manasse, Jericho und was an Zoar rühret,
Und wo die stille Fluth des Meeres sich verliehret.

Er sieht, er freuet sich, er steht, er sincket nieder,
Verlässet Volck und Welt, sein Geist verläßt die Glieder,
Indem des HErren Hand den Othem von ihm reißt,
Der Stämme Thränen-Bach fleißt wo der Jordan fleußt.
Hört den bedämpfften Thon aus Ebal wieder-schallen:
Laßt, wenn eur Führer fällt, auch eure Freude fallen.

Der grossen Alten-Stadt verlassene Gemeine,
Dein Zion, Königsberg! beweint den ich beweine,
Quandt macht sein Lehr-Amt leer, Quandt füllt sein tieffes Grab,
Sein Leben bildet uns des Moses Wandel ab;
Weil tausend Seelen sich nach seiner Leitung sehnen,
Erweckt sein herber Todt, wie Moses Sterben, Thränen.

Euch ist das Amt zu hoch, die ihr zum Stab und Schilde
Nicht eurer Heerde dient, ein dornichtes Gefilde,
Die Wagen Pharao, der Riesen Schwerdt und Streit,
Meer, Wüste, heissen Sand, des Volckes Murren scheut;
Wenn Kunst u. Weißheit euch nicht Hand u. Griffel stärcken,
Wenn ihr nicht mächtig seyd in Worten und in Wercken.

Wer

Wer nicht die Weisen hört, den kan kein Kluger hören,
Ein Lehren-armer Geist kan keinen andern lehren;
Doch wehlt ein solcher offt der Priester hohen Stand,
Wer sucht Rubin und Gold an eines Bettlers Hand?
Wie kan ein leerer Bach sich als der Nil ergiessen,
Und auf die schmachtenden verbrannten Saaten fliessen?

Glaubt nicht, was jene Bruth der Thoren ausgehecket,
Ob sey die Heiligkeit durch Wissenschafft beflecket,
Sie sey der Andacht Pest, und die Gelehrsamkeit
Ein Zunder alles Zancks, die Räuberin der Zeit,
Der Höllen Schweffel-Dampff, den man auf Sümpfen spüret,
Der durch sein irrend Licht mehr, als die Nacht, verführet.

Schweigt, rufft Eusebie, verkappte Heuchel-Schaaren,
Soll sich die Frömmigkeit nicht mit der Weißheit paaren?
Ist Mose wol die Kunst Aegyptens unbekannt?
Ist aus der Christen Kopff der Römer Witz verbannt?
Ist Clemens und Justin in Heyden nicht geübet?
Haßt Augustin die Schrifft, weil er die Griechen liebet?

Nein, darum wird, mein Quandt, dein Lob so weit getragen,
Altar und Cantzel weiß dieß alles nachzusagen;
Zwar bleibt dein Angel-Stern das hohe Zeil der Schrifft,
Doch warst du auch geschickt, verdammter Lehren Gifft
Davon Vanninus raucht, mit Weißheit zu bekämpffen,
Und die Natürlichen durch die Natur zu dämpffen.

Wie

Wie wohl erkennt mein Quandt der Sprachen fremde
Quellen,
Der Bibel heilige und offt verdrehte Stellen,
Was Sozomen entdeckt, wie auch des HErren Todt
Die Ketzerey weit mehr als Tyranney und Noth
Die Kirche zitternd macht, was Socrates bemercket,
Theodoret gelehrt und Epiphan bestärcket.

Wie Scaliger das Maaß der Zeiten unterscheidet,
Der Fleiß Petavius die alten Klippen meidet.
Wie sich der Schrifften Sinn sehr offtmahls wiederspricht,
Wenn man die Zeit vermischt, was vor ein neues Licht
Heinlin der Finsterniß zu zeigen sich bemühet, (a)
Der doch die Zeit noch mehr mit Nebel überziehet.

Glaubt, der gelehrte Quandt hat alles dieß durchdrungen,
Allein was nützet es, wenn man mit stummer Zungen
Der Seelen Schatz verschleust. Wer sich kein Amt erwehlt,
Ist ein gemahltes Uhr, dem Speer und Glocke fehlt,
Das im Verborgenen sein künstlich Rad beweget,
Auf keine Zahlen weist, und keine Stunde schläget.

Gefahr, Verdruß und Streit, unendliches Bemühen.
Erschreckt nur Weichlinge, die Pflug und Bürde fliehen,

(a) Es ist dieser Autor selten zu sehen, er nennet sein Buch Sol. temporum, welches viel eigene Meynungen, die mit unsern Theologis nicht übereinstimmen, in sich hält.

Daß

Daß manchem vor der Last die schwache Schulter bebt,
Der weder seinen Muth, noch Krafft und Stimme hebt;
Doch, dieses gantze Volck, der grosse Tempel zeiget,
Wie hoch, erblaßter Quandt, dein wahrer Nachruhm steiget.

Weil sich der Unverstand in Heiligthümer waget,
Sind ihre Priester auch, wie Moses stets geplaget.
Wer nicht die Lehren faßt, die Wahrheit leiden kan,
Greifft sie und auch ihr Amt mit hartem Murren an,
Verdreht ihr kräfftig Wort, und martert ihre Schrifften;
So kan ein Drachen-Hauch die reinste Quell vergifften.

Ein schnöder Blumen-Hoff, den Belial gebauet, (a)
Wo man nichts als Napell und kalten Schierling schauet,
Wird Moses Ruhm ein Grab. Ein eitler Connor lacht, (b)
Der Severamben Haupt umschräncket GOttes Macht, (c)
Spinosa meynet gar, daß, den die Traursucht drücket, (d)
Den schwartze Galle brennt, sich zum Propheten schicket.

(a) Dieß ist eine Holländische Schrifft, welche unter einem anmuthigen Nahmen gifftige Meynungen verbirget; Denn sie beschuldiget unter andern Mosen, daß er eine schlechte Wissenschafft von der Erd-Kugel gehabt, sonst würde er sie sich nicht als einen platten Umkreiß, der durch das Wasser der Sündfluth hätte überschwemmet werden können, vorgestellet haben. So wäre es auch schlecht überleget, daß er in eine kleine Arche eine so grosse Menge Thiere gepacket hätte.

(b) In seinem Evangelio Medici, in welchem er über die Wunder nach den Hypothesibus seiner Cartesianischen Philosophie Glossen machet.

(c) Der Verfertiger dieses Tractats scheinet dahin zu zielen, ob hätte Moses durch allerhand Kunstgriffe seine Wunderwercke befördert, und der Rotte Corah, Datan und Abiram durch eine Pulver-Mine ein Grab in der Erden zubereitet.

(d) In Tractat. Theol. Politic.

Was sind vor Meynungen aus Moses Buch erzwungen,
Die der Peirerius in eine Schrifft gedrungen,
Was der von Hohenheim, was Helmont seltnes träumt, (a)
Die fromme Bourignon den Schlüssen eingeräumt,
Wie weit ein Beverland den frechen Kiel getrieben, (b)
Der in die Thorheit fällt, wenn er den Fall beschrieben.

Ein ander liebt die Kunst, die GOtt und Moses hassen,
Und will die Zauberey aus Moses Büchern fassen,
Der Aberglaube sucht der Sternen Alphabet,
Vor dem des Feuers Lauff erschrickt und stille steht,
Der will durch Theraphim, was künfftig ist erfahren, (c)
Dem soll ein Talisman den Leib vor Gifft bewahren.

Was ehmahls Babylon den Völckern aufgebunden, (d)
Was Tyanäus schwermt und Moses nicht erfunden,
Der Jüden Cabala, der göttliche Canal,
Die sieben Sephiroth, der falschen Geister Zahl,
Was deine Blätter Fludd, verbothnes in sich hegen, (e)
Will dein verführter Arm auf Moses Schultern legen.

(a) In Comm. ad Genesin & thesibus de mortis introitu in natur. humanam.
(b) In tractatu de Peccat. originali.
(c) Hievon kan man das Werck des Monf. Caffarel, so Curiositez inouïes betittelt ist, lesen. Einige meynen, es seyn des Labans Götzen solche Bilder gewesen.
(d) Dieser Meynung ist Thom. Stanlejus in seiner Histor. Orient.
(e) Als so wohl seiner Philosoph. Mosaic. als der Geomantie und andern Schrifften abergläubisches eingemischet ist.

Wie

Wie man der kalten Fluth erzürntes Brausen spühret,
Wenn sie ein glüendes durchhitztes Ertzt berühret;
So kocht ein toller Sinn, von Rache, Zorn und Wuth,
Sobald ein [illegible]erer durch strenger Straffen Gluth
Sein Hertz empfindlich macht. Wer nicht der Sünder schonet
Der Boßheit Seegen spricht, der wird mit Fluch belohnet.

Wie klüglich wuste Quandt die Straffen auszutheilen?
Sein heisser Eifer gliech der hellen Feuer-Seulen,
Dadurch der HErr sein Volck auf rechte Wege zieht,
Ob gleich die meiste Zahl mit fremden Augen sieht,
Die nicht, warum sie flammt, nicht den Verbrecher kennet,
Und, denn sie selbst ist blind, von blindem Eifer brennet.

Jemehr die Erde dich, behertzter Quandt, bestürmet,
Je kräfftiger hat dich des Himmels Arm beschirmet,
Du zeigtest Sinai mit schwartzem Rauch bedeckt,
Wo der Posaunen Thon die Nahenden erschreckt,
Und führtest Jsrael bey Blitz und Donner-Schlägen,
Wie Moses seinem GOtt das rohe Volck, entgegen.

Es mag ein wildes Hertz sich selbst vor steinern halten,
Quandt! deiner Reden Macht kan sie, wie Moses spalten.
Verstockte Seelen geht, geht und verhärtet euch,
Er rührt und machet euch durch seine Reden weich;
Denn der verstockten Hertz muß Buß und Andachts-Zähren,
Wie Masa dürrer Felß, Fluth, Quell und Strohm ge-
bähren.

So, wie des Ochi Stamm bey früher Morgen-Stunde,
Den Honig von sich stößt, so brach aus deinem Munde
Gebeugter Seelen Trost: der Schmertz ward abgelenckt,
Und das verschmachtete, verzehrte Volck geträncket.
Dir kan nichts bitter seyn, bey deinen Zucker-Flüssen
Sind Myrrhen Honig-Safft, muß Mara sich versüssen.

Laß Amalek den Spieß und seinen Eifer schärffen,
Das Feld bey Raphadim soll ihn zu Boden werffen;
Hebt Moses Geist und Arm, so fällt des Feindes Heer,
Hemmt Sihon gleich den Zug durch harte Gegenwehr;
Wenn Israel das Schwerdt durch seine Felder träget,
Und ihn von Arnon an biß Ammons Gräntze schläget.

Zur, Evi, Reckem, Hur und Reva muß erschrecken,
Und der Erwürgten Blut gantz Midian beflecken,
Die Gegend Argob brennt durch den gerechten Krieg,
Zu Salcha singet man des HErren schnellen Sieg,
Zu Basan wird der Thron des Riesen umgestürtzet,
Sein langer Halß durch Stahl, wie seine Zeit verkürtzet.

So steiget Moses dann auf des Gebürges Stuffen,
Den Tag, denselben Tag, als ihn der HErr geruffen, (*)
Der dir, betrübtes Volck! die Siege zugewandt,
Und durch Gebet und Arm die starcken Krieger band
Muß, (weint! ihr Stämme weint!) nach ausgetheiltem Seegen,
Nach vierzig Jahren, Stab und Leben niederlegen.

Dieß

Dieß heisset mächtig seyn in Worten und in Wercken,
Dieß wird, mein Quandt, an dir dein Leichen-Stein bemercken!
Du glänzest herrlicher, wie Moses Angesicht.
Klingt bey den Sternen dir mein eitler Lob-Spruch nicht,
Soll dein Gedächtniß doch kein Sturm der Zeit versehren,
Die Stadt verewigt dich in Ubung deiner Lehren.

Hier schweigt Eusebie, soll ich von Troste sprechen?
Soll ich verklährter Quandt! der deinen Kummer brechen?
Ich selbst bin Freuden arm, mir brennt kein helles Licht,
Das ihrer Traurigkeit zertriebne Schatten bricht.
Doch, wird dein theurer Sohn mir Mund und Feder leihen,
So soll sich bald dein Stamm und alles Volck erfreuen.

(a) Es ist mercklich, daß Ihre Hoch-Ehrwürden denselben Tag, da sie vormahls die Vocation bekommen haben, seelig in GOtt verschieden.

Pflichtmäßige bezeugte Freude eines danckbahren Sohnes,

Uber die nach einer schweren Kranckheit durch Göttliche Gnade erfolgte

Genesung

Seines

Gütigen Vaters.*

WEnn sich die tieffe Gluth zur obern Flamme schwingt,
Und aller Ströme Fluß zum Schooß des Meeres dringt,
Wenn die Natur schon selbst die Welt dahin gewehnet,
Daß sich der innre Trieb nach seinem Ursprung sehnet,
Und das Geschöpffe sich nach seiner Quelle reißt,
Aus der, der erste Bach von seinem Wesen fleußt,
Was Wunder daß der Zug der Kinder aufwärts steiget,
So wie der Eltern Blut die Liebe abwerts neiget.

Mein Vater, dieses ist was meine Liebe schreibt,
Du weist was meinen Geist und meine Feder treibt,
Du weist wie sehr mein Hertz ein heller Blick erfreute,
Nachdem des Lebens Strahl die Finsterniß zerstreute,

* Dieses und das folgende Gedichte gehöret zwar nicht zu denen Leichen-Gedichten; doch hat es auch zu keiner der übrigen Classen gerechnet werden können.

Die

Die dein zerstöhrtes Hauß und unsre Brust erschreckt,
Als dich schon halb und halb die lange Nacht bedeckt,
Als ich, wie jederman es mir wird zeugen müssen,
Zu deinem kalten Schweiß ließ meine Thränen fliessen.

Der Todt schwung allbereit sein schwartzes Mord-Panier,
Ließ Pfeil und Bogen sehn, der Anfall drohte dir,
Man rieff: Es ist schon aus, man sieht ihn schon erblassen,
Ach! mit der letzten Krafft wird ihn sein Geist verlassen.
Mehr, es bedaurte dich bereits die halbe Stadt,
Der dein bemühter Fleiß schon längst gedienet hat.
Die Grossen liessen selbst nach deinem Zustand fragen,
Und wer dich nur gekannt schien dich auch zu beklagen.

Doch heimlich freut vielleicht sich manch geheimer Feind,
Der die gemachte Schuld noch zu verleugnen meint.
Er will aus deiner Grufft verbothne Schätze graben,
Und wenn du stirbst, von dir noch was zu leben haben:
Denn weil dich unverhofft die Kranckheit überfiel,
Schielt der Betrug vielleicht nach deinem Lebens-Ziel,
Er will das Deinige mit seinem Gut vermischen,
Und in dem Todten-Meer wie trüben Wassern fischen.

Allein in dem dein Todt schon ausgebreitet war,
Entrieß der Himmel dich der drohenden Gefahr,
Es dämpffte sich der Brand, der schon dein Blut versehrte,
Die Last fiel von der Brust, die sie vorhin beschwehrte,

Die Nächte schenckten dir die schon entwehnte Ruh,
Die starcke Hoffnung nahm mit jedem Tage zu.
Nun kanst du dich vergnügt aus deinem Siegbett heben,
Und fängst mit neuer Krafft im Alter an zu leben.

So preise deinen GOtt, der dich uns wieder giebt,
GOtt, dessen Gnade dich und auch die Deinen liebt,
Der ihre Thränen sieht, auf ihre Seufftzer höret,
Der deiner Jahre Zahl und jener Glück vermehret,
Der ihren Flohr zerreist, und durch ein schnelles Licht
Das Schrecken banger Nacht und ihren Kummer bricht.
Ach höre wie der Mund der Deinigen gestehet,
Daß wie ihr Blut, ihr Heyl aus deiner Quelle gehet.

O Macht! die jedem schon ein festes Ziel bestimmt,
Die uns die Seele giebt und unsern Odem nimmt,
Doch offt, wie ehemahls in Israel geschehen,
Der Lebens-Uhr gebeut den Zeiger umzudrehen,
Erhalte doch mit ihm, (Du hast ihn uns geschenckt)
Die Mutter, die auf nichts als sein Vergnügen denckt,
Die Zweige sind beglückt, wenn nach verlebten Jahren,
Erst Krafft und frischer Safft in ihre Wurtzel fahren.

An

An dem

Geburths-Tage,

Des Hoch-Gebohrnen Herrn,

Hrn. Christoph v. Katsch,

Sr. Königl. Majest. in Preussen hochbestalten würcklich geheimbten Etats- und Krieges-Raths, 2c.

Erb-Herrn auf Däbritz und Ferbitz 2c. 2c.

In Nahmen eines andern.

WAs Wunder grosser Mann da mich mein höchstes Fest,
Den Tag der dich gebiehrt der Himmel feyren läst,
Daß mir der Freuden-Trieb die Adern kräfftig rühret,
Und mir, wie schwach ich bin, dennoch die Feder führet,
Der Eifer meiner Brust ersetzet alle Kunst,
Und statt der Musen Huld beglückt mich deine Gunst.

Ein ander mag den Sinn auf dein Verdienste lencken,
Ich muß an meine Pflicht nicht an dein Lob gedencken,
Der Deinen Wohlfahrt kommt nechst GOtt von dir allein,
Und nimmt noch täglich zu durch deiner Strahlen Schein.
Will ich den rechten Grund von unserm Glücke finden,
So muß ihr Bau sich nur auf deine Pfeiler gründen.

Indessen siehst du nur so weit die Deinen an,
Als ihrer Arbeit Krafft dem König dienen kan,
Möcht jemand nicht sein Amt nach Schuldigkeit verwalten,
So muß mit seinem Fleiß auch deine Gunst erkalten,
Und wenn er gleich ein Zweig aus deinem Stam̃-Baum ist,
Vergissest du doch den der seine Pflicht vergißt.

Doch wo dein weises Aug nur wahren Eifer spühret,
Wird man durch deine Huld stets weiter fortgeführet,
Biß deiner Gnaden Hand uns auf die Staffeln zieht,
Von welchen man erfreut der Wohlfahrt Wachsthum sieht.
Ist unsre Schiffahrt nun auf deinen Winck geschehen,
So werden wir durch dich uns bald im Haafen sehen.

Ich weyhe dir demnach den Freuden-vollen Tag,
Und gebe alles hin was mein Altar vermag.
Hier kan man nicht das Blut von fetten Opffern kennen,
Nur Wunsch und Weyrauch soll in treuen Flam̃en brennen.
Der Himmel der dich liebt erkennet mein Hertz und mich,
Er blickt auf meinen Brand, er sieht und seegnet dich.

Sein Sonnen helles Licht läst allen Nebel fliehen,
GOtt wird dein festes Glück mit Seulen unterziehen,
Dein Glück sey wie dein Geist recht groß und ungemein,
Du wirst noch lange Zeit, ein Schutz der Unschuld seyn,
Selbst die Gerechtigkeit wünscht sich das ihre Wage,
Dein unverletzter Arm mit steiffen Sehnen trage.

Der HErr bestrahle noch dein theurestes Gemahl,
Ihr Glück vermehre sich mit ihrer Tage Zahl,
Die Wahrheit läst von ihr ein rühmlich Zeugnüß lesen,
Sie sey dein ander Hertz und rechte Hand gewesen.
Wenn dich dein König liebt, GOtt dein Gemahl erhält,
Schmeckt dein verdientes Glück den Himmel auf der Welt.

)(o)(

Verliebte= und Hochzeit= Gedichte.

Bey dem
Zum 39ten mahl wiederholten
Hochzeit-Feste,
Des
Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn,
Hn. Friedrich Ludewigs,
Erben zu Norwegen, Hertzogen zu Schleßwig, Hollstein, der Stormarn und der Dittmarschen, Grafen zu Oldenburg und Delmenhorst; Königl. Preußischen General-Feld-Marschalls, des Königl. Dähnisch. Elephanten und Preußis. schwartzen Adlers Ordens-Rittern, Gouverneurs der Festung Minden 2c. 2c.
Mit der
Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen,
Frn. Louise Charlotte,
Erbin zu Norwegen, Hertzogin zu Schleßwig, Hollstein, der Stormarn und der Dittmarschen, Gräfin zu Oldenburg und Delmenhorst, 2c. 2c.

Ihr Musen! die ihr mir so lange jenen Held
Und Waffen, Dampff und Blut, und Schlachten vorgestellt,
Ihr übt mich den Eugen, des Adlers Donner-Strahlen,
Und den zerstäubten Schutt von Belgrads Wall zu mahlen.
Allein

Allein laßt diesesmahl die Helden-Lieder stehn:
Und helfft mir diesen Tag der Liebe Lob erhöhn:
Wer kan die Würckungen der süssen Macht verschweigen,
Wenn heute Helden selbst von ihren Siegen zeugen?

Kommt, bildet mir anitzt des Hertzogs Angesicht,
Nicht wie der Lorber-Zweig den Fürsten-Helm umflicht,
Nicht wie sein kühner Arm den scharffen Degen schwinget,
Und in das feste Hertz verletzter Feinde dringet.
Nicht wie die Tapfferkeit in fortgesetzter Schlacht,
Bey schwerem Gegenstand den Sieg uns leichter macht;
Die, was noch stehen will, zur schnellen Flucht beweget,
Und was nicht fliehen kan in seine Fessel schläget.

Nein! zeigt ihn wie er nicht an Stahl u. Flammen denckt,
Wenn sich Louisens Strahl in seine Seele senckt,
Wenn ihre Schönheit kämpfft und Amors starcker Bogen,
Durch Stahl die Pfeile treibt, den Harnisch ausgezogen,
Biß sein besiegter Leib auf ihre Wahlstatt sinckt,
Und sich ein sanfftes Band um seine Glieder schlingt,
Biß sie und Amor ihn, auf ihrem Liebes-Wagen,
Zum prächtigen Triumph als ihren Sieger tragen.

Dies sieht die Liebe selbst als grosse Thaten an,
Durch die ihr Reich und Ruhm sich weiter strecken kan.
Mit ihrer Fackel Krafft erlangt sie nicht das Glücke,
Was brennet mehr als dies? Charlottens heisse Blicke!

Sie

Sie lässet ihr Altar nicht leer von Opffern seyn,
Und weyhet diesen Tag mit neuen Freuden ein,
An dem die Schönheit ihr den schönsten Sieg gebohren,
Die Zeit das alte Jahr, der Fürst das Hertz verlohren.

Auf Amor! strecke dann auf dies Durchlauchte Hauß,
Zum Merckmahl deiner Macht den stoltzen Scepter aus.
Erneure deine Lust, wenn in den Zeiten-Kreysen,
Sich der berühmte Tag wird in den Wolcken weisen.
Der Hertzog nennet selbst den frohen Tag beglückt,
Der mit entbrandtem Zug die Freyheit hingerückt,
Den nützenden Verlust zu seinem Vortheil lencket,
Und ihm Zufriedenheit und seine Fürstin schencket.

Dein würdiges Gemahl, das Kleinod deiner Brust
Vergnügt mein Hertzog dich mit täglich neuer Lust,
Vergnüget Königsberg, das sich dem Schmertz ergiebet,
Wenn deiner Reise Schluß des Adels Hertz betrübet.
Ein jeder sehnet sich in stiller Traurigkeit
Nach deiner Gegenwart und mehr vergnügten Zeit,
Du kommst und bringest auch was du mit hingenommen,
Die Freude dieser Stadt, muß mit zurücke kommen.

So wie ein echtes Reiß, das aus der Wurtzel schlägt,
Des Stammes Eigenschafft an seinen Blättern trägt;
So läst der edle Geist gepriesener Prinzessen
Sich theure Hertzogin! nach deiner Tugend messen.

In deinem Antlitz hat die holde Majestät,
Und Großmuth in der Brust den festen Sitz erhöht,
Drum kan man aus dem Blick der Printzeßinnen lesen:
Ihr erster Ursprung sey Louisens Blut gewesen.

Und wie der Leuen-Krafft, nur bloß von Leuen stammt;
So hat mein Fürst! dein Trieb den Printzen angeflammt,
Deswegen muß ihm Mars, wie seinen tapffern Ahnen,
Den dir gewohnten Weg zu Krieges-Ehren bahnen.
Selbst Friedrich Wilhelms Gunst bezeichnet seinen Muth,
Ein grosser König liebt das Königliche Blut,
Und kennet Hollsteins Hauß in dessen weiten Zimmern,
Bey ihrem Hertzogs-Hut, auch Königs-Kronen schimmern.

O Himmel höre mich! es müsse jedes mahl,
So offt der Tag erscheint, ein neuer Freuden-Strahl
Den schwachen Gegen-Stand des schwartzen Nebels treñen,
Und durch verklährte Lufft des Firmamentes brennen.
Auf, auf Durchlauchtes Paar! erfrische deinen Brand,
Das Wohlseyn müsse sich in beyder treuen Hand,
Durch einen muntern Schlag des frohen Blutes zeigen,
Und diesen Tag das Glück so wie die Sonne steigen.

Die

Die auf unterschiedene Weise zur Heyrath treibende Liebe, als eine durch die zwölff Himmels-Zeichen lauffende Sonne,

Bey dem hochzeitlichen Ehren-Tage,

HERRN

Christoph Langhansen,

S.S. Th. D. und Prof. Extraord. wie auch Math. Ordin.

Mit

Jfr. Brigitta Gertrud,

Herrn Heinrich Lysii,

S.S.Th. D. und Prof. Ord. Sec. Königl. Preußischen Consistorial-Raths, und Hof-Predigers, wie auch des Colleg. Frideric. Directoris &c.

Jungfer Tochter,

vorgestellet.

WJe sich das Alterthum den Himmel vorgestellt,
Ob Ptolomeus Riß sich auf Erfahrung gründet,
Ob Tychos später Fleiß den Bau der grossen Welt,
Durch einen klugen Satz geschickt zusammen bindet;
Wie weit Copernicus der Preussen Ruhm erhöht.
Den, weil er unverzagt mit, seinen starcken Händen,
Den Lauff des Himmels hemt, nur schwache Köpffe schänden,
Wenn diesem Josua die Sonne stille steht,
Und der sonst träge Ball der ausgeruhten Erden,
Durch einen neuen Trieb muß umgewelzet werden.

Diß alles gehet nicht die freyen Tichter an,
Mir mag die Sonne nur in ihren hohen Creysen,
Daß ich der Liebe Bild an ihr entwerffen kan,
Durch den gewohnten Weg bekandter Häuser reisen.
Die Liebe ruhet nicht wenn uns ihr Zug bewegt,
Und wer die Wallungen verliebter Adern kennet,
Weiß daß ihr Strahl weit mehr als Sonn u. Flam̃e breñet,
Wenn Amors Wunder-Blitz, durch Brust u. Seele schlägt,
Wer nun durch Freyen will der Liebe Ziel erreichen,
Durchstreifft, der Soñen gleich, die zwölff berühmten Zeichen.

Zwar stimmt das Obere und Untre überein,
Wie schon der Weisen Haupt Egyptens Hermes zeiget,
Doch dieser Unterscheid muß bey der Heyrath seyn,
Daß jeder Freyer nicht durch alle Häuser steiget,
Indem der Sitten Zwang den Ausgang uns versagt;
Weil des Gesetzes Hand den Riegel vorgeleget,
Den nur allein der Todt mit harter Macht zerschläget,
Wird ein verirrter Lauff verlachet und beklagt.
Kein schlimmes Zeichen hängt vor schlimmer Häuser Thüren,
Drum kan ein blinder Trieb leicht ins Verderben führen.

Den zieht der Eigennutz in eines Widders Hauß,
Wo ihm die Eitelkeit ein güldnes Fließ versprochen,
Doch löscht hernach die Zeit die stoltze Meynung aus,
So bald der Ehestand die Hinderniß durchbrochen.

Der

Der andre sucht im Stier ein Horn voll Uberfluß,
Er findt es, aber nicht mit Reichthum angefüllet,
Es fehlt der Uberfluß, die Noth wird nicht gestillet,
Doch fühlet Hand und Haupt am Ende mit Verdruß,
Daß ein bethörter Wahn ihm das Gehirn verletzet,
Weil es vor Gold und Schatz, nur Stöß und Hörner setzet.

Der andre fährt vergnügt in ein entschloßnes Thor,
Vor dem die Zwillinge das Zeichen ausgestecket,
Er stellet sich wohl gar ein doppelt Glücke vor,
Biß sich das Kinderwerck zu seiner Quaal entdecket,
Wenn er nur lachen hört, nur Puppen-Spiele sieht,
Wenn sie der Nachbarin nur Fabelchen erzehlen,
Und ihr Gesinde selbst zum Zeitvertreib erwehlen,
Das, wenn es dieses merckt, zu herrschen sich bemüht,
Ja der verlohrne Mann muß Ruhm und Gut verliehren,
Wie kan ein kleines Kind ein grosses-Hauß regieren?

Der nähert sich dem Krebs, vor dem er bald erschrickt,
Darum beschlüsset er den Rücken umzukehren,
Eh er als Bräutigam in dieses Zeichen rückt,
Es scheut die Zärtligkeit die Kniffe seiner Scheeren,
Und der verkehrte Gang wird noch dazu bemerckt,
Daß er sich kaum so viel als träge Raupen reget,
Wenn seine Langsamkeit ihn von der Stelle träget,
Dann wird des Freyers Furcht durch dies noch mehr bestärckt,
Er schwingt sich ängstlich um und da des Hauses Glücke,
Den krummen Krebs-Gang geht, so geht er auch zurücke,

Doch dies verändert nicht, zum freyen Lust und Schluß,
Im Hertzen bleibt der Zug, Verlangen in der Seele,
Denn er verbessert sich. Der ungewisse Fuß
Führt ihn durch schnellen Tritt in einer Löwin Höhle.
Sie schläfft, er mercket nicht das Ubel ihrer Macht,
Er kan von weitem nicht die eingezwängte Klauen,
Und in dem Rachen nicht die scharffen Zähne schauen,
Biß wenn er näher kommt die Leuin auch erwacht,
Die wenn sie sich erhebt aus vollem Schlunde brüllet,
Die Gegend mit Verdruß und ihn mit Furcht erfüllet.

Dort jener lässet sich den lenckenden Verstand,
In das gesuchte Hauß der gleichen Waage treiben,
Er faßt die Waage selbst in die erhöhte Hand,
Und will den Uberschlag schon auf die Rechnung schreiben;
Allein sobald er sie recht in die Augen nimmt,
Merckt er, daß ihn der Wahn durch fremden Schein betrogen,
Und flucht, daß er den Schluß so übel abgewogen,
Indem die Zunge sich in seiner Waage krümmt.
Er sieht ein falsch Gewicht auf einer Schaale liegen,
Und schwerer Thorheit Last die Klugheit überwiegen.

Doch dieses Irrthum ist noch mehr bedaurens wehrt,
Der in das Mörder-Hauß des bösen Scorpionen,
Aus Unbedachtsamkeit zu seinem Tode fährt,
In dessen Zimmern nur Molch, Spinn und Kröten wohnen,

Es

Es kennt die Nachbarschafft der lauten Leuin Wuth,
Doch der wird insgeheim durch kaltes Gifft verzehret,
Der diesen Scorpion in seinem Busen nähret,
Auf den die Löwin fällt, der muß durch fliessend Blut,
Wenn er zerrissen wird, ihr Hauß und Klauen färben,
Doch jenen läst der Stich ohn alles Zeichen sterben.

Der sucht den Schützen auf, wenn er den Bogen spannt,
Und ob gleich Stand und Zeit das hohe Ziel entfernen,
Soll ihm dennoch der Fleiß den weiten Gegenstand,
Durch den geübten Schuß des Bogens treffen lernen.
Weil aber sein Gelück den Zweck zuweit gestellt,
Erreichet nicht der Pfeil den Mittel-Punct der Scheiben,
Die stumpffe Spitze muß verhindert stecken bleiben,
So bald er aus der Lufft entkräfftet niederfällt,
Doch dieses kan noch nicht den steiffen Vorsatz schwächen,
Zuletzt spannt er zu hoch, dann muß der Bogen brechen.

Dem Steinbock gleichet sich ein Weib das niemahls sitzt,
Das auf der Strasse läufft und Zeit und Geld verbringet,
Ein Weib das sich allein auf ihre Hörner stützt,
Das wie der Steinbock pflegt, von Fels zu Felsen springet.
Zwar ein gescheuter Mann spricht zu der Liebsten nicht:
Du sollst auf Schnecken-Art das Hauß am Rücken tragen,
Und ausser Hause dich mit Hauß-Gedancken plagen.
An solchen Grillen hangt nicht einer Frauen-Pflicht.
Indessen muß ein Weib nicht gantz das Hauß verlassen,
Denn diese gehet nur, und wohnt nicht auf der Gassen.

Den foltert Creutz und Angst ein feuchter Wassermann,
Die Schwermuth låsset ihn von keinen Freuden wissen,
Man blicket fast keinmahl sein bleiches Antlitz an,
So ist es ůbernetzt von herben Thrånen-Gůssen.
Nun endlich seh ich mich ins Fisches Hauß herum,
Hier sitzt ein blődes Weib das keine Seele reget,
Das wenig Glut und Blut in ihren Adern heget,
Sie ist im Hertzen kalt und auf den Lippen stumm,
Ihr eingezogner Sinn, scheut Feuer, Licht und Leute,
Und sitzt dem Mann erstarrt und mißvergnůgt zur Seite.

Nun Hoch-Ehrwůrdiger, vielleicht bestraffst du mich,
Daß ich der Jungfer Hauß zur Seite liegen lassen,
Mich důnckt du sagest schon: Freund! was veråndert dich?
Poeten pflegen ja das Zeichen nicht zu hassen,
Auf dem ein muntres Bild der schőnen Jungfer steht.
Wilst du die Ursach denn Hochwerther Freund, erfahren?
Das beste pfleget man zum Ende zu verspahren,
Das beste Zeichen ist in das mein Langhans geht,
Sein Phőbus fůhrt ihn heut umzirckt mit neuem Schimmer,
(Freut Musen, freuet euch,) in seiner Jungfrau Zimmer.

O wohlgetroffne Wahl, ihr seyd euch beyde gleich,
Ihr beyde fůhlt zuerst die Krafft der Liebes Flamme,
Ihr seyd an Tugenden und gleicher Anmuth reich,
Ihr sprosset beyderseits aus Arons grůnem Stamme,

Der

Der Ahne deiner Braut laß das Bekändtniß ab,
Das Luthers Helden-Muth dem Glauben aufgesetzet.
Wie hoch wird Lysius von aller Welt geschätzet,
Wie ehrt die Alten-Stadt Langhansens Hirten-Stab,
Man kan verknüpfftes Zwey, euch halb im Himmel schauen,
Den eure Väter hier schon GOtt auf Erden bauen.

Auf dann und freue dich mit Glück gekröhntes Paar,
Komm! sammle nun die Frucht von deiner Väter Seegen,
Ihr, und eur eigner Glantz macht euren Himmel klar,
Wenn sich der Schatten wird um eure Feinde legen.
Dein Ruhm o theurer Freund! hat wie ein kräfftig Licht
Auch unsern Horizont durch neuen Glantz verklähret,
Von dem ein starcker Strahl durch fremde Gräntzen fähret.
Doch was? ich lobe dich und deine Liebste nicht,
Die Liebste, welcher Brust mehr Gaben wird besitzen,
Als aus der Jungfrau Hauß vom Himmel Sterne blitzen.

Als

Hr. M. Johann Heinrich Kreuschner,

Wohlberuffener Diaconus der Königsbergischen Thum-Kirchen,

Mit Tit.

Jungf. Louise Charlotte,

Herrn Abraham Hintzen,

Königl. Preußischen Cantzley-Bewandten nachgelassenen Jungfer Tochter,

An. 1721. den 18. Febr. seinen Hochzeit-Tag feyrete.

GEfrohrne Heilige, die ihr Rauch, Licht und Brand
Und was nach Feuer reucht, aus euren Tempeln bannt,
Die ihr auf harten Stein die kalten Glieder strecket,
Das Dach des Heiligthums mit Reiff und Schnee bedecket,
Die ihr im Paradies, wo Lust und Jugend blüht,
Die Liebe, die euch lockt, als ein Gespenste flieht,
Eur Geist, will weil ihr lebt, schon durch den Cörper dringen,
Doch das casteyte Fleisch kan sich nicht aufwerts schwingen.

Wenn nun der Dädalus zur stoltzen Himmelfahrt
Das angeklebte Paar geschonter Flügel spart,
Muß das zerflossne Wachs sich von den Federn trennen
Und er den Mücken gleich die Fittige verbrennen,

Ob

Ob sie der Hochmuth gleich vor unzerschmeltzlich hält,
Lehrt doch der Sinckende die aufmercksame Welt:
Wer Sonn und Liebe denckt erkühnt vorbey zu streichen,
Stürtzt, denn die schwache Kunst kan nicht ihr Ziel erreichen.

Die Menschlichkeit verlacht den kalten Helden-Muth,
Das Fleisch erhitzt sich selbst, das Blut schäumt von der Glut
Als GOtt den Adam schuff, schuff er belebte Flammen;
Der Himmel billigt sie, will sie der Mensch verdammen?
Ist kein Gesetze doch am Alter diesem gleich:
Vermehrt durch eure Krafft der Erden wüstes Reich,
Ihr solt den weiten Kreys der neuen Welt besämen,
Die ihren Wachsthum wird von eurer Hitze nehmen.

Wer macht den Tempel denn zu einer finstern Klufft,
Wo Licht und Feuer nicht durch die erstickte Lufft,
Mit Strahl und Hitze dringt. Wenn ihr das Auge drehet
Bald auf die Heyden blickt, bald auf die Juden sehet.
So sehet ihr in Rom, in Cypern und Athen,
Wie zu Jerusalem den Heerd voll Flammen stehn,
Soll denn der Priester Hertz allein nicht Flammen tragen,
Aus welcher Tempel doch die Feuer-Funcken schlagen?

Das Brust-Schild Aarons umzircket Gold und Stein,
Doch darff sein fleischern Hertz darum nicht steinern seyn,
Die Priester fangen Glut, sie leben, sie empfinden,
Was uns verstattet ist, wird ihnen nicht zu Sünden,

Die Liebe steckt ihr Blut, ihr Arm das Opffer an,
Das Hertze brennt so starck, als dis nicht brennen kan,
Man sieht, so bald der Dampff vom Weyrauch aufgegangen'
Ihm Ketten um die Brust, auch an dem Rauch-Faß hangen.

Mein Kreuschner! dieser Tag der dich und mich erfreut,
Durchstrahlt die kalte Nacht verhaster Einsamkeit,
Er heißt mich auf Papier, dich in das Hertze schreiben:
Das Kirchen-Engel noch beseelte Menschen bleiben.
Der Himmel macht dein Glück und dein Vergnügen groß,
Du sitzest nebst der Braut auf seinem Gnaden-Schooß,
Ihr Geist und Leib besitzt was tausend andern fehlet,
Weil GOtt nur zum Altar was unbeflecktes wehlet.

Doch weil man dieses Blatt dir vor das Auge rückt,
Hat dein bekanntes Lob mein Reim nicht ausgedrückt,
Du pflegst die Lehren nicht mit Hülsen dürrer Grillen,
Und deine Predigten mit Fabeln anzufüllen,
Ich gründe dein Verdienst auf Kapp und Mantel nicht,
Der äusserliche Schein betrügt nicht mein Gesicht,
Die Musen sind nicht weit, man darff nur diese fragen,
Die Kirche freuet sich, da jene sich beklagen.

Du hörst auch heute nicht, was man zu hören pflegt,
Wenn mancher schon im Vers die Braut zu Bette legt,
Der ihrer Glieder Pracht zu bilden sich bemühet,
Mit einem frechen Blick gar durch den Vorhang siehet,

Der kein geheimes Wort der Schertzenden verschweigt,
Und sie der gantzen Stadt in vollen Flammen zeigt.
Nein, Priester mögen nicht bey ihren stillen Freuden,
Was man in Paphos singt, auf Zions Höhen leiden.

Geniesse denn mein Freund die ungeschmeckte Frucht,
Und finde deine Lust, die dein Verlangen sucht.
Dich bindet gleiche Macht der Schönheit und der Tugend,
Erfreue dich mein Freund des Weibes deiner Jugend,
Auf! hebe nur getrost die Schätze deiner Braut.
Der Himmel hat sie dir mit hoher Hand vertraut,
Er selbst hat ihr dein Bild in ihre Brust getrieben,
Drum wird ihr Hertze dich, wie die Gemeine lieben.

Das Maaß der unermeßlichen Liebe,
Bey dem
Kast- und Verlauischen Heyraths-Feste.

DEr Wunder volle Brand der reitzenden Natur,
Der mit dem ersten Hauch durch Adams Glieder fuhr,
Der seinen Kindern auch im heissen Busen spielet,
Und durch der Jahre Lauff sich noch nicht abgekühlet,
Die Geister-volle Gluth, die Geist und Seele brennt,
Die durch den Geist entspringt, wird zwar ein Geist genennt;
Dennoch entschließ ich mich ihr Wesen zu vergessen,
Ich will der Liebe Maaß nach andern Cörpern messen.

Allein

Allein wer weiß wie weit sich ihre Långe streckt?
Wer kennet den Bezirck, den ihre Breite deckt?
Wer kan das scharffe Licht nach ihrer Hŏhe lencken?
Wer darff das Forsch-Gewicht nach ihrer Tieffe sencken,
Gemeine Ruthen sind hiezu noch viel zu klein,
Der Maaßstab muß so groß als daß gemessne seyn.
Ihr weiter Raum umfaßt den Kreiß der grossen Erden,
Und eine neue Welt kan aus den Flåchen werden.

Dort wo das Mittagsland mit dürren Flammen dråut;
Der Nord-Pol Reiff und Schnee auf weiße Båren streut,
Wodurch der Kugel-Theil ein gleicher Durchschnitt dringet,
Wo sich um seinen Kreys ein jeder Gürtel schlinget,
Das åusserste der Welt, das unbekandte Land,
Wohin Columbus nicht die Seegel ausgespannt,
Wo kein gewagter Mast, das Ufer kan durchstreichen,
Dahin, und weiter kan der Liebe Långe reichen.

Wie hoch Olympus auch die rauhen Klippen trågt,
Dem auch der Donner nicht auf seinen Scheitel schlågt,
So kan die Liebe doch die Hŏhen übersteigen,
Und von der Hŏhe sich in tieffe Thåler beugen.
Ja wen sie leiten kan, dem ist kein Weg zu weit,
Ist nichts zu hoch, zu tieff, ist nichts zu lang und breit.
Kommt Künstler, messet sie; doch glaubet daß ihr fehlet,
Wenn ihr das Werckzeug, nicht aus Amors Rüst-Hauß wehlet.

Denn

Denn misset man beglückt der Liebe Gräntzen ab.
Cupidens Köcher dient dem Messenden zum Stab.
Es wird durch seinen Pfeil der längste Strich gezogen,
Der weitste Circul ist sein abgespannter Bogen,
Den gleichen Spitzen ist kein Umkreiß gar zu groß.
Und bindet er den Strick von beyden Enden loß,
Gleicht keine Ruthe sich der angestrengten Sehnen,
Denn sie weiß sich allein unendlich auszudehnen.

Mein Rast, da deine Brust den Zug der Liebe spührt,
Und dich die holde Braut durch ihren Blick gerührt,
Davon dir Blut und Geist, in allen Adern wallen,
Wirff den Euclides weg! laß deinen Circkel fallen!
Der Circkel, der dein Lob sonst hoch empor gebracht,
Der dich bey uns beliebt, berühmt bey Fremden macht,
Und alle deine Kunst kan dir nicht heute nützen;
Apollo steigt vom Thron, und läßt den Amor sitzen.

Der öffnet dir den Grund der neuen Wissenschafft,
Sein Wort durchdringt den Marck, die Lehren sind vollbracht;
Er wird mich schon gewahr, drum muß ich mich entfernen,
Denn nur ein Bräutigam soll dies Geheimnüß lernen.
So hat mein Ohre kaum den Anfang angehört,
Als mich sein Zuruff schon in meinem Fleiße stört,
Die Hoffnung aber kan mir den Verdruß vernichten,
Mein ausgelernter Freund, wird mich schon unterrichten.

Indessen öffnet sich die Thüre noch einmahl,
Der laute Glückwunsch schallt durch den gezierten Saal:
Eur grüner Liebes-Baum soll ewig fest bekleiben,
Und um den langen Stamm die breiten Zweige treiben.
Sein Gipffel strecke sich weit durch die hohe Lufft,
Die Wurtzel dringe selbst biß durch die tieffe Grufft.
Die letzte Parce soll den Faden-Schnitt vergessen,
So kan man nicht eur Glück, und eure Liebe messen.

Als
Herr Christoph Daniel Meltzer,
Medicinæ Doctor,
Mit
Jungf. Maria Elisabeth,
Hrn. Johann Martin Huhnen,
Vornehmen Kauff- und Handels-Mannes geliebten Jungfer Tochter,
An. 1721. den 15. Jul. seinen Hochzeit-Tag feyerlich begienge.

DJe strenge Sitten-Kunst die schon Athen erhöht,
In Rom auf dem Altar der sieben Berge steht,
Läst das gelehrte Volck von harter Tugend träumen,
Doch wer kan die Natur mit kalten Regeln zäumen?

Wo

Wo nicht was höhers kämpfft, das ihre Kräffte bricht,
So siegt das matte Heer gefrohrner Weisen nicht,
Die von des Fleisches Zwang mit reinen Zungen lallen,
Und selbst vom Lehrer-Stuhl, auf geile Brüste fallen.

Man weichet von der Bahn, die man offt andre lehrt,
Und die Natur wird taub die fremde Stimmen hört,
Den Thon verstehet nur das Ohr geübter Christen,
Die Schrifft rufft nur allein: Mensch! last dich nicht gelüsten!
Man sieht nicht ohne sie die Lust vor Sünden an,
Ein Heyde weiß nicht mehr, als Paulus wissen kan,
Nur das Gesetze zeigt das Brand-Mahl heisser Sünden,
Die tappende Vernunfft kan keinen Fehler finden.

Dringt in des Freundes Brust ein ungetreuer Stahl,
Und überhäuffet ihn mit Wunden und mit Quaal;
Will eine diebsche Faust in fremden Kasten wühlen;
Läst Mordbrand, Glut und Sturm mit armen Dächern spielen;
Wenn Unempfindlichkeit bey Noth und Jammer lacht,
Ein Geitziger sein Gut mit Thränen schwehrer macht,
Ein undanckbahrer Kerl sich nach dem Winde drehet,
Und den der ihn erhöht, in seinem Fall verschmähet;

Weñ man ein schwaches Rohr durch Lügenwind zerbricht,
Wenn des Verläumders Maul mit Natter-Zungen sticht,
Dann wird sich die Natur bey dieser That empören,
Dann läst sie in uns selbst ein hartes Straf-Lied hören.

Doch

Doch wenn die Schönheit uns mit hellen Blitzen rührt,
Vor der ein Helden-Arm der Weißheit Schild verliehrt,
Dann kan die Sitten-Kunst uns kein Verbrechen zeigen,
Die Liebe redet starck, die sieben Meister schweigen.

Man zieht nicht die Natur wie weite Kleider aus,
Den angebohrnen Trieb, treibt keine Kunst heraus,
Kein Schwerdt verjaget ihn mit wiederhohlten Streichen,
Sie wird dem Nero nicht mit allen Henckern weichen.
Wenn dorten Seneca unüberwindlich bleibt,
Im Hertzen Kohlen nährt, und dennoch frostig schreibt,
Muß ihm die keusche Schrifft zur Wollust-Decke dienen,
Er meidet zwar den Schein, allein nicht Agrippinen.

Gesteht, doch rühmet nicht die ungestühme Gluth,
Auf! fesselt die Natur, löscht das entbrandte Blut.
Wenn ihr ja lieben wolt, so liebt nach den Gesetzen,
Sonst wird die Rose selbst euch durch den Dorn verletzen.
Die Liebe führt nicht wohl, die aus dem Wege schweifft,
Und mit gereitzter Hand nach jedem Irrlicht greifft,
Grabt nicht den tieffen Schatz, dem sich verbannte Drachen,
Wenn Schlund und Auge flammt, zu grausen Wächtern machen.

Wie ruhig liebst du nicht, mein Freuden-voller Freund,
Dem itzt der Sterne Gunst aus heitrem Himmel scheint,
Da dieses Myrthen-Fest dir deine Sehnsucht stillet,
Und den verliebten Arm mit tausend Schätzen füllet.

Empfin-

Empfinde deine Lust, gebrauche deiner Zeit,
Denn deine schöne Braut bewundert auch der Neid,.
Der Himmel bauet dir ein Paradies auf Erden,
So muß Hauß, Liebe, Stand und Glücke grösser werden.

Die Unvermuthete Veränderung der Einsamkeit mit dem Ehestande, An dem Gregorovius- und Kersteinischen Hochzeit-Tage vorgestellet.

SO lerne denn allein zu seyn
Wie stimmt denn nun das Werck mit deinem Wahlspruch ein?
Mich dünckt du bliebest Eyß bey Sonnen-schönen Frauen,
Du solltest, wie es schien, ein eigen Kloster bauen,
Doch weil dein scharffer Sinn, mein kaltes Blut gekannt,
So war ich schon von dir zu deinem Abt ernannt.
Mein Freund, wo bleibt das Wort? Was hast du mir versprochen?
Ach dein Gelübde wird verletzt, geschwächt, gebrochen!

O schleunig umgekehrter Sinn!
Ein schönes Auge reißt die Ordens-Regeln hin,
Du hast sie zwar gelehrt, allein nicht ausgelernet,
Nun eilst du selbst dahin, wovon du dich entfernet.
Bekenne denn die Krafft der siegenden Natur,
Dies war ja nicht ihr Weg. Dies ist die fremde Spuhr.
Wenn ihre Lehrer nur von der Gesellschafft schreiben,
Lehrt Gregorovius die Welt allein zu bleiben.

Ist dies ein wohlerwogner Schluß?
Was saget Puffendorff, was sagt Thomasius?
Sie beyde sagen Ja! Und du wilst anders sagen?
So redet die Natur: Ich muß die Schmach beklagen,
Dich Liebe ruff ich nun zu meinem Rächer an,
Auf! zeige mir und ihm, was deine Flamme kan,
Du must zu meinem Heyl den kühnen Frevel stöhren,
Und sein Exempel selbst zernichte seine Lehren.

Gleich fühlet er das sanffte Band,
Die muntre Kersteinin hat seine Brust entbrannt
Er muß (wie fest er war) den Vorsatz gleich verlassen,
Er liebet und beginnt die Einsamkeit zu hassen.
Die Freude kröhnet ihn, er selbst beklagt die Zeit
Der Lust-bedürfftigen und kalten Einsamkeit,
Er kömmt durch seine Braut in den gepaarten Orden,
Sie aber ist durch ihn zur Doctorin geworden.

Sie

Sie geht mit unverzagtem Muth
Nach dem Catheder hin. Zwar fehlt der Freyheits-Hut
Doch hievor deckt sie sich mit einer Purpur-Hauben,
Seht des Promotors Ring um ihre Finger schrauben.
Hier liegt das grosse Buch das weite Völcker-Recht,
Man schlägt die Blätter auf vor beyderley Geschlecht,
Und so ist sie creirt. Mit hundert tausend Küssen
Und aller Lust Geschrey, wird sich der Actus schliessen.

Als
Herr Friedrich Rabe,
J. U. D. und der Ober-Gerichte des Königreichs Preussen Advocatus,
Mit
Jungf. Johanna Maria,
Herrn Johann Amseln,
J. U. D. und Professoris Ordin. Secundar.
einttzigen Jungfer Tochter,
An. 1722. den 12. Nov. seinen Hochzeit-Tag feyerte.

Auf den verlassnen Thron von Wunder-voller Pracht,
Den deine Himmelfahrt Astära leer gemacht,
Warff sich der schwancke Leib der Liebes-Göttin nieder,
Der stoltze Stuhl war schön, noch schöner Venus Glieder,

Ein Gold-gesticktes Sammt verhieng den hellen Saal,
Und Venus öffnete ihr weites Tribunal.
Hier darff die Themis nicht mit schneller Waage sitzen,
Noch das erhabne Schwerdt in strengen Händen blitzen,
Sie hat an dieses statt des Sohnes Pfeil gewehlt,
Daß es dem Amte nicht an allen Waffen fehlt.
Hier kan Parthenligkeit den Richtstab nicht zerbrechen,
Noch der Gesetze Krafft, der Augen Reitzung schwächen,
Der holden Richterin verschräncket im Gericht,
Ein dichtes Purpur-Band das Sternen-gleiche Licht.
Den Schrancken, der das Volck vom freyen Richt-Platz scheidet,
Hat der berühmte Schmuck des Teppichs überkleidet,
Auf dem der Nadel Kunst dies alles vorgestellt,
Wodurch der Venus Arm der halb-entbrandten Welt
Den Scepter fühlen läst. Hier stehn die Sieges-Zeichen,
Hier tritt der nackte Fuß das Feld verliebter Leichen.
Ein sterbender Anton sprützt hier aus heisser Wuth,
Auf seinen eignen Dolch das Königliche Blut.
Der mörderische Sturm treibt auf Leanders Flammen,
Die aufgeschäumte Macht der kalten See zusammen.
Der abgetheilte Halß der Mariamne fällt
Vor ihres Henckers Fuß, den sie gefesselt hält,
Der Trost vor seinen Brand in ihrem Tode suchte,
Und nach verübter That sein Leben selbst verfluchte.
Die nachgesetzte Braut des harten Masanissen,
Läst das geschickte Gifft durch blasse Lippen fliessen.

Diß

Diß Bild entwarff zugleich der Waffen hohes Glück,
Das durch den Himmel drang, und den berühmten Sieg,
Und jenen grossen Tag, mit ungemeinen Zügen,
An dem die Götter sich in ihren Banden schmiegen.
Mars wirfft auf ihren Schooß den schweren Krieges-Stab,
Hier leget Jupiter die spitze Keilen ab,
Und Bachus ist bemüht mit Wein-gefüllten Schaalen,
Den schuldigen Tribut der Herrscherin zu zahlen.

Dies reich-gewürckte Zeug macht alles dies bekandt,
Was Venus hier zum Schmuck des Schranckens angewandt
Vor diesem solte nun von wegen seltner Gaben,
Der Amor gantz allein den Locum standi haben.
Der Venus erster Sohn ist Consulent und Rath,
Führt hier das Protocoll und ist auch Advocat.
Doch seine weise Hand hat um den schlaffen Bogen
Ein Rosen-rothes Tafft als Mantel umgezogen;
Den, wenn das Contrapart sein weiches Hertz bewegt,
Der litis Dominus auf beyden Schultern trägt,
Offt hetzt er Freund an Freund und kan sie auch versühnen,
Er nimmt sich auch das Recht zwey Parte zu bedienen.

Auf dieses Bitten wird ein wehrter Freund citirt,
Und vor den Richter-Stuhl der Venus hingeführt.
Er war kaum vorgestellt, so war der Muth verschwunden,
Die Regung, die sein Blut im Augenblick empfunden,
Bemeisterte die Kunst geüber Wissenschafft,
Das ausstudirte Recht und seiner Rede Krafft.

Doch endlich hörte man ihn nach der Ursach fragen,
Warum man ihn citirt? Bald fieng man an zu klagen,
Er habe die Natur und ihr Gesetz verletzt,
Und ihm der Römer Recht aus Frevel vorgesetzt,
Er hatte öffentlich der Liebe Hohn gesprochen,
Die Majestät verletzt, und seine Pflicht gebrochen,
Und dies verführete das männliche Geschlecht,
Deswegen stellte man auf diese That zu Recht:
Beklagter möchte Stahl um Brust und Arme tragen,
Und ihn Cupido gleich in harte Fessel schlagen.

Beklagter hörte nun, warum man ihn verklagt,
Und als er sich gebückt, den Titul hergesagt
Sprach er: Ich kan diesmahl nicht Forum agnosciren,
Und noch vielweniger hier Litem contestiren.
Dies wiederlegte gleich der Venus kluger Sohn,
Das Urtheil aber fiel von seiner Mutter Thron.

Der Gnade weicht das Recht. Dies soll Beklagter spühren,
Ihm fehlt der Methodus bey mir zu procediren,
Doch seine Fähigkeit zeigt mir noch Hoffnung an,
Daß sein berühmter Fleiß ihn endlich bessern kan.
Hör an! Entferne dich von allen Legulisten,
Es macht der Ulpian bey mir noch nicht Juristen;
Nur was Ovidius, und Hoffmanns-Waldau lehrt,
Wird hier vor meinem Stuhl als ein Gesetz verehrt.

Nach

Nach diesem suche dir den schönsten Lehrer aus,
Du findest ihn gewiß in deines Amsels Hauß,
Die muntre Tochter wird, wenn die Cathedern schweigen,
Das Corpus Juris dir nebst den Novellen zeigen.

Cantata,
Als
Hr. Joh. Bernh. Hahn,
Der Heil. Schrifft Docor und der Orientalischen Sprachen auf hiesiger Königl. Academie Professor Ordinarius,
Mit
Jgfr. Christina Elisabeth,
Hn. Christoph Grube,
Vornehmen Gerichts-Verwandten der Altstadt in Königsberg Jungfer Tochter, seinen Hochzeit-Tag begieng.

A R J A.

O Ungeheure Schmertzen!
Mein Hertz und Auge bricht.
Alecto steigt aus ihrer Schwefel-Grufft
Und füllet die beschwärtzte Lufft

Mit Feuer-Funcken an, die aus der Hölle flammen.
Der halbe Theil der Welt
Verlodert schon in strengen Flammen,
Die nicht ein Strohm der Thränen dämpffen kan,
Der den gequälten Sterblichen
Aus den gereitzten Augen fällt,
Wenn Asch und Grauß
Der Felder Frucht und Schmuck bedecket;
Wenn alles was man sieht erschrecket;
Weñ sie den engen Strohm, des Meeres weite Fluth
Mit Menschen-Blut
Beflecket,
Das wüste Land voll blasser Leichen sehen;
Wenn Hauß und Gut
Die Winde durch die Lufft verwehen.
Auf Venus, rette dein Altar,
Es ist um deinen Ruhm, es ist um mich geschehen,
Stahl und Cypresse deckt ein jedes Haar.
O grosse Göttin! schütze mich,
Ein jeder scheuet sich
Ein frohes Myrten-Reiß um seinen Schlaff zu drehen.

A R J A.

Wenn gleich gantze Länder brennen,
Brennen doch die Seelen nicht,
Brennen tausend Todten-Kertzen,
Scheinet doch auf wenig Hertzen

Mei-

Meiner Hochzeit-Fackeln Licht.
O ungeheure Schmertzen!
Mein Hertz und Auge bricht.

Venus.

O Hymen klage nicht,
Was läst du dich den falschen Kummer quälen,
Eh wird der Ocean von Wasser ausgeleert,
Eh wird der Sonnen Hitz und Licht
Als meinem Tempel Weyrauch fehlen.
Vor mir senckt Mars sein freches Schwerdt,
Der Strahl der aus der Daphnis Augen fährt,
Verblendet selbst den hellen Gott der Sonnen,
Wie hab ich nicht den Ruhm der Pallas abgewoñen?
O unbeschränckte Macht! der Himmel und die Erden
Muß meinem Scepter zinsbahr werden.

A R I A.

O Wunder-volle Süßigkeiten!
Wer kan den heissen Trieb bestreiten,
Der starcke Seelen taumlend macht?
Der eine Brust von Ertzt beweget,
Der kalte Marmor-Bilder reget
Und auch aus starren Augen lacht.
O Wunder-volle Süßigkeiten, ꝛc. Da Capo.

Schau diesen grossen Hochzeit-Saal
In dem vielleicht

Mehr Hertzen brennen
Als man beflammte Kertzen angesteckt;
Kanst du denn nicht die schöne Iris kennen
Die mir ein freyes Opffer reicht?
Schau wie das heisse Blut,
So ihr in das Gesichte steiget,
Sie meines Sieges überzeuget.

A R I A.

Was hat Iris nicht empfunden,
Die sich ehmahls wiedersetzt?
Diese Hand die sie verletzt,
Hat sie auch verbunden,
Ehmahls schmertzten ihre Wunden,
Nun sie sich nicht wiedersetzt,
Und die Freyheit übergiebet,
Nun sie liebet,
Ist der Schmertz verschwunden.

Wenn man durch rauhen Wiederstand
Der Liebe zu entgehen sich bemühet
So ist sie leichten Schatten gleich,
Der stärcker folgt, wenn man am stärckſten fliehet.
Wie bald erhitzt ein Hertze doch der Brand!
Wenn uns der ewigen Versehung-Hand
Das was sie uns bestimmt auch vor die Augen stellt,
Wenn sie uns das erwehlt, was uns zugleich gefällt.

Hymen

Hymen.

Wem hat des Himmels Macht
Die Blüthen dieser schönen Jugend
Und der mit ihr verknüpfften Tugend,
Zugedacht?

Venus.

Du wirst, wenn du es sollst errathen können,
Auch wohl dem Würdigsten dies Glücke gönnen,
Dem Hoch-Ehrwürdigen uud Hochgelahrten Hahn,
Der diesen Titel führt, und es auch würdig ist,
Dem fliest
Das Glück mit vollen Ströhmen zu,
Denn er ist angenehm, Er ist zugleich gelehrt.
Was hilfft es wenn man sonst die Wissenschafften ehrt,
Die mancher, der die Braut geblendet,
Mit rauhen Sitten schändet?
Was hilfft es wenn ein Fremder viel
Von der berühmten Weißheit saget,
Und seine Liebste wird der harten Thorheit Ziel,
Die seine Tyranney beklaget?
Nein, Nein,
Hier wo Verstand und Schönheit sich verbindet,
Und Anmuth sich zu holder Jugend findet,
Da muß die Wahl beglückt, das Leben himmlisch seyn,
Auf Hymen stimme doch mit meinen Wünschen ein.

ARIA.

Schöner Frühling zarter Jahre,
Schmücke mir der Iris Haare,
Schmücke mir der Iris Brust,
Doch laß Anmuth, Schertz und Lust,
Laß die Blumen ihre Brust,
Wenn gemeiner Blumen-Schein
Durch den Frost sich muß entfärben,
Wenn die Purpur-Rosen sterben,
Wenn die Lilien verderben,
Nicht ein Raub der Zeiten seyn.
Verhängniß stimme selbst mit unserm Wünschen ein.
Ihr andern Nymphen werdet bald
Von meiner feurigen Gewalt
Bezwungen.
Beglückter Hahn, durch den mein Lob erschallt,
Du bist durch allen Kummer durchgedrungen,
Du bist besiegt, und hast doch überwunden.

ARIA.

Beflügelt euch
Ihr Wollust-volle Stunden,
Seyd der Verliebten Sehnsucht gleich.
Ja! Ja!
Ihr kommt, ihr seyd schon da!
Wie ist die Grube doch so reich?
Wenn sie der Hahn erst wird ergründen,

Wird

Wird er Rubinen-Blut
In den zertheilten Adern finden.
Die Nacht verlöscht der Sonnen Glut;
Es ist schon überwunden.
Beflügelt euch
Ihr Wollust-volle Stunden,
Seyd der Verliebten Sehnsucht gleich.

Auf
HERRN
Theoph. Siegfried Bäyern
A. M. der Cathedral-Schulen in Königsberg wohlverdienten Conrectoris und der Raths-Bibliothec Bibliothecarii.
Ehe-Verbindung
Im Jahre 1721.

DEs Himmels Arm muß Keil und Blitz
Auf dich du Brut der Höllen schärffen,
Und den beperlten Purpur-Sitz,
Von den zermalmten Pfeilern werffen;

So

So wirst du nach gestürtzter Macht,
Bey wiederholten Donnerknallen,
In deines Abgrunds tieffe Nacht,
In deinen ersten Ursprung fallen.

So recht! der Geilheit Scepter bricht,
Nebst der zerstückten Cronen Bogen:
Durch ihr entlarvtes Angesicht
Wird keine Seele mehr betrogen:
Entblößt die scheußliche Gestalt,
Dieß Ungeheuer muß man scheuen;
Ihr dunckler Opfertisch sey kalt,
Wer wird dem Drachen Weyrauch streuen?

Es zeiget sich der Erden-Riß,
Sie öffnet sich nach starckem Beben:
Denn in das Reich der Finsterniß
Wird sie dir Thor und Eingang geben.
Der Schlag, der deinen Stuhl zerschlug,
Hat ihr Gewölbe durchgeschlagen,
Und weil sie dich mit Abscheu trug,
Will sie dich lieber gar nicht tragen.

Den Tag und jenes hohe Licht
Macht dein verhaßter Anblick trübe.
Du bist der Liebes-Engel nicht,
Du, das Gespenste treuer Liebe.

Fleuch! denn die Dampf-erfüllte Lufft
Vergifftet sich von deinem Hauchen.
Fleuch! dich in der entfernten Klufft
Verbannter Schatten, einzutauchen.

Die finstre Grufft verschliesset sich,
Nun wird der Himmel aufgeschlossen,
Ein reiner Glantz entzücket mich,
Der vom Gestirne ausgeflossen.
Komm! unbeflecktes Himmels Kind,
Erscheine der verderbten Erden,
Und weil wir Flammen-fähig sind,
Laß uns durch dich entzündet werden.

Laß, reine Liebe, dich einmahl
In dem geweyhten Tempel nieder.
Du kommst! dein Haupt kröhnt Licht und Strahl,
Ein schimmernd Silber deckt die Glieder;
Man sieht der Unschuld holden Schein
Um deine Tauben-Augen schertzen;
Dein Scepter muß ein Hertze seyn,
Du herrschest über tausend Hertzen.

Der Seelen überwundne Schaar
Fällt dir als Siegerin zu Füssen,
Und auf dein flammendes Altar
Lasst Peru süssen Balsam flüssen.

Man sieht der Specereyen Last
Den Mohren auf die Kohlen heben;
Denn weil du ihn entzündet hast,
Muß er dem Feuer Nahrung geben.

Der harte Mars senckt Schild und Schwerdt,
Sein steiffer Harnisch muß sich bücken;
Die Thetis eilt den Opferheerd
Mit Perlenmuscheln auszuschmücken;
Die Flora zinst der Rosen Blut
Bey purpurreichen Anemonen;
Pan wirfft den Stab in deine Glut,
Der Phöbus unverwelckte Cronen.

So brennt das Waffen volle Feld,
Der Krieg vermischt sich deinen Flammen.
Und wenn dein Brand die See befällt,
Schlägt die gekochte Flut zusammen.
Die Gärten sind der Lüste Thron.
Den kühlen Wald erhitzt die Liebe.
Der Musen Höhe rauchet schon,
Wie ihre Brust, von deinem Triebe.

Allein es wird dein milder Brand
Nicht nach Gomorrens Schweffel rüchen;
Dein unberauchter Gegenstand
Ist nicht mit schwartzem Grauß bestrichen;

Wer

Wer sich an geile Flammen stellt,
Den muß die wilde Brunst verzehren.
Das Wachsthum der erwärmten Welt
Kan deine Krafft allein gebähren.

Gleich hört man einen Freudenthon,
Durch deines Tempels Bogen dringen.
Ich schweige, doch vor deinem Thron
Läßt Bayer dir ein Loblied klingen.
Weil ihm dein Zug die Zunge regt,
Gefällt der Schall den sie erwecket;
Die Stirne, die sonst Lorbern trägt,
Hat in den Myrten sich verstecket.

Die weissen Wangen seiner Braut
Muß eine keusche Röthe färben;
So, wie man selbst den Himmel schaut,
Wenn die verlebten Tage sterben:
Des Jungfer-Standes letzter Schein
Ist ein nicht fehlender Prophete:
Der Tag wird heiß und heiter seyn,
Auf eine schöne Abendröthe.

Beglücktes Paar! beglückter Stand!
Beglückte Glut, die euch entzündet!
Beglückte Wahl! beglücktes Band,
Das zwey beglückte Seelen bindet!

Wer sie nur kennet, wird erfreut,
Weil beyder Ruhm und Tugend blühet,
Weil beyder echte Frömmigkeit
Den Seegen auf die Hütte ziehet.

O Liebe! flösse Geist und Safft
In der Verliebten heisse Glieder,
Und wirff, aus unerschöpffter Krafft,
Hier täglich neue Flammen nieder.
Laß sich in die gelehrte Brust
Dein voller Zuckerstrohm ergiessen;
Laß die so spät geschmeckte Lust
Dies Paar empfindlicher genüssen.

Es wird auf euch nicht Strahl und Schlag
Aus finstern Donner-Wolcken fahren.
Feyrt noch einmahl den Hochzeit-Tag
Im halben Theil von hundert Jahren.
Komm Hymen! komm! Dianens Licht
Versteckt sich schon am Wolckenbogen,
Man sieht auch die Verliebten nicht,
Der Vorhang ist schon zugezogen.

Daß die Medici in der Liebe glücklicher als Apollo der Gott der Artzeney-Kunst sey,

Wurde bey der glücklichen Verbindung eines geschickten Medici,

HERRN

Christian Ludewig Charisii,

Der Artzeney-Kunst Doctoris, und der hiesigen Academie Prof. Ord. Quart.

Mit

Jgfr. Johanna Regina,

Herrn Johann Kienders,

Wohl-verdienten Stadt-Raths und Wett-Herrn im Löbenicht,

Jungfer Tochter,

Anno 1723. den 9 Februarii vorgestellet.

WJe! muß Apollo selbst entbrennen?
Wer bläßt die scharffen Flammen auf?
Man siehet seinen leichten Lauff
Den Gegenstand der Lüffte trennen.
Er stürtzt sich aus dem Götter-Reich,
Der Köcher klingt ihm auf dem Rücken,

Er fliegt, den schnellen Winden gleich,
Durch seiner Arme Band, was ihn bestrickt zu drücken.

Er wirfft die abgewöhnten Waffen
Und den Gebrauch der Künste hin,
Er rufft: Nun ich gefoltert bin,
Kan ich mir selbst nicht Lindrung schaffen.
Erzürnte Daphne! zwinge dich,
Ein Ende meiner Quaal zu machen,
Dein Sieg ist grösser über mich,
Als ehmahls mein Triumph des ungeheuren Drachen.

Dein hoher Ruhm steigt zu den Sternen,
Ach liebe mich! Ach stehe still!
Je mehr sich Phöbus nahen will,
Je mehr will Daphnis sich entfernen.
Laß sich auf hart-bewegter Brust
Der Schönheit Uberfluß ergiessen,
Laß mich durch starck-empfundne Lust,
Nicht durch den langen Lauff, von Mattigkeit, zerfliessen.

Allein die Flucht der bangen Schönen
Eilt seinen strengen Schritten vor,
Sie läufft, sie schließt ihr taubes Ohr
Vor seiner Klagen rauhen Thönen,
Sie läufft, biß ihr geschwächter Fuß
Den schweren Sand des Ufers fühlet,
Biß ihr ein Wellen-reicher Fluß
Um die durchstreiffte Haut erhitzter Fersen spielet.

Und so wird ihre Flucht umdämmet,
Und ihrem Fuß ein Ziel gesteckt,
Weil dort der nahe Phöbus schreckt
Und hier der Strohm das Lauffen hemmet;
Sie schreyt: Es decke mich die Fluth!
Ich will, und kan nicht weiter dringen,
Wie bald wird des Verfolgers Gluth,
Der Keuschheit Wiederstand mit frechen Armen zwingen?

Sie starrt und wurtzelt in der Erden,
Apollens Hand berührt sie kaum,
So sieht er sie zum Lorber-Baum,
Den schwancken Leib zum Stamme werden.
Der hingestreckten Arme Paar,
Verliehrt sich in durchflochtnen Zweigen,
Und ihres Hauptes flattrend Haar,
Muß den begrünten Schmuck gespitzter Blätter zeigen.

So Kummer-voll sind Phöbus Triebe,
Doch seines Unsterns strenger Blick
Zerstöhrt nicht seiner Kinder Glück,
Ihr Glück ist grösser in der Liebe.
Mein Freund! dem seine Wissenschafft
Apollens Künste lässet lesen,
Ist ihm durch seines Schicksals Krafft
An Kunst zu heilen gleich, doch nicht an Quaal gewesen.

Dein angesteckter Geist empfindet
Die heisse Würckung der Natur,
Der Blitz der in dein Hertze fuhr,
Hat auch der Liebsten Brust entzündet.
So blüht Apollens Glücke nicht,
Vor dessen Kuß die Daphnis fliehet.
Dir strahlt der Doris Angesicht,
Weil sie die Liebe selbst nach deinem Schoosse ziehet.

Dein Glücke kan sich nicht verliehren,
Es stammet von des Himmels Wahl,
Der läst dich nicht zu deiner Quaal
Veränderte Gestalten spühren.
Ist die Verwandlung fest gesetzt,
Kan sich die Frau nicht Jungfer schreiben,
So wird, weil sie dein Fluß benetzt,
Ein grüner Lorber-Baum am feuchten Ufer bleiben.

Dann siegest du bey deiner Schönen,
Dann wird ein unvergänglich Blatt,
Das deine Faust gebrochen hat,
Den starcken Uberwinder kröhnen.
Das Glücke welches dich belohnt,
Weiß seinen Schatz dir auszutheilen,
Wenn dieses deine Lorbern schont,
Was schadet dir die Wuth gespitzter Donner-Keilen?

An dem Rohdischen und Roßischen Hochzeit-Feste

stellte man den Herrn Bräutigam als einen glücklichen Philosophum vor.

DAs Lodern deiner Hochzeit-Kertzen
Durchstrahlet die vergnügte Brust,
Ich sehe deinen Hymen schertzen,
Und freue mich bey deiner Lust;
Doch soll der Klang der hellen Seiten,
Soll ihr entzückter Thon so rein,
So schön als deine Liebste seyn,
So muß der Bräutigam das Hochzeit-Lied bereiten.

Er mag den Helicon besteigen,
Auf dem er längstens Bürger ist.
Er mag die Freuden-Ströhme zeigen,
In welche sich dein Glück ergiest.
Sein Feuer mag ihn selbst bewegen;
Es falle seine Geister an!
Er mag, wenn ich nicht tichten kan,
Sein eigen Lorber-Blat zu seinen Myrthen legen.

Mein Weyhrauch riechet nicht nach Griechen,
Die Venus bannt sie vom Altar.
Ich mahle nicht mit stumpffen Strichen,
Der Alten Weisen graue Schaar.
Was soll der Stagiriten Ehre?
Was Plato auf dem Hochzeit-Saal?
Du übertriffst sie allzumahl,
Und zeigest die Vernunfft durch Ubung ihrer Lehre.

Die Logic wird man preisen müssen,
Wodurch die Kunst die Hertzen zwingt.
Wenn sie, mit wohl-verknüpfften Schlüssen,
Die Meinung in die Seele bringt.
Was hört man Philosophen klagen?
Daß ihre Kunst nicht fruchtbar sey,
Mein Rohde stimmt mit diesen bey,
Sein Syllogismus kan ihm tausend Früchte tragen.

Du darffst nichts durch die Loca führen,
Der Schluß ist eh du denckest da,
Du kanst mit Freuden disputiren,
Du wehlst ein reiches Problema,
Und dein Auditor lernt mit Lachen
Was eine Wäyse wissen muß,
Du wirst als Analyticus
Die Demonstration bald a priori machen.

An Phyllis.

WEr raubt mir Freyheit und das Hertz?
Ich bin mit Pfeil und Brand verletzet,
Ach wie empfindlich ist mein Schmertz!
Nun wird dem Räuber nachgesetzet.
Doch der verfolgte Amor lacht,
Er kan im finstern leicht verschwinden,
Wer kan, bey dunckel-brauner Nacht,
Den schnellen Missethäter finden?

Weil er geheime Zuflucht weiß,
Bleibt der Verräther uns verstecket;
Denn Phyllis schwartzer Augen-Kreiß
Hat ihn mit Schatten überdecket.
Nun hat sich seine Furcht gelegt,
Sie selbst will den Verbrecher schützen,
Und der Verfolger weiß, es pflegt
Aus schwartzen Wolcken scharff zu blitzen.

Man weicht, man flieht, man fürchtet sich,
Wer will mit dieser Schönen brechen?
Auf! Amor, auf! und rüste mich,
Du kanst mich leicht an Phillis rächen.
Laß der entbrannten Fackel Krafft,
Ihr Funcken durch die Adern streuen:
So wird bey ihrer Leidenschafft
Mich meine Marter selbst erfreuen.

Du wirst einmahl der lauten Pein,
Ein unverschloßnes Ohre reichen,
Die Liebe muß empfindlich seyn,
Wenn unsre Thränen sie erweichen;
Es scheint, es rühret dich mein Schmertz,
Du selbst beklagst mein Ungelücke,
Behalte mein geraubtes Hertz,
Und gib mir Phyllis Hertz zurücke.

Aus dem Theocrito Id. 19. übersetzet.

Der Honig-Dieb.

DEn Dieb, den Amor hat die schlimste Bien gestochen,
Als er den Honigseim aus einem Stock gebrochen.
Der Finger Spitzen ward von scharffem Schmertz entbrannt,
Er bließ zur Linderung in die verletzte Hand,
Er sprang, er schlug vor Pein die Finger auf die Erden,
Die er der Mutter zeigt, mit kläglichen Geberden.
Er schmähete und rieff: wie klein die Bienen seyn,
So drückt des Stachels Stich doch solche Wunden ein!
Du bist den Bienen gleich: sagt Venus ihm mit lachen:
Und kanst, so klein du bist, doch grosse Wunden machen.

Anhang
Einiger zu spät eingelauffenen Gedichte.

Ahndung über die längst-erwünschte Schwangerschafft Der Allerdurchlauchtigsten, Allergroß-mächtigsten Frauen, Fr. Elisabeth Christinen, Sr. Römisch-Kayserl. Maj. Carls des Grossen, Preißwürdigsten Gemahlin,

Welche bereits im letztverwichenen Julio 1723. zu Königsberg in Preussen, in folgenden Gedancken, bekannt gemacht, nun aber bey herannahender Dero höchstglücklichen Entbindung in tieffster Unterthänigkeit überreichet worden.

Verhängnüß, dessen Hand der Reiche Grund-Stein legt,
Mit ewig-starcker Macht baut, stützet und zerschlägt,
Das, wenn der Himmel winckt und durch entbrannte Blitze,
Der Scepter Gold zerschmeltzt, der Fürsten stoltze Sitze
Wie leichten Grauß zerstäubt: o Krafft die alles kan!
Auf! streck an Carols Thron der Arme Seulen an.
Laß sein umstützter Grund den rauhen Anfall schwächen,
Der Feinde Pfeil und Schwerdt, der Zeiten Stürme brechen.

Ver-

Verschmähe Kayserin nicht dieses Opffers Brand:
Vielleicht kennt Teutschland noch die Bilder meiner Hand, a)
Die deines Carols Haupt umzirckt mit Lorber-Zweigen,
Den Schutz bedrängter Welt, der Feinde Schrecken zeigen,
Wenn er die Krieges-Gluth, in Barbar- Blut erstickt,
Und in zwey Zügen schon den Adler weiter schickt,
Als das getriebne Rad gehemmter Sieges-Wagen,
Kaum in zwey hundert Jahr die Käyser hat getragen.

Entzückte Käyserin! bewundre deinen Held.
Der Arm so dich umfaßt, regiert und schützt die Welt.
Ein unvergänglich Blatt von seinen Sieges-Kräntzen,
Wird mehr als Gold und Stein um deine Scheitel glänzen.
Sein Strahl hat dich verklärt; doch deine Majestät,
Dein Himmel- hoher Geist hat dich ihm gleich erhöht.
Die Anmuth muß gekrönt an deiner Seite sitzen,
Kan auch ein schöner Haupt der Reiche Kronen stützen?

Wie nach gestürtzter Nacht Aurorens Angesicht,
Durch das entschloßne Thor verdrungner Schatten bricht,
Jemehr sie weiter steigt, mehr Herrlichkeit entdecket,
Durch die verdünnte Lufft die lichten Rosen strecket,
Worauf der frühe Thau wie Diamanten spielt,
Der die bewegte Brust mit frischen Perlen kühlt,
Die alle Fruchtbarkeit in ihre Kugeln schliesset,
Aus der des Himmels Safft, der Erden Nahrung fliesset:

a) Des Autors Carl den Sechsten worin er in 5 Theilen den Sieg über die Türcken beschreibet.

So reichest Du dein Haupt, Licht-volle Käyserin,
Du Freude deines Reichs! der Länder Krohnen hin.
Die hohe Stirne hat das Gold besteinter Bogen,
Das purpurne Gewand, den Fürsten Leib umzogen,
Die Perlen-reiche Last vermehrt der Glieder Pracht,
Fehlt etwas so dich noch Auroren ähnlich macht?
Nein, deine Fruchtbarkeit, die Krafft von Carols Lenden,
Wird bald Europens Furcht, des Reiches Kummer enden.

Seht wie das Schicksal uns schon güldne Zeiten bringt,
Und die verschloßne Macht der harten Sterne zwingt,
Die schon den Lebens-Thau aus reinen Quellen giessen.
Biß aus gesencktem Strahl die rege Geister fliessen,
Der Himmel leitet sie in einer Heldin Schooß,
Bricht ihres Leibes Band und unsers Kummers loß.
So läst der Käyser-Stamm, aus Safft-gefüllten Zweigen,
Wie theure Aloen, nur späte Blüthen zeugen.

Der Himmel rufft, dein Stamm soll ewig daurend seyn!
Die starcken Knospen bricht kein erster Frühlings-Schein:
So muß es itzo seyn, so ist es sonst gewesen.
Läst der Geschichte Buch uns nicht dies Schicksal lesen?
Dies zog den Leopold vom rauchenden Altar
Zum leeren Käyser-Thron, eh Carl und Joseph war,
Doch da die Jahre zu, die Hoffnung abgenommen,
Sieht das entzückte Reich zwey junge Helden kommen.

Schau Käyserin dein Volck, das schon entgegen sieht,
Weil Dir und deinem Carl noch Krafft und Jugend blüht.
Der Himmel wird den Held nicht zu den Sternen rücken,
Die Sehnsucht- volle Welt muß erst sein Bild erblicken,
Das Reich den Käyser sehn, der durch das tapffre Blut
Die Tugend in sich zieht, und seines Geistes Glut.
Carl kan unsterblich seyn durch tausend grosse Thaten,
Vor sich, nicht vor das Reich; wie wird der Welt gerathen?

Komm, komm erseuffzter Tag! und ist es auch die Nacht,
An der Europens Heil, der Zeiten Licht erwacht.
Tag, dem an Herrlichkeit kein Morgen zu vergleichen!
Nacht, der an Pracht und Licht bestrahlte Tage weichen!
Komm, hohes Käyser-Blut! die Zwietracht ist erstickt,
Die deine Wiege schon, o Hercules, zerdrückt,
So muß dies nahe Glück der würdigsten Christinen,
Als Ihrem Carl der Sieg, und ferne Völcker dienen.

Den

Der mit einem sterbenden Christen kämpffende Todt

Ward bey dem Leich-Begängnüsse HERRN Johann Ernst Wiludtzki, Sr. Königl. Maj. in Preussen Geheimten Secretarii, den 5 Junii 1722. in einer Cantate aufgeführet.

Der sterbende Christ.

ARIA.

SO bricht der Kercker siecher Glieder!
So trennet des Erlösers Hand;
Der freyen Seelen Sclaven Band,
Sie hebt sich bey dem Fall der Leichen,
Und kan, nun sie die Flügel schwingt,
Der Sehnsucht letztes Ziel erreichen,
Wenn sie nach ihrem Ursprung dringt,
Ihr Wesen floß aus GOttes Hand.
So bricht der Kercker siecher Glieder,
So bricht der Seelen Selaven-Band.

Der Todt.

Wer triumphirt? wenn ihn der Tod besiegt,
Wer lachet in der Quaal?
Darff der noch Lust und Muth erhöhen,

Der

Der, der Verweßlichkeit zu Füssen liegt?
Wer kan wohl bey dem Donner-Strahl
Der die Natur erbebt noch unbeweglich stehen?

Der sterbende Christ.

Die Hoffnung der Unsterblichkeit
Schützt mich vor deinem kalten Schrecken,
Dein Schatten wird mir nicht
Mein zitternd Haupt bedecken,
Ich kan mich in mein Sarg als in mein Bette legen,
Mir strahlt der Morgenstern, was kan mir Furcht erregen?

Choral.

JEsus meine Zuversicht,
Und mein Heyland ist im Leben,
Dieses weiß ich, soll ich nicht
Darum mich zu frieden geben,
Was die lange Todes-Nacht
Mir auch vor Gedancken macht.

Der Todt.

Erschreckt dich nicht die scheußliche Gestalt?
Das starre Blut wird in den Adern kalt,
Sinn und Empfindlichkeit nimmt mit den Kräfften ab,
Dein danckles Auge muß dir selbst ein Grab
Auf dem erblaßten Antlitz werden,
Dort öffnet sich der finstre Schooß der Erden.
Du kennest niemand mehr,
Dich kan auch niemand kennen.
Mehr! Leib und Seele muß sich von einander trennen.

Der sterbende Christ.

Arioso.

Laß sich den Geist vom Cörper trennen,
Er scheidet sich von seiner Pein,
Man mag mir Todes-Zeichen nennen,
Weil sie nur Freuden-Zeichen seyn.
So bricht der Kercker siecher Glieder,
So trennet des Erlösers Hand,
Der freyen Seelen Sclaven-Band.

Der Todt.

Ich wincke dir, und die Natur rufft nein!

Der sterbende Christ.

Ich aber ja!
Verlangter Tag! ist schon mein Ende da!

Der Todt.

Jagt dir dein Angesicht nicht selbsten Schrecken ein.

Der sterbende Christ.

Ich sehe nicht nach mir,
Ich sehe nur nach Golgata,
So rufft mein Mund, O GOtt, zu dir:

Choral.

Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod,
Und laß mich sehn dein Bilde
In deiner Creutzes-Noth
Da will ich nach dir blicken,
Da will ich Glaubens-voll
Dich fest an mein Hertz drücken,
Wer so stirbt der stirbt wohl.

Der Todt.

Und dennoch must du sterben.

Der sterbende Christ.

ARIA.

Man lebet nur, damit man sterben,
Man stirbt nur, daß man leben kan;
Wie schnell ist doch die Flucht der Zeiten,
Wie schnell läufft doch der Jahre Fluß!
Doch fängt sich bey dem Lebens-Schluß,
Der weite Raum der Ewigkeiten,
In ungemeßnen Kreysen an.
Man lebet nur, damit man sterben,
Man stirbt nur, daß man leben kan.

Der Todt.

Und dennoch must du sterben!

Der sterbende Christ.

Hinweg, hinweg,
Ich übersiege dich und die Natur,
Ach schwinge nur
Die schwartzen Sieges-Zeichen,
Um das verlohrne Haupt verdammter Leichen,
Die dir den Leib, den Geist der Hölle geben,
Ich fliege Himmel-an, hier soll ich ewig leben.

A R J A.

Unerschöpffte Seeligkeit,
Reichthum nie geschmeckter Freuden,
Süsse Quellen reiner Lust,
Ströhmt durch die verklärte Brust.
Auch ein hundertjährig Leyden,
Das mit tausend Foltern dräut,
Ist nicht werth der Herrlichkeit.

Unbeschreiblich helles Licht,
Das kein sterblich Aug erblicket,
Nie erhörter Wunder-Thon,
Der mir vor des Lammes Thron,
Den entbrannten Geist entzücket,
Wenn das dreymahl Heilig klingt,
Und durch alle Himmel dringt.

Lernt Sterbliche! den Schein der Lust verschmähen,
Die alle wahre Lust zerstöhrt,
Hier seht ihr, was kein Auge hat gesehen,
Hier hört ihr, was kein Ohre hat gehört,
Und was in keines Menschen Hertze kommen.

Choral.

O wie seelig seyd ihr doch, ihr Frommen, &c.

Der für die Erlösung des Menschlichen Geschlechts Gemarterte Jesus,

Und das zum Zeichen der Versöhnung, und Andencken seines bittern Leydens eingesetzete Testament des Heiligen Abendmahls, in folgender Cantata vorgestellet.

ARJA.

Tutti.

Gläubige Seele.

GEquälter Heyland zeige dich!
Voll Eyter, Striemen, Blut und Wunden,
Verschmäht, gegeisselt und gebunden:
Laß diese harte Brust,
Nun du zerschlagen bist, ein scharffer Schmertz zerschlagen,
Erfülle mich
Bey deinen Marter-Plagen,
Mit einer seeligen und unerforschten Lust,
Gequälter Heyland zeige dich!

Du zeigst dich schon,
Du wahrer GOtt und Menschen-Sohn,
Doch du erscheinest nicht
Auf deinem Wolcken-Thron,
Auf dem du als auf einem Wagen fährest,

Dein

Dein Kleid ist nicht mehr Licht,
Du zeigest dich mir nicht,
Wie du die rohe Welt mit Blitz verzehrest,
Und deiner Diener starcke Schaaren
In schnelle Winde kehrest.
Wie sie dein Winck zu Feuer-Flammen macht,
Und Felsen von einander fahren,
Wie dein gerechter Eyfer glühet:
Davon die Erde raucht, der Himmel kracht,
Daß selbst der Berge Grund vor deinem Schelten fliehet.

ARIA.

Tochter Zion.

Ich zittre nicht
Doch jedes Auge weinet!
Du zeigest dich in deiner Pein,
Du zeigest nicht die rächende Gewalt,
Denn die geschändete Gestalt,
In der mein JEsus mir erscheinet,
Kan kläglich, nicht erschrecklich seyn.
Ich zittre nicht
Doch jedes Auge weinet.

Mein Hertz und Auge bricht,
Wenn sein beflecktes Angesicht
Ihm voll geronnen Blut und Speichel klebt.
Der sonst den Himmel konnte stützen,
Wird nun durch Schmach und Schmertz gebeugt,
Wenn Dorn und Stahl mit ungezehlten Spitzen,
Ihm Stirne, Hand und Fuß durchgräbt:
Wie ein zerrißnes Feld sich zeigt,

Das die geschärffte Pflüge drücken,
So zeiget sich sein Striemen- voller Rücken.
Welch Felsen-Hertz wird nicht bewegt,
Wenn ein verfluchtes Holtz der Menschen Seegen trägt?

Choral.

Du wirst gegeisselt und mit Dorn gekrönet,
Ins Angesicht geschlagen und verhönet,
Du wirst mit Eßig und mit Gall geträncket,
Ans Creutz gehencket.

Gläubige Seele.

Allein er murrete keinmahl
Bey seiner harten Quaal,
Er schwieg, und hat die Zunge nicht gerühret,
So, wie ein Lamm, das man zur Schlacht-Baack führet.

Arioso.

Weichet, weichet,
Zieht, zieht von euren Feinden aus,
Der Herr zerbricht eur Sclaven-Hauß,
Des Pharaonis Schwerdt,
Des Würgers Arm ist von euch abgekehrt,
Wenn Lammes-Blut die Pfosten überstreichet.

ARIA.

Laß dein erpreßtes Klag-Geschrey
Sich mit Egyptens Lasten mehren,
Der HErr wird Jsrael erhören.
Der starcke Feind der Tyranney,
Der GOtt der Väter lebet noch,
Er haßt dein unerträglich Joch,

Er machet seines Volcks geplagte Schultern frey,
Er hat dein Dienst-Hauß schon zerstöhret,
Und dein erpreßtes Klag-Geschrey,
Erlößtes Israel erhöret.

Jünger.

Wo wilst du, HErr, daß wir
Das Osterlamm genüssen?

JEsus.

Geht hin zu einem in die Stadt,
Und sprecht zu ihm der Meister läst dir wissen,
Was er uns selbst befohlen hat,
Die Zeit ist hier,
Er will bey dir
Mit seinen Jüngern Ostern halten.

ARIA.

Starcker Leu aus Juda Stamme!
Wirst du nun zum schwachen Lamme?
JEsu, deine Macht zerfällt:
Ach, wie liebst du doch die Welt,
Daß du der befleckten Erden
Kanst ein reines Opffer werden.

Evangelist.

Am Abend kam er in den Saal
Zu dem bestellten Abendmahl,
Und als sie nun zu Tische saßen,
Und seine Zwölffe mit ihm aßen,
Nahm er das Brodt
Und danckete, und brach und gab es ihnen

JEsus

Und sprach: Nehmt hin, und esset.
Das ist mein Leib für euch gegeben,
Die Sünden auszusühnen.

Accompagnement.

Evangelist.

Ermesset
Die Grösse der bezahlten Schuld,
Sein Todt gebiehrt eur theur erkaufftes Leben,
Vor Menschen-Seelen wird selbst GOttes Leib gegeben.
O Abgrund väterlich r Huld!
Er selbst spricht: Nehmet hin und esset,
Ach schliesset Hertz und Lippen auf.
Darauf
Nahm er den Kelch und danckete,
Gab ihnen den und sprach: Trincket alle daraus;
Dieß ist mein Blut
Des neuen Testamentes Blut,
Das nun vor euch und viele wird vergossen,
Und der verdammten Welt zu gut,
Vom Creutzes-Stamm herab geflossen:
Diß thut, so offt ihrs thut,
Wenn euch mein Leichnam speist, wenn euch mein Blut wird tråncken,
Zu meines Leidens Angedencken.

A R I A.

Grauser Abgrund öffne dich
Und den Feuer-vollen Rachen,

JEsus Seiten öffnen sich.
Jauchzet ihr erlößte Seelen,
Aus der Wunden tieffen Höhlen,
Ströhmt des neuen Bundes Blut
Uber alles Fleisch zusammen,
Diese rothe Wunder-Fluth
Wird die angesprützte Glut,
Wenn sie wütet, krafftloß machen.
Grauser Abgrund öffne dich

Da Capo.

Chorus.

Nun ich dancke dir von Hertzen,
JEsu, vor gesammte Noth,
Vor die Wunden, vor die Schmertzen,
Vor den herben bittern Tod;
Vor dein Zittern, vor dein Zagen,
Vor dein tausendfaches Plagen;
Vor dein Ach und tieffe Pein,
Will ich ewig danckbar seyn.

Zugabe
einiger
Gedichte.
von
J. C. G.

Lob- und Klage-Ode,

Womit der nunmehro unsterbliche Held

Petrus Alexowitz,

Den die Nachwelt an seinem bloßen Nahmen kennen wird, als Derselbe im Jahre 1725. den 8 Febr. dem gantzen Europa, mitten in dem Lauffe seiner großen Thaten, durch einen unverhofften Tod, entrissen ward, verehret und bedauret worden.

Ihr Völcker klagt! denn Moscau weinet,
Europa, komm, verhülle dich!
Ihr Länder, denen itzt fast keine Sonne scheinet,
Seht! euer Glantz verfinstert sich.
Verdunckelt euch ihr hellen Lichter,
Womit der Norden-Himmel blitzt;
Der Held, der Rußlands Thron besitzt,
Umflohrt durch seinen Fall viel tausend Angesichter:
Der Augenmerck der gantzen Welt,
Der Moscowiter Haupt, der große Petrus fällt.

Europa hört; doch Schmertz und Kummer
Beströhmen ihre Wangen nicht,
Vor Schrecken sinckt sie fast in einen Todten-Schlummer,
Ach seht! wie starrt ihr Augen-Licht!
So wenig sich die Klippen regen,
Wenn ein erboßter Nord-Wind stürmt,
Und Schaum und Wellen um sie thürmt:
So wenig scheint sich auch Europa zu bewegen,
Sie ist bestürtzt, sie schweiget still,
Biß ihre Wehmuth sich nicht länger bergen will.

Ein

Ein Ach! zerreist das Band der Zungen,
Ein tieffer Seuffzer trennt die Lufft.
Sie hat der Arme Paar vor Schmertz empor geschwungen,
Ich höre, wie sie kläglich rufft:
O du entsetzliches Geschicke!
Ist meine Wohlfahrt dir verhaßt,
Und strahlt dein Auge, mir zur Last,
Nur lauter Blitz und Grimm und Zorn-erfüllte Blicke?
Gestrenger Himmel! hörst du mich?
Ach nein, dein Ohr ist taub, und du verbirgest dich.

Ich schwimme noch in Blut und Zähren,
Die mir dein Eifer ausgepreßt.
Ich ächze, da dein Schluß in Ländern und in Meeren,
Mord, Schwerdt und Flammen wüten läst.
Iberiens betrübte Gräntzen
Sind noch mit Leichen überhäufft:
Die Glut, so weiter um sich greifft,
Läst auch in Gallien die Krieges-Fackeln gläntzen:
Germanien und Niederland
Beweint noch immerdar den kaum erstickten Brand.

Kaum hat die Fluth vom Donau-Strande
Das Blut der Türcken abgespühlt;
Wo Achmets freches Heer, im treuen Ungar-Lande,
Des Teutschen Adlers Blitz gefühlt:
So hat Bellonen wildes Rasen
Trinacrien mit Grauß erfüllt,
Das Meer, so von den Flotten schwillt,
Entsetzt sich mehr vor ihr, als Aeols rauhem Blasen.
Bald wird, da diese Wuth sich kehrt,
Der Frantzen halbes Reich durch Pestilentz verheert.

Ich

Ich sah indeß mit tausend Freuden,
Der Russen grossen Käyser an.
Ich war bereits bemüht mich prächtiger zu kleiden,
Und gieng mit Purpur angethan.
Warum? der Große Fürst der Scythen,
Ein Feind der alten Tyranney,
Vertrieb den Dunst der Barbarey,
Durch seiner Weißheit Strahl von allen Moscowiten.
Wie wallt mein Hertz! wenn es bedenckt,
Daß Petrus mir nur jüngst ein Käyserthum geschenckt.

Dieß Wachsthum mehrte mein Vergnügen,
Seht! sprach ich, dieser Held wird leicht,
Durch seiner Heere Macht halb Asien besiegen;
Weil alles seinen Kräfften weicht.
Der Tartar beugt schon Halß und Rücken,
Der Perser mattes Ispahan,
Sieht Ihn als seinen Retter an,
Und will sich eh vor Ihm, als vor Rebellen bücken.
Durch Mogols fernes Käyserthum,
Ja selbst durch China dringt sein ungemeiner Ruhm.

Doch alle Lust und Hoffnung schwindet,
Durch meines Schicksals strengen Schluß.
Der Tod, der ihm so bald die Helden-Glieder bindet,
Macht, daß ich Arme seufftzen muß.
O weh mir! Arm und Lenden schüttern,
Die Ohnmacht überfällt mein Hertz,
Die Thränen zeigen meinen Schmertz,
Ich sincke, wie ein Schiff in starcken Ungewittern.
Die Zunge starrt, wen ruff ich an?
Ach Rußland! klage du, weil ich nur seufftzen kan.

Sogleich läst Moscau sich im Bilde
Mit langen Trauer-Kleidern sehn.
Sie stützt ihr schweres Haupt aus Schwachheit mit dem
Sie weiß kaum selbst, was ihr geschehn. (Schilde
Bald sieht sie dort am weißen Meere,
Archangels grau-beeißten Strand;
Bald blickt sie auf den gelben Sand
Am Ufer Petersburgs, bald auf die Krieges-Heere.
Dann schauet sie auf Feld und Wald,
Und rufft, daß Berg und Thal von diesen Klagen schallt.

Held! Groß-Fürst! Vater! Herr und Käyser!
Dein früher Fall betäubt mich gantz.
Ach krönte mich noch itzt, statt der Cypressen-Reiser,
So wie zuvor, ein Lorber-Crantz!
Ach wärest Du nur noch am Leben,
Du meiner Wohlfahrt sichrer Grund!
So solte mein vergnügter Mund
Dein Lob, Dein grosses Lob durch manches Lied erheben.
Doch eitle Wünsche! blöder Sinn!
Wer sieht nicht, daß ich schon brraubt und elend bin?

Ach gar zu früh verwäystes Reußen!
Dein Schicksal strafft dich allzu hart,
Du fiengest erstlich an ein glücklich Land zu heißen,
Als Petrus dein Beherrscher ward.
Die Anzahl deiner ersten Czaaren
Wär ungezähmten Tygern gleich;
Drum blieb ihr weit-gestrecktes Reich,
Ein wüster Auffenthalt verwilderter Barbaren,
Ein ungebähnter Sclaven-Sitz,
Fast ohne Christenthum, Gelehrsamkeit und Witz.

Allein

Allein durch dieses Printzen Sorgen,
Ward dieser Nächte Dampff verzehrt.
So, wie der Sonnen-Gold durch einen hellen Morgen
Die Finsterniß in Licht verkehrt:
So wurden auch die schwartzen Dünste,
Der gröbsten Barbarey zerstreut,
Da dieser Held die Sittsamkeit,
Den Handel, und den Bau, den Schmuck der freyen Künste,
Und was noch sonst die Völcker ziert,
O ungemeines Werck! in Rußland eingeführt.

Er hat die halbe Welt durchzogen,
Und jedes kluge Volck besucht,
Doch nicht aus eitler Lust, nach stoltzen Ehren-Bogen,
Die das gedruckte Land verflucht.
Er wirfft den Scepter aus den Händen
Und wehlt sich einen Wander-Stab,
Er legt wohl gar den Degen ab,
Ein Seil umgürtet offt die Käyserlichen Lenden.
So schifft er durch den weiten Belt,
Und schauet unerkannt den besten Theil der Welt.

Er sieht mit Adler-scharffen Augen,
Der Nationen Wohlfahrt an.
Sein Witz wird bald gewahr, was ihm zum Vortheil taugen,
Was seinem Reiche nützen kan.
Er suchet aller Künste Meister,
Er tritt in ihre Werckstatt ein,
Der Käyser will ihr Schüler seyn,
Er lernt, und was er lernt, ergötzet seine Geister,
Dann kehret er vergnügt zurück,
Er langt in Moscau an und bringt ihm neues Glück.

Er fängt die Völcker an zu lehren,
Er zähmet sie, wie Orpheus that.
Die Weißheit läst sich selbst von seinen Lippen hören,
Er ordnet, er verneut den Staat.
Und wie Prometheus dort aus Erden,
Ein Heer beseelter Menschen schuff,
So läst sein Krafft-erfüllter Ruff,
Ein unbelebtes Volck so gleich begeistert werden:
Daß fremde Länder selbst gestehn:
Seht! Rußland kan mit uns in einem Paare gehn.

Ward nicht die Jugend edler Reussen,
Auf Academien verschickt?
In Franckreich, Engelland, in Holland, Teutschland, Preussen,
Hat man des Adels Kern erblickt.
Ja Petrus selbst legt hohe Schulen,
In seines Reiches Gräntzen an;
Wo Rußland alles finden kan,
Was hohe Seelen lockt den Musen nachzubuhlen,
Wo aller Künste Lehrer blühn,
Und zu des Landes Wohl geschickte Männer ziehn.

Auf Mars! du starcker Gott der Kriege,
Entwirff des Käysers Helden-Muth,
Beschreibe die von ihm so leicht erfochtnen Siege,
Mit der gestürtzten Feinde Blut.
Komm, zeige mir die Zahl der Kronen,
Die er in Ost und West erkämpfft,
Wenn er der Helden Stoltz gedämpfft,
Die theils am Norder-Pol und theils am Euphrat wohnen.
Vor diesem floh der Orient,
Vor jenem bebte man im gantzen Occident.

Wie,

Wie, wenn ein Löwe durch sein Morden
Halb Lybien in Furcht gesetzt,
Der wilden Thiere Grauß, der Mohren Schrecken worden,
Und sich an seiner Macht ergötzt;
Ein starcker Tyger sich empöret,
Mit Wuth-erfüllten Augen blitzt,
Und die bestürmte Höle schützt,
Darinnen ihm sein Feind die junge Brut gestöret,
Biß sich derselbe mit Verdruß,
Verwundet und geschwächt zurücke ziehen muß:

So ist es Schwedens Carl gelungen,
Vor dem die halbe Welt erschrack.
Er hatte stets gesiegt, ihn hatte nichts bezwungen,
Doch endlich kam sein Unglücks-Tag.
Er brach mit unerschrocknen Heeren,
In Rußlands rauhe Gräntzen ein;
Der Sieg schien ihm gewiß zu seyn,
Allein mein Czaar erwacht, den kühnen Held zu lehren!
Daß auch der beste Krieges-Mann,
Zelt, Lager, Sieg und Feld und Ruhm verliehren kan.

Wiewohl das Blut erschlagner Christen,
Ergötzte meinen Kåyser nicht,
Sein Sieg-gewohntes Heer muß sich von neuem rüsten,
Sein Heer, das immer glücklich ficht.
Das Haupt der Persischen Rebellen,
Empfindet seiner Waffen Krafft,
Der Printz, dem Petrus Hülffe schafft,
Der junge Sophi sieht des Feindes Arm zerschellen.
Er sieget und besteiget schon,
Durch meines Kåysers Schutz, den våterlichen Thron.

Wer kan mir den Verstand beschreiben,
Den er in Glaubens-Sachen wieß?
Ließ Petrus wohl sein Volck in tummer Blindheit bleiben,
Die sonst die Christen-Einfalt hieß?
Hat er ein äusserlich Gepränge
Im Dienste GOttes ausgedacht?
Gefiel ihm güldner Tempel Pracht,
Der Ceremonien und stoltzer Bilder Menge?
Dabey das Hertze gottlos bleibt,
Und der Verstand nicht weiß, ob, wie und was er gläubt.

Nein! Petrus hat das schnöde Wesen
Des Aberglaubens stets verdammt.
Er ließ mich GOttes Wort in meiner Sprache lesen,
Er besserte das Lehrer-Amt.
Wo vormahls blinde Leiter waren,
Verklärt sich ietzo der Verstand.
Die Wahrheit wird dem Volck bekannt,
Der Glaube fängt sich an mit Gottesfurcht zu paaren,
Und alle Welt versteht dabey,
Wie viel das Christenthum dem Helden schuldig sey.

Kaum hat Ihn eine Käyser-Cron
Den höchsten Häuptern gleich gemacht,
Die Ihm des Himmels Schluß zum höchstverdienten Lohne,
Der grossen Thaten zugedacht:
So freuen sich die höchsten Häuser,
Und stimmen der Erhöhung bey.
Die Welt vernimmt das Lust-Geschrey:
Viel Glück! dem Grossen Czaar, der Russen erstem Käyser!
Gantz Moscau macht ein Freuden-Fest,
Das sich vom Eiß-Meer an biß Derbent spüren läst.

Er

Er war es schon vorlängst gewesen,
Der blosse Titel fehlte nur,
Und Fama ließ die Welt nichts unverhofftes lesen,
Als man die neue Post erfuhr.
Man hatte längst von Jhm gepriesen,
Sein Geist, sein Leib sey Käyserlich;
Denn Muth und Klugheit hatten sich
In unserm Helden mehr als Königlich erwiesen;
Drum legte bloß die Crönung dar,
Was Petrus schon vorhin in aller Hertzen war.

Wiewohl was hilfft mir alles Glücke?
Mein Landes-Vater ist erblaßt!
Mein Petrus, meine Lust, --- hier bleibt das Wort zurücke,
Sie stammlet, sie vergehet fast.
So, wie in warmen Frühlings-Tagen,
Der Schnee, den Lufft und Sonne schmeltzt,
Sich dort von Carpaths Bergen weltzt,
Sieht man die Thränen-Fluth aus ihren Augen schlagen.
Die Seuffzer stopffen ihr den Mund,
Ihr Musen! macht den Rest von ihren Klagen kund.

Kein fremdes, kein ererbtes Wesen,
Hat diesen Printzen groß gemacht,
Wer seine Thaten liest, wird lauter eignes lesen,
Nur eigne Klugheit, eigne Macht.
Ein Irr-Stern scheint mit falschem Lichte,
Der Mond entlehnt nur seinen Glantz,
Drum scheint sein Cörper niemahls gantz,
Und äfft die Menschen auch bey vollem Angesichte.
Doch Petrus war der Sonnen gleich,
An eigner Majestät, Verstand und Tugend reich.

Wo hat ein Printz den Thron besessen,
Der so wie dieses Haupt regiert?
Der mitten in der Pracht kein einzigmahl vergessen,
Warum ihn Cron und Scepter ziert.
Wo hat man je ein Volck gefunden,
Dem unumschränckter Fürsten-Macht,
So tausendfaches Glück gebracht,
Als jedes Fürstenthum in Rußlands Reich empfunden?
Wem fällt ein grosser Nahme bey,
Dem Petrus nicht gantz gleich, ja vorzuziehen sey.

Ihr Künstler! mahlt ja diesen Helden
Zu keinem andern Helden hin.
Doch halt! was hört mein Ohr? komt Fama nicht zu melden:
In Rußland herrscht die Kayserin?
Ja! herrsche wohl Du Preiß der Frauen!
Da Petrus Dich so hoch geschätzt,
Und Dich auf seinen Thron gesetzt.
So kan die Welt in Dir ein neues Wunder schauen.
Vollstrecke, was Dein Held bedacht!
Und lindre, was Dein Land so voller Leid gemacht.

Prägt Musen! prägt den Ewigkeiten,
Das Bildniß dieses Kaysers ein.
Und kan Ihm auch diß Blat ein Ehren-Mahl bereiten,
So laßt es unvergänglich seyn.
Kein Schmeicheln hat die Hand geführet,
Die Sein unsterblich Lob entwarff;
Denn wer nichts hofft nichts fürchten darff,
Dem hat die Wahrheit selbst den freyen Kiel gerühret.
So lange dann der Erdkreiß steht,
Bleibt Petrus, und durch Ihn der Russen Reich erhöht.

Unter-

Unterthänige Gedancken,

bey dem im Jahr 1724. den 1 Januar. zum neun und dreyßigsten mahl gefeyerten Hochzeit-Feste

Des Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn,

Hn. Friedrich Ludewigs,

Erben zu Norwegen, Herzogen zu Schleßwig-Holstein, 2c. 2c.

Mit Der

Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen,

Frauen Louise Charlotte,

Erbin zu Norwegen, Herzogin zu Schleßwig-Holstein, 2c. 2c.

in Demuth überreichet.

HEld! dessen Scheitel kaum von so viel Myrthen glänzt,
Als Lorber-Zweige sonst dein Fürstlich Haupt umkräntzt,
Und dessen Arm sowohl die Feder, als den Degen,
Zu dieses Reiches Heyl bemüht ist anzulegen:
O Held! wenn mich bißher die Ehrfurcht schweigen hieß,
Wenn ich zu deinem Ruhm kein Lied erschallen ließ,
So wolte sich dein Knecht nicht zweifelhafft bedencken:
Ob er auch schuldig sey dieß Opffer Dir zu schencken?
Ach nein! das war der Grund des langen Schweigens nicht,
Ich fand mich noch zu schwach zu einem Lob-Gedicht,
Und schien mich, bey dem Glantz, der dich umstrahlt, zu scheuen,
Durch rauher Seyten-Klang dein Jauchzen zu entweyhen.

So schränckte sich mein Trieb, nach meinen Kräfften, ein,
So ließ ich meinen Schwung den Flügeln ähnlich seyn:
Weit besser, als wenn sich Verwegne unterwinden,
Dir, HErr! an Weyrauchs statt Wacholdern anzuzünden.
Denn da ich selbst bißher, in der gekrönten Schaar
Der Musen Königsbergs ein junger Lehrling war,
Vertrieb ich mir die Zeit mit leichten Neben-Wercken,
In Hoffnung, daß die Kunst sich mit den Jahren stärcken
Und höher würde gehn, als bis anher geschehn.
Indessen, wenn man Dich o Fürsten-Haupt! gesehn,
In unsers Königs Dienst, des Abends wie am Morgen,
Bey Tage wie bey Nacht, der Preussen Heyl besorgen;
So daß Dich auch kein Feind darüber schelten kan.
Dann hub ich offtermahls den heissen Seuffzer an:
Ach! könte doch die Kunst den hohen Grad erreichen,
Und meine Poesie des Hertzogs Thaten gleichen,
So solte künfftighin mein Dichten gantz allein,
Zu dieses Helden Lob, von mir gewidmet seyn.
Ich brannte gleich vor Lust den schlechten Reim zu adeln,
Ich fieng bald dies, bald das, an andern an zu tadeln,
Und besserte dabey der eignen Cither-Klang,
Indem ich offtermahls geringe Lieder sang,
Das ungeübte Rohr durch wiederholtes Singen,
In der belobten Kunst zur Fertigkeit zu bringen.
Zuletzt besann ich mich auf ein geschicktes Blat,
Das Deinen Ruhm, o Held! zu seinem Endzweck hat.
Wiewohl der Vorsatz fängt mich plötzlich an zu reuen,
Mein Räuchwerck taugt noch nicht auf dein Altar zu streuen.
Ja Herr! ich hätte dies wohl nimmermehr gethan,
Ich bliebe, wie zuvor, auf der gemeinen Bahn,
Wo heische Sänger sich mit lahmen Stimmen wagen,
Und doch voll Hoffnung sind ein Lob davon zu tragen.

Allein

Allein, was war zuthun? Dein Haar ist långst beschneyt,
Dein hohes Alter wåchst, und reifet mit der Zeit,
Und möchte mir vielleicht ins künfftige verwehren,
Den Demuths-vollen Blick auf deinen Glantz zu kehren.
Wer allzulange harrt, versåumt zuletzt die Pflicht:
Drumb wagte sich dein Knecht (mein Hertzog, zürne nicht!
Viel andre thun es ja die nicht viel besser singen)
Dies Lied, so hart es klingt, vor dein Gehör zu bringen.
Doch, allzuviel gewagt! Es reut mich abermahl,
Was dringt mein kühner Fuß in deinen Hochzeit-Saal?
Mein finstres Auge starrt, wo tausend Fackeln brennen,
Und kan vor Glantz und Licht und Schimmer nichts erkennen.
Was greifft mein heisrer Mund, der dich kaum nennen kan,
Dein Lob, das rechte Werck der grösten Dichter, an?
Wie kan mein matter Arm die stumpffe Feder schårffen,
Die Anmuth und die Pracht der Fürstin zu entwerffen,
Die noch itzund die Spur des Wesens blicken låst,
Das sie vor langer Zeit, am ersten Hochzeit-Fest,
Zur Göttin hat gemacht? Wie kann ich doch des Helden,
Des grossen Fürsten-Sohns erworbnen Ruhm vermelden,
Des Sohns, in dem der Geist des tapffern Vaters sitzt,
Auf den mein König selbst mit Gnaden-Strahlen blitzt?
Wie weiß mein blöder Blick mit unverwandten Sinnen,
Das Sternen-gleiche Licht erlauchter Princeßinnen
Von nahem anzusehn? Nein, nein! das ist zuschwer,
Wo nåhme wohl mein Geist dergleichen Kråffte her?
Drum Herr! verzeihe mir, ich habe mich vergangen,
Ich will mir niemahls mehr dergleichen unterfangen.
Dein allzuschweres Lob ersetzt dies Wunsch-Gedicht:
GOtt trenne noch das Band der festen Ehe nicht,
Ein immerwåhrend Glück muß Hollsteins Hauß vergnügen!
Mehr kan, mehr darff ich nicht zu diesen Zeilen fügen.

Die mit dem Glück nach funfzig Jahren neu-getroffene Vermählung,

TIT.

Herrn Johann Burchard Menckens,

Auf Görnitz,

Philos. und beyder Rechten Hochberühmten Doctoris, Sr. Königl. Maj. in Pohlen und Churfürstl. Durchl. zu Sachsen Hochbestallten Hof-Raths, und Historiographi, der Historien P. P. des grossen Fürsten-Collegii Collegiati, und der Königl. Englischen Societät Mit-Glieds, rc.

an Deroselben Geburts-Feste

Im Nahmen der Teutsch-übenden Poetischen Gesellschafft in Leipzig 1724. den 8 April betrachtet.

O Mencke! Dessen Glantz mit Strahlen-reicher Pracht
Dieß angebrochne Licht gedoppelt heller macht,
Verzeyhe, daß wir uns bey Deinem Jauchzen freuen,
Und unsre Körner auch zu fremdem Weyrauch streuen.
Dein Glücks-Stern rühret uns durch ungewohnte Krafft,
Durchdringet unsre Brust, erhitzt den Lebens-Safft,
Die Reitzung ist zu starck, sie könnte Felsen zwingen,
Drum soll, drum muß die Pflicht ein Demuths-Opffer bringen.

Doch wenn der matte Reim gantz ungewöhnlich klingt,
Wenn nichts als Härtigkeit zu deinen Ohren dringt,

Wenn

Wenn diese Lieder nur mit rauhen Thönen schallen,
So muß die gantze Schuld auf Dich zurücke fallen.
Dein Feuer flammet sonst die kalten Adern an,
Wo unser Eyß und Schnee nur Funcken fassen kan:
Nur ietzo, da wir Dich zum Zweck der Zeilen wehlen,
Läst deine Demuth uns den milden Einfluß fehlen.

Dein Wohlstand, Grosser Mann! ist deiner Tugend gleich,
An Tagen wirst du so wie an Verdiensten reich.
Das Glück ist dein Gemahl, und will nach funffzig Jahren,
Sich abermahl mit dir aus heisser Neigung paaren.
Es knüpfft zum andernmahl das nie-zerrißne Band,
Verspricht dir treu zu seyn, und bietet dir die Hand.
Man wird es kaum gewahr, man sieht es kaum geschehen,
So läßt sich unser Chor in tausend Wünschen sehen.

Vielleicht verwirfft man das, was hier die Muse schreibt,
Weil offt der Dichter Wahn die Sätze weiter treibt,
Als ihre Wahrheit geht, und nennt es ein Verbrechen,
Wenn Christen von dem Glück, nach Art der Heyden, sprechen.
Wiewohl es ist umsonst. Ein wohlgesetzter Christ
Begreifft, daß GOttes Rath kein blinder Zufall ist.
Er wird das feste Knie vor keinem Götzen beugen,
Doch diesen voller Glück und den voll Unglück zeigen.

Beglückt war dann der Tag! an welchem es geschehn,
Daß unser Haupt zuerst das Sonnen-Licht gesehn,
Sein Glück ließ damahls schon mit hertzlichem Vergnügen,
Des zarten Cörpers Last in seinem Schooße liegen,
Wir zeichnen dieses Licht auf dieß gedruckte Blatt,
Das mehr Beständigkeit als Ertz und Marmor hat,
Drum wird die späte Welt so wohl an unsern Mencken,
Als an den ersten Tag in seinem Leben dencken.

Es hatte dir das Glück, durch seiner Liebe Macht,
In unsrer Linden-Stadt die Wiege zugedacht:
Die Stadt wo Kunst und Fleiß die klugen Bürger schmücket,
Auf die Germaniens entzücktes Auge blicket:
Die Stadt, wo sich bißher der halbe Creyß der Welt,
Dreymahl durch jedes Jahr, mit Vortheil eingestellt:
Zum Zeichen, daß dein Glück vor dein besondres Wesen,
Was gantz besonderes zum Wohnplatz auserlesen.

Zum Vater gab es dir den hochgepriesnen Mann,
Den die Gelehrsamkeit noch nicht vergessen kan.
Er war, wie Socrates, ein Meister guter Sitten,
Und hat Alciden gleich die Laster-Brut bestritten.
O welch ein heller Stern in Leipzigs Lehrer Zahl!
Was du noch jetzt besorgst erfand er dazumahl,
Sein Werck, der ächte Kern beliebter Monath-Schrifften,
Vermag ihm heute noch ein Ehren-Mahl zu stifften.

Jedoch was hat man dir ein fremdes Lob bestimmt?
Ist das der beste Ruhm, den man von andern nimmt?
So müssen wir gewiß den frechen Sextus preisen,
Den eigne Laster doch aus Romuls Stadt verweisen.
Nein, Menckens grosses Lob braucht solcher Schmincke nicht,
Wie seiner Tugend Glantz kein abgeborgtes Licht,
Man darff das Auge nur auf seinen Schimmer wenden,
Er selbst ist starck genung den schwachen Sinn zu blenden.

Wie bebt? wie starret hier der überhäuffte Kiel?
Die Arbeit ist zu schwer, des Guten ist zu viel.
Wir düncken uns zu schwach den Vorsatz zu vollführen,
Und deines Glückes Huld vollkommen auszuspühren.
Doch die gerechte Furcht wird plötzlich ausgebannt,
Die lehrende Vernunfft ermuntert Muth und Hand,

Sie

Sie stärckt das feige Rohr, sie reitzet uns zum schreiben,
Und will uns mit Gewalt zu deinem Ruhme treiben.

Dein Glück fieng seine Gunst in früher Jugend an,
Und wieß dich damahls schon zur wahren Tugend-Bahn,
Biß Kunst und Wissenschafft in dem Gelehrten Orden,
Dein bester Zeit-vertreib und deine Lust geworden.
Dein Fleiß erhöhte bald die Gaben der Natur,
Er lenckte deinen Schritt auf deines Vaters Spur,
Und fieng schon dazumahl die Blüthen an zu zeigen,
Daraus anietzo noch viel hundert Früchte steigen.

Doch schrenckt kein enges Land erhabne Geister ein;
Die Welt, so weit sie geht, muß ihnen offen seyn:
Drum stellte sich das Glück dir also fort zur Seiten,
Und wolte deinen Fuß in fremde Länder leiten.
In kurtzem wurde dir das reiche Niederland
Und die beruffne Pracht Brittaniens bekannt.
In jenem hast du Fleiß; in diesem Witz gefunden;
Doch beydes ward von dir in einer Brust verbunden.

Kein Wunder daß dein Glück mit dir zurück gekehrt,
Und die Belohnungen vor dein Verdienst gewährt.
In Leipzig wurde dir der Lehrstuhl anvertrauet,
Darauf man dich bißher voll Ehrfurcht angeschauet.
Wie hurtig war dein Schritt auf dieser Ehren-Bahn?
Augustus setzte dich in Sachsen zum Thuan.
Dein Glücke ließ dir bald noch andre Kräntze flechten;
Denn Themis setzte dich zum Priester in den Rechten.

Hier ward der klugen Welt dein Wesen offenbahr,
Dein König nahm es selbst noch täglich besser wahr:
Drum schien sein tapffrer Arm, mit gnädigem Bezeigen,
Des schweren Scepters Gold zu dir herab zu neigen.

Und so erwieß dein Glück sich wieder in der That,
Du wurdest, theurer Mann, ein Königlicher Rath,
Und die vor kurtzer Zeit erhöhte Würde lehret,
Daß sich desselben Gunst mit jedem Tage mehret.

Der Britten edles Volck, das nur was edles liebt,
Und Fremden nicht so leicht den Ruhm der Klugheit giebt,
Ward endlich, durch die Macht der Wahrheit, überwunden,
Und du hast abermahl des Glückes Gunst empfunden.
Man setzte dich der Zahl der grösten Geister bey,
Und zeigte, daß bey uns auch ihres gleichen sey,
Weil jede Wissenschafft durch den berühmten Orden,
Dem Alterthum zum Trotz, sehr viel erweitert worden.

Geräth der freye Blick auf deiner Schrifften Gold,
Auf deine Poesie, auf deinen Leopold,
So fällt der blöde Reim von neuem in ein Schrecken,
Und will, durch seinen Dunst, nicht ihren Glantz beflecken.
Philander schreibt so schön, als nicht Ovidius;
Man siehet, daß auch hier dein Glück dich lieben muß:
Allein wir müssen uns dem schweren Werck entreissen;
Denn wer Philandern lobt, muß auch Philander heissen.

Nunmehr eröffnet sich dein voller Bücher-Saal,
Den dir das Glück geschenckt: Man sieht der Schrifften Zahl,
Man spühret den Verstand, womit du sie gewählet,
Da mancher ihren Werth nur nach den Bänden zählet.
Die Thüren thun sich auf; denn der verhaßte Neid
Sperrt deinen Vorrath nicht ins Joch der Einsamkeit,
Die Mißgunst darff kein Wort von Schloß und Riegeln sprechen,
Ein jeder darff die Frucht in deinem Garten brechen.

Wo bleibet dein Gemahl, das Labsaal deiner Brust?
Und ihr verjüngtes Bild, der Eltern Augen-Lust?

Und

Und deiner Söhne Paar, so voller Hoffnung blühet,
Auf die schon jedermann mit frohen Augen siehet.
Man spricht: Sie werden einst des Vaters Abdruck seyn:
O ungemeiner Mann! Dein Glück ist ungemein!
Wir finden uns zu schwach, ihm ferner nachzugehen,
Drum bleiben wir bey dir in tieffer Ehrfurcht stehen.

Wir bleiben etwas stehn, und kehren unsern Blick,
Von deinem hohen Ruhm, auf unser eigen Glück.
Du hast den ersten Grund zu diesem Chor geleget,
Das so viel Lieb und Lust zu seiner Sprache träget.
Dein Nahme, welcher uns so Muth als Ansehn schafft,
Verstärcket unsern Trieb, und giebt uns neue Krafft;
Wird die Gesellschafft nun in stetem Flore bleiben,
So ist das Wachsthum dir, o Mencke! zuzuschreiben.

Denn wie des Gärtners Fleiß der jungen Stäme Zucht,
Die er vorhin gepflantzt, zu rechter Zeit besucht,
Ihr Pfähl und Stützen setzt, den wilden Aesten steuert,
Den Stock gerade beugt, und so den Stamm erneuert;
So hat auch Menckens Arm, was er vorlängst gepflantzt,
Von neuem wiederum mit Sicherheit umschantzt,
Uns eifriger gemacht, ja endlich so erhoben,
Daß unsre Feinde selbst den guten Fortgang loben.

Ach! daß Mecänas nur nicht mehr am Leben ist,
Und seinen Gnaden-Strom auf unser Chor ergießt!
Ach! daß die Teutschen sich in fremden Sylben üben,
Und ihre Sprache nicht gleich andern Völckern lieben.
O Mencke! dem das Glück so viele Gunst erzeigt,
Ach mache, wo Du kanst, das Schicksal uns geneigt.
Laß das, was Du gepflantzt, zu keiner Zeit ersticken,
Vielmehr durch neue Krafft beständig höher rücken.

An Hoffnung fehlt es nicht, der Anfang ist gemacht,
Wir sehen allbereit der Teutschen Sprache Pracht,
Auf unserm Bücher-Schranck, in tausend Bänden gläntzen,
Ein Vorrath, das, was fehlt, nach Wunsche zu ergäntzen.
Und dabey bleibt es nicht, die Anzahl mehret sich;
Doch wer dieß alles sieht, sieht auch zugleich auf Dich,
Und denckt: wird Mencke nur das Haupt des Ordens bleiben,
So wird dies gantze Werck zu Nutz und Lust bekleiben.

Doch wie vergeht sich hier der abgewichne Kiel?
Er klagt, er wünscht, er sucht, er hofft vielleicht zu viel:
Drum soll er sich zurück zuMinckens Freuden kehren,
Und dieses Jubel-Fest mit frohen Wünschen ehren:
Erwege, Theures Haupt! wer liebt Dich so wie wir?
Vermählt sich ietzt das Glück zum zweyten mahl mit Dir,
So rufft dein treues Chor, ja Hertz und Lippen ruffen;
Besteige noch einmahl die funfzig Lebens-Stuffen!

Der Silber-helle Mond hat eben diese Nacht,
Den hochgestiegnen Schein zum vollen Licht gebracht;
Dieß könnte zwar die Kunst zum Sinnen-Bilde setzen,
Und drüber diese Schrifft: Philanders Wohlfahrt: ätzen.
Allein was nützet hier des Mondes Unbestand?
Sein wandelbarer Schein ist allzu sehr bekannt:
Drum soll das Denck-Bild sich in eine Sonne kehren,
Und so wie Menckens Glück gantz unverändert währen.

An Hoffnung fehlt es nicht, der Anfang ist gemacht,
Wir sehen allbereit der Teutschen Sprache Pracht,
Auf unserm Bücher-Schranck, in tausend Bänden glänzen,
Ein Vorrath, das, was fehlt, nach Wunsche zu ergäntzen.
Und dabey bleibt es nicht, die Anzahl mehret sich;
Doch wer dieß alles sieht, sieht auch zugleich auf Dich,
Und denckt: wird Mencke nur das Haupt des Ordens bleiben,
So wird dies gantze Werck zu Nutz und Lust bekleiben.

Doch wie vergeht sich hier der abgewichne Kiel?
Er klagt, er wünscht, er sucht, er hofft vielleicht zu viel:
Drum soll er sich zurück zu Denckens Freuden kehren,
Und dieses Jubel-Fest mit frohen Wünschen ehren:
Erwege, Theures Haupt! wer liebt Dich so wie wir?
Vermählt sich ietzt das Glück zum zweyten mahl mit Dir,
So rufft dein treues Chor, ja Hertz und Lippen ruffen;
Besteige noch einmahl die funfzig Lebens-Stuffen!

Der Silber-helle Mond hat eben diese Nacht,
Den hochgestiegnen Schein zum vollen Licht gebracht;
Dieß könnte zwar die Kunst zum Sinnen-Bilde setzen,
Und drüber diese Schrifft: Philanders Wohlfahrt: ätzen.
Allein was nützet hier des Mondes Unbestand?
Sein wandelbarer Schein ist allzu sehr bekannt:
Drum soll das Denck-Bild sich in eine Sonne kehren,
Und so wie Menckens Glück gantz unverändert währen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pietsch, Johann Valentin,

Herrn D. Johann Valentin Pietschen ... Gesamlete Poetische Schrifften
Bestehend aus Staats- Trauer- und Hochzeit-Gedichten

Leipzig 1725

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.48
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11089969-4
VD18 12339814-001